





1. D. 26



NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
24
NAPOLI

BIBLIOTECA

VITT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE



[Signature]

Parchetto

Num.° d'ordine

68

28075

~~A 2237~~



131

B. Prov. XXIV-24

3

23



649759

Freie Vorträge

VON

W. H. Riehl.

Erste Sammlung.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



Aus zwei Hörsälen.

Als Vorwort.

Echelling pflegte zu sagen: „die besten Gedanken kommen Einem auf dem Katheder,“ — vorausgesetzt, daß man die guten bereits mit hinauf bringt, möchte ich hinzufügen.

In dem doppelten Bemühen, gute und gutgeordnete Gedanken auf das Katheder mitzubringen, um dort die besten zu finden, sind diese „Freien Vorträge“ entworfen und durchgebildet worden.

Freie Vorträge heißen sie in zwiefachem Sinne; einmal, weil ich sie ursprünglich frei sprach und erst hinterdrein aufschrieb; dann aber auch, weil ich so frei war, in der Wahl wie im Gestalten der Stoffe meine eignen Wege zu gehn.

Reden und Schreiben ist zweierlei. Den Redner belauschen wir beim Arbeiten, der Schriftsteller bietet uns die fertige Arbeit. Wer darum spricht wie ein

Buch, der wird kalt lassen, und wer schreibt wie ein Redner, der ermüdet. Stenographirte Reden sind ein Nothbehelf für den Leser, — der nicht zuhören konnte; und abgelesene Reden ein Nothbehelf für den Redner, — der nicht reden kann.

Der freie Vortrag wird naturgemäß knapper und gedrängener, sowie man ihn aus der Sprache der Tribüne in die Sprache des Buches übersetzt. Denn der Leser kann nachdenkend bei einem Satze verweilen, er kann noch einmal zurückgreifen, wenn er den Faden verloren hat; der Hörer dagegen wird rastlos fort getrieben, bleibt er stehen oder blickt er rückwärts, so kommt er aus dem Zusammenhang. Der Redner soll Plan und Eintheilung seines Stoffes recht deutlich durchblicken lassen, — das könnte beim Schriftsteller pedantisch sein; er soll sich der kunstlos einfachsten Sprache befleißigen, welche im Buche auf die Dauer nachlässig erscheinen würde; es kann eine Tugend des Redners heißen, wenn er in einleitenden und umschreibenden Wendungen sich Zeit gönnt, seine Gedanken zu ordnen und den Zuhörern Athem läßt, diesen Gedanken ruhig zu folgen: die besten Schriftsteller hingegen lassen ihre Leser gar nicht zu Athem kommen, und von einem gedankenreichen Buche rühmt man, daß es den Leser zeitweilig zwingt, innezuhalten, um die erweckten Ge-

danken gleichsam mit geschlossenen Augen wiederholt zu denken. Umständliche Klarheit sei die Lösung des Redners, Klarheit ohne Umstände, des Schriftstellers.

Deßwegen aber ist die freie Rede nicht schmucklos; sie schmückt sich nur in anderer Weise wie das geschriebene Wort. Der Redner tritt uns persönlich entgegen, getragen von der Inspiration des Augenblickes, die sich im wechselnden Klangcharakter der Stimme, im wechselnden Tonfall offenbaren wird: schon dies ist ein Schmuck, den die kalte Schrift gar nicht wiedergeben kann; sie vermag ihn nur durch höhere Drucker des Styles einigermaßen zu ersetzen. Dennoch wird der Redner bei der gebotenen stylistischen Breite und Kunstlosigkeit leicht monoton, wenn er nicht auf andere Weise zu helfen und seinen im Einzelnen kunstlosen Vortrag wenigstens im Ganzen künstlerisch zu gestalten sucht. Dies kann er durch die wechselnde Form der Einkleidung. Alle meine Vorträge sind Lehrvorträge; aber ich hüte mich wohl, fortwährend bloß den Lehrton anzuschlagen. Schon auf dem akademischen Ratheder übt man damit dauernd keine Wirkung, wie viel weniger vor einem gemischten Publikum, vor Herren und Damen, die nicht bloß belehrt, sondern auch anmuthig angeregt sein wollen. Jeder erfahrene Redner weiß, wie es plötzlich lautlos stille wird im Saal,

wenn er am rechten Orte aus der lehrhaften Form in die erzählende übergeht, oder aus dieser in die schildernde, in die kritische, epigrammatische, in die humoristisch-ironische, in die pathetische, oder auch wenn er seinen Vortrag, dem Stoffe gemäß, ganz in eine dieser Formen kleidet, ein anderesmal aber eine völlig neue Form erwählt. Der Eindruck ist um so größer, und läßt sich mit demselben Mittel beim Schreiben nicht annähernd erreichen, weil zugleich naturgemäß auch der Klangcharakter der Stimme, das Tempo, die Dynamik des Tones wechseln muß. Ich habe es in diesem Sinne sogar gewagt, bei zwei der nachfolgenden Vorträge, dialogisch, ja halbwegs novellistisch zu improvisiren, und der Erfolg im Hörsaal rechtfertigte mein Wagniß.

Wird nun aber der frei gesprochene Vortrag gleichsam in eine andere Sprache übersetzt, wenn man ihn nachgehends umgestaltend niederschreibt, dann fragt es sich, ob ich überhaupt ein Recht habe, diese hier gedruckten Aufsätze noch „freie Vorträge“ zu nennen. Ich glaube doch! Denn wenn auch kein einziger Satz genau so gedruckt stünde, wie ich ihn gesprochen, so würden doch diese Essays völlig anders geworden sein, wären sie nicht von Haus aus freie Vorträge gewesen. Der Grundplan blieb unverrückt, die Gedanken blieben, die

Form der Einleitung blieb, und was das Wichtigste, der frische, freudige Schwung des Geistes, welchen man nur gewinnt, wenn man seinem Publikum Aug' in Auge sieht, die persönliche Fühlung mit dem Publikum, verließ mich auch am Schreibpulte nicht. Und so sind und bleiben diese Vorträge, obgleich sie wörtlich niemals so gesprochen wurden, dennoch meine „freien Vorträge“, und sollten einige meiner ehemaligen Zuhörer jetzt meine Leser werden, so zweifle ich nicht, daß sie die Wahrheit dieses Wortes empfinden.

Obgleich ich den Grundsatz habe, denselben Vortrag nicht zu wiederholen, so sind doch alle diese Vorträge zweimal gesprochen worden, aber in grundverschiedener Form, in verschiedenem Zusammenhang und in zweierlei ganz verschiedenartigen Hörsälen.

Die Schule der freien Rede war für mich der akademische Lehrstuhl, und ich habe seit bald zwei Jahrzehnten wohl Zeit genug gehabt, dort etwas zu lernen von dieser edeln Kunst. Im Hörsaale der Universität herrscht und soll herrschen die wissenschaftliche Systematik. Ein Collegium ist ein Ganzes und wer es beurtheilen will, der muß dem Vortrage vom Anfange bis zum Schlusse des Semesters folgen. Aber in diesem Gesamtgebilde gibt es ab und zu Episoden, die auch für sich bestehen können, Kapitel und Paragraphen, die zu freierer

selbständiger Ausführung locken. Ich habe als Probe in dieser Sammlung einige solcher Episoden aus meinem staatswissenschaftlichen Collegium mitgetheilt, und wenn der nichtakademische Leser oder die Leserin etwa den Vortrag über die „öffentliche Meinung“, über das „Plebiscit“ oder über die „Landtags-Dilettanten“ liest, so dürfen sie denken, sie hätten eine Stunde in meinem Collegium gesessen und zugehört, wie ich die betreffenden Paragraphen durcharbeitete, nur „mit etwas andern Worten!“

Alein auch alle übrige Vorträge dieses Buches entstammen in ihren Grundbestandtheilen dem akademischen Hörsaal. Nicht als ob ich dort über „Rheinlandschaften“ und „Alpenwanderungen“ oder über die „Leiden der kleinen Minister“ docirte. Ich trage Culturgeschichte nach den großen Perioden chronologisch vor und Politik und Sozialtheorie systematisch, und dabei finden jene Themen in der hier gegebenen Form keinen Platz. Aber der wesentliche Stoff- und Gedankengehalt meiner Themen ist dennoch in jenen umfassenden wissenschaftlichen Lehrvorträgen mit enthalten, nur in ganz anderem Zusammenhang. So sind mir meine Collegienhefte allezeit die reiche Rüstkammer, in welche ich greife, wenn es gilt, einen freieren, künstlerisch durchgebildeten Vortrag vor einem gemischten Publikum zu halten. Beide Aufgaben gewinnen bei diesem Verfahren: vor den Studenten

stähle ich mich für die populäre Rednerbühne und vor den Herren und Damen, die mich dort umringen, glätte und verfeinere ich meine Redegabe für das gelehrte Katheder.

Der Hörsaal der Universität besitzt die wunder-same Eigenschaft, den eifrigen Docenten jung zu erhalten: denn wie sollte es uns nicht verjüngen, wenn wir täglich unsere besten Gedanken durchbilden und in erweckende Worte fügen für die Blüthe der Jugend! Und doch birgt das täglich wiederkehrende Gleichmaß der Collegien eine verhüllte Klippe für die Kunst der Beredsamkeit. Der Lehrer bleibt geistesfrisch, aber die äußere Form seiner Rede versteift gar leicht in stehenden Wendungen und Manieren, — fast so leicht, wie beim Pfarrer auf der Kanzel. Man soll in erster Linie lehren, nicht darstellen: also tritt die gestaltende Kunst weit hinter den Inhalt zurück; dazu ist der Alletag ein grausamer Gleichmacher, und die Studenten sind genügsam in ihren Ansprüchen an einen original, geistvoll und harmonisch durchgebildeten Vortrag, weil sie's nur allzuoft sein müssen.

Hier kommt uns nun das moderne Associations-Wesen zu Hülfe mit einem andern Hörsaal. Ueberall entstehen Bildungsvereine, von den gelehrten und literarischen Klubs bis zu den Handwerkervereinen herab. Den

größeren Zusammenkünften soll in der Regel ein anregender Vortrag Gehalt und Weihe geben. Wir Deutsche lernen nachgerade reden und hören, während wir geraume Zeit blos schreiben und lesen konnten. Auch der Professor kann reden lernen in solchen Vereinen, er kann sich dort herausreißen aus den Schlingen des Katheder-Schlendrians.

Unter den Vorträgen dieses Buches stammen zwei aus diesem Boden; der eine wurde im Kunstgewerbeverein zu München, der andere im kaufmännischen Vereine zu Mannheim gesprochen.

Man gründete aber auch in vielen Städten eigene „Vereine für wissenschaftliche Vorträge.“ Ihre alleinige Aufgabe zielt also auf den Lehrstuhl, um welchen sich die ganze gebildete Gesellschaft — Herren und Damen in bunter Reihe — versammeln soll. Auch die Reihe der Redner und ihrer Themen ist meist bunt genug; denn man will Methoden und Resultate verschiedener Wissenschaften kennen lernen, wie sich dies ja für den Gebildeten ziemt, der auf Einem geistigen Gebiete zu Hause, auf den andern aber wenigstens als Gast orientirt sein soll.

In manchen Städten sucht der Verein die Vortragenden lediglich am Orte selber, und ist er arm an Geldmitteln, so kann er gar nicht anders. Darum

war dies Verfahren das anfängliche; denn die Sache hat arm und klein begonnen. Aber man kann auch in Folge eines Ueberflusses so verfahren, eines Ueberflusses an Candidaten für die Rednerbühne. So vorab in Universitätsstädten, wo es mitunter leichter wäre, hundert Redner aufzutreiben, als hundert Zuhörer. Man beschränkt sich also auf die heimischen Kräfte. Dies thut aber auf die Dauer selten gut.

Glänzender gestaltete sich darum das Unternehmen in reichen Industrie- und Handelsstädten, wo man zwar wenige Redner am Orte besitzt, dagegen desto mehr Mittel, die bedeutendsten Kräfte wechselnd von allen Enden Deutschlands zu berufen. Hier wartet nun des Professors eine strenge Probe. Vor und nach ihm sprechen berühmte Berufsgenossen von demselben Ratheder, er hört sie nicht, er hat für sich keinen Maßstab der Vergleichung, aber das Publikum hat ihn; also muß er das Höchste anbieten, um würdig mit den ungehörten Nebenbuhlern zu wetteifern. Die Luft eines solchen Hörsaals ist schwül, der Boden glatt; mancher gefeierte Gelehrte ist da schon ein wenig ausgeglitten. Der Verein, welcher ihn berief, bietet nicht bloß stattlichen Ehrensold; er ehrt auch den Gast oft mit einem Uebermaße persönlicher Auszeichnung und liebenswürdiger Gastfreundschaft; dafür kann er dann

aber auch mit Recht eine treffliche Leistung verlangen. Und überdies ist es ja nicht blos der Vortrag, welchen das Publikum hören will; es will in dem Vortrage den Mann hören, den Mann, welchen es vielleicht längst aus seinen Schriften kennt. Darum gilt es, Haltung und Form zu zeigen, vom Styl und Aufbau des Vortrags bis zur Dialektreinheit, bis zu Ton, Stimmbildung und Geberden herab. Die heilsame Zucht der Öffentlichkeit tritt hier auch an den deutschen Professor heran, der sonst nur allzu leicht geneigt ist, in der gemüthlichen Häuslichkeit seines akademischen Hörsaals sich recht bequem gehen und hängen zu lassen. Das Publikum sitzt bei dem Gaste in der Schule und ahnt nicht, daß der Gast da droben auf dem Ratheder oft noch viel mehr bei ihm in der Schule sitzt. Heutzutage reisen also nicht mehr blos die Sängerinnen, sondern auch die Professoren auf Gastrollen. Ich habe diese Gastreisen immer als wahre Studienreisen angesehen, auf welchen man in ernster und doch so festlich heiterer Arbeit erstaunlich viel für Buch und Ratheder lernt.

Ja ich kann sagen, ohne die Gastvorträge, zu welchen mich die wissenschaftlichen Vereine von Frankfurt a. M., Hamburg, Breslau, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Essen, Bielefeld und Darmstadt während der letzten drei Jahre

beriefen, wäre dieses Buch gar nie geschrieben worden. Es thut dem Gelehrten so gut, wenn er bei solchem Anlaß wahrnimmt, welch reges geistiges Streben unter den Kaufleuten und Fabrikanten des deutschen Nordens herrscht! Hierfür wollte ich Zeugniß geben, und dieses Zeugniß ist zugleich ein öffentliches Wort des Dankes.

Schon öfters hörte ich die Frage: „ob denn die Wissenschaft gefördert werde durch aphoristische Vorträge vor einem gemischten Publikum?“ Materiell und unmittelbar schwerlich, aber mittelbar und formell gewiß, und wäre es auch nur deswegen, weil der Gelehrte dabei seine Gedanken besser gestalten und aussprechen lernt. Ferner: „Ob die Zuhörer bei solchen gemischten Vorlesungen in irgend eine Wissenschaft gründlich eingeführt würden?“ Ganz gewiß nicht! Solche Vorträge sind gesprochene Essays, nichts weiter. Eine formvollendete Einzelstudie mag die Wissenschaft spezialistisch bereichern, neue Gedanken wecken, neue Gesichtspunkte erschließen, und uns ästhetisch erheben wie ein Kunstwerk; aber gründlich in die Wissenschaft einführen, wird sie niemals. Der Gelehrte ahnt, wie heiter die Kunst des Lehrens, der Ungelehrte, wie ernst die Kunst des Lernens sei. Und das ist äußerst nützlich für Beide.

Wer noch bezweifelt, ob der literarisch-wissenschaftliche Essay überhaupt ein Recht habe, der bleibt

bei den gedachten Vorträgen zu Hause, und wen es nicht reizt, einen Gelehrten oder Schriftsteller auch einmal in seiner Arbeit persönlich zu belauschen, der thut dergleichen und liest zum Ersatz etwa die Bücher des Mannes oder er liest sie auch nicht. Da es aber sehr viele Gebildete, ja sogar Gelehrte gibt, welche noch nicht ausschließend buchgelehrt genug sind, um sich blos mit gedruckten Autoren zu begnügen, Gebildete und Gelehrte, die zugleich jene literarische Form des Essay, welche schon Lessing und Schiller so glänzend in unser Schriftthum eingeführt, lieben und schätzen, so finden künstlerisch durchgebildete Lehrvorträge auch allerorts eine zahlreiche und gewählte Hörerschaft.

Wer diesen Gedankengang weiter verfolgen will, dem sei der erste meiner Vorträge zum Lesen empfohlen: „der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten“, — oder lieber gleich das ganze Buch, denn es nimmt, wie der ganze Autor, feste Stellung inmitten dieses Kampfes.

München, am 8. Februar 1873.

W. H. R.

Inhalt.

Erster Cyklus.

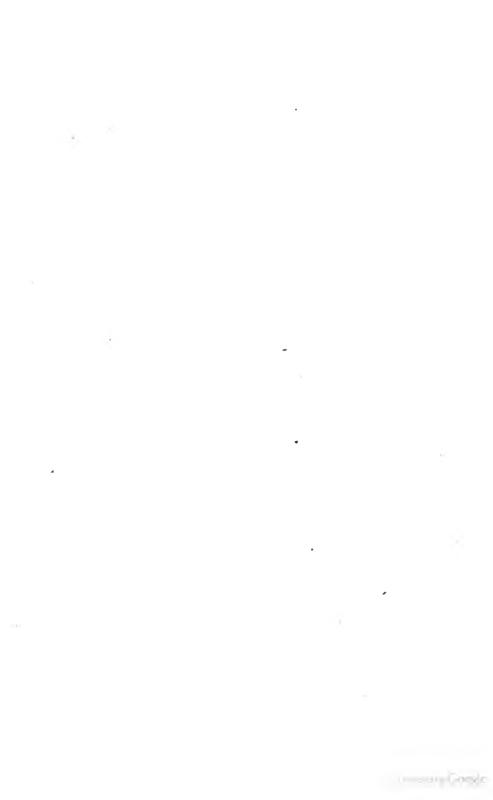
Culturgeſchichte.

	Seite
<u>Der Kampf des Schriftſtellers und des Gelehrten</u>	3
<u>Die deutſchen Kunſtſtädte</u>	30
<u>Rheinlandschaft</u>	57
<u>Alpenwanderung eines Hiſtorikers</u>	92
<u>Sebastian Münſter und ſeine Koſmographie</u>	135
<u>Der Ruſſer in der Bildergalerie</u>	161
<u>Die Popſperiode des deutſchen Liederſaſes</u>	197
<u>Gluck als Liedercomponiſt</u>	237

Zweiter Cyklus.

Politik.

Deutſche und franzöſiſche Freiheit	263
Das Plebiſcit und die politiſche Heuchelei	296
Oeffentliche Meinung und Gefühlspolitik	314
Die Partei	343
Verfaſſungskunde im Volkſtatechiſmus	383
Der Dilettant auf dem Landtage	413
Die Leiden der kleinen Miniſter	443



Erster Cyclus.

Culturgeschichte.

Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten.

(Gesprochen im „Verein für wissenschaftliche Vorträge“ zu Darmstadt, am 30. Oktober 1869.)

I.

Das Kampfgetöse der politischen, kirchlichen, socialen Parteien tönt so laut in unser Ohr, daß es selbst Taube hören können; ich rede hier von einem minder ohrenfälligen Kampfe moderner Gegensätze, von welchem Viele nichts merken, weil er in der Stille geschlagen wird, nur feineren Drigauen erkennbar. Dennoch bewegt er zahllose Geister und wirft einen kräftigen Gährungsstoff in all unsere höhere Bildung.

Dies ist der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten.

Vielleicht sind die beiden hier gegen einander gestellten Hauptwörter nicht ganz treffend; ich weiß aber keine besseren und helfe darum durch eine Erklärung nach.

Es treten uns zwei Männer der Wissenschaft gegenüber. Der Eine forscht im Archiv oder im Laboratorium nach

neuen Quellen und Thatfachen, und sinnet, wie er die bewegenden Gesetze des Erforschten ergründe. Er vertieft sich dabei ins Einzelne, er wird nothgedrungen Specialist, und indem er seine Ergebnisse in Schrift und Rede vorträgt, wendet er sich an den engen Kreis der Meister und Jünger des Fachs. Schreibt er ganze Bücher, so dient die Feder doch nur dem Zwecke, das Stoffliche seiner Forschung und die Gedankenkette seiner Erkenntniß scharf und rein im Worte wiederzugeben. Das Buch steht oder fällt in der Geschichte der Wissenschaft, und der Verfasser ist ein schreibender Gelehrter.

Ein Mann ganz anderer Art ist dagegen der wissenschaftliche Schriftsteller. Auch er forscht nach neuen Stoffen und neuen Gesetzen. Allein das Einzelne hat für ihn nur Werth, sofern es über sich selbst hinaus zu einem höheren Ganzen leitet, zum Aufbau eines in Form und Maßen harmonisch gefügten Werkes. Es drängt ihn dabei, viel mehr selber zu denken, als aufzuspüren, was Andere gedacht haben, und indem er verschiedene Wissenskreise verbindet, glaubt er auch dem Einzeltstoffe gerechter zu werden, als bei der specialistisch abgelösten Betrachtung. Er schreibt nicht bloß um des Stoffes willen; die in sich verschmolzene Doppeltkunst des Gedankenbaues und des Styles soll seinem Buche zugleich den Reiz der Schönheit gewinnen, und mit der Hand des Künstlers will er die Wahrheit entschleiern. Gelingt das Buch, so gehört es nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der Literatur.

So zeichne ich den Gelehrten und den Schriftsteller — zwei feindliche Brüder! Und doch sollten sie gute Brüder

sein; denn das Recht des Einen steht so fest, wie des Andern, Beide ergänzen sich, und Beiden drohet gleich sehr die Gefahr verderblicher Einseitigkeit. Eben darum liegen sie aber auch in Fehde miteinander.

Zur Zeit der „Stürmer und Dränger“ des vorigen Jahrhunderts rühmte sich ein bedeutender Schriftsteller, daß er niemals in eine Bibliothek gehe, und in unsern Tagen legt man einem sehr gründlichen Gelehrten das Wort in den Mund: er betrachte jedes Buch mit Argwohn, sowie er merke, daß es gut geschrieben sei — ein Argwohn, den er vielleicht bei seinen eigenen Büchern nicht zu fürchten braucht. Das ist eine alte Geschichte, die immer neu wird: der wissenschaftliche Schriftsteller zuckt die Achsel über den schreibenden Gelehrten, und umgekehrt, und jeder von Beiden hält seine Art für höher, echter und reiner. Solcher Rangstreit hätte nun an sich nicht viel zu bedeuten, man könnte ihn mit gutem Humor anhören, wie das Zankduett des Doctors und Apothekers in der alten Oper; allein der ungelöste Gegensatz greift unendlich tiefer: er ist nicht von heut oder gestern, sondern zieht sich ebbend und fluthend durch Jahrhunderte; bald waren die Gelehrten, bald die Schriftsteller obenauf, und stürzten sich wieder wechselnd durch ihre eigene Einseitigkeit, so daß dieser Kampf zum culturgeschichtlichen Wahrzeichen ganzer Perioden wird. Andererseits aber steht hier nicht bloß Mann gegen Mann, Partei gegen Partei; der Conflict greift auch verwirrend in die Seele des Einzelnen, gerade in den tiefer angelegten Naturen ringt der Gelehrte mit dem Schriftsteller, und nicht Wenige sind an diesem Widerstreit im eigenen Innern zu Grunde gegangen.

II.

Herrschen gegenwärtig die Gelehrten, oder herrschen die Schriftsteller?

Ohne viel Besinnen werden die meisten Stimmen den Gelehrten die Uebermacht zugestehen. Wir sind längst gewöhnt, die moderne Ueberlegenheit der strengen reinen Wissenschaft gegen frühere Perioden als ausgemachte Sache zu betrachten, während wir in der wissenschaftlichen Literatur zu größeren Altmeistern, mögen sie nun Lessing oder Platon, Schiller oder Tacitus heißen, bescheiden hinausblicken. Im Beobachten und Forschen gilt uns die heutige Schule schlecht- hin als die beste, während wir in der Kunst der Darstellung doch ganz getrost bei manchem längst Verstorbenen in die Schule gehen dürfen. Ueber die herrschende Wissenschaft selbst aber schwingt wiederum das Scepter: der gelehrte Specialismus. Wer da predigt, daß man sich einseitig aufs Kleinste beschränken müsse, um zur wahrhaft gründlichen Erkenntniß durchzubringen, dem fallen stracks Tausende bei; wer dagegen behauptet, daß man vorerst vielseitig müsse werden, um überhaupt recht fruchtbringend einseitig sein zu können, der wird kaum verstanden. Ein originaler Kopf gilt für bedenklich; Vielseitigkeit des Wissens ist verdächtig, Vielseitigkeit des Könnens noch weit verdächtiger. Der wissenschaftliche Schriftsteller steht vereinsamt; die Gelehrten dagegen halten fest zusammen, sie bilden eine unsichtbare Loge. Bedeutende und mittelmäßige Köpfe finden sich da brüderlich verbunden, und stützen und fördern einander. Denn gewiß ist dies: wir zählen Denker ersten Rangs zu unsern strengen

Fachgelehrten; andrerseits ist es aber auch einem ganz mittelmäßigen Manne möglich, ein berühmter Gelehrter zu werden, wofür er sich nur treu einer bewährten Schule anschließt und mit der guten Methode seiner begabteren Meister eisernen Fleiß verbindet. Ob es aber auch die gut geschulte fleißige Mittelmäßigkeit zum berühmten Schriftsteller bringen kann? Heutzutage wohl kaum; in früheren Zeiten war es möglich, und wird auch wieder möglich werden, nämlich wann wieder einmal die Schriftsteller herrschen.

Allein obgleich gegenwärtig die Gelehrten mächtiger sind, so lockt und reizt der Zauber schriftstellerischer Kunst doch nicht Wenige unserer größten Gelehrten. Ja, man hat sogar neuerdings gesagt: „Unsere größten Gelehrten sind unsere besten Schriftsteller.“ Epigramme treiben den Gedanken auf die Spitze, und übertreiben; dennoch liegt eine gewisse Wahrheit in diesem Epigramm. Diese Wahrheit enthüllt sich klarer in einem allgemeinen Satz: „Jede wirklich große Epoche der Wissenschaft bringt einen Friedensschluß im Kampfe des Gelehrten und des Schriftstellers, eine Versöhnung, und unsere Zeit würde gar nicht jene wissenschaftliche Größe besitzen, deren sie sich doch so gerne rühmt, wenn der Zug zu dieser Versöhnung nicht tief durch ihre Seele ginge.“

III.

Dies ist meine These. Um sie zu beweisen, eröffne ich zunächst Fernblicke, die Rundschau eines weiten culturgeschichtlichen Horizonts. Unvermerkt aber werden wir

aus der Ferne wieder zu uns selbst, zu unserm Ausgangspunkte, zurückgekehrt sein.

Es gab eine goldene Zeit, wo der Gegensatz des Schriftstellers und des Gelehrten noch ganz in sich versöhnt schlummerte — das classische Alterthum. Schreibende Gelehrte, die nicht schreiben können, waren damals noch unbekannt. Die Großmeister der Philosophie und Geschichte waren zugleich die bedeutendsten Prosa-Schriftsteller, und man nahm das ganz naiv hin, als ob sich's von selbst verstünde. In dieser unlösbaren Verschmelzung des literarischen und des gelehrten Elements ruht der Quell der ewigen Jugend, welche den besten antiken Prosa-Werken zu eigen fiel. Warum lesen wir fort und fort unsern Xenophon, Platon, Thucydides, Cicero, Tacitus? Warum gehören diese Männer nicht bloß den Fachleuten, sondern der gebildeten Welt? Wahrlich nicht wegen des gelehrten Stoffes, welchen sie uns heute noch bieten könnten, sondern wegen der Kunst der Gedanken, wegen der Kunst der Form, der Sprache, kurz, wegen des literarischen Kunstwerkes, welches diese Meister immer neu, original und schön vor unsern Augen aufbauen.

Und diese Harmonie von Wissenschaft und Literatur gehört wesentlich in das große Capitel der classischen Harmonie überhaupt. Als ganze Menschen überwandten die Alten auch den Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten, und wo in spätern großen Epochen die Gelehrten wieder ganze Menschen wurden und etwas Ganzes leisteten, da sonnten und erwärmten sie sich zuvor in den verjüngenden Strahlen dieser classischen Harmonie.

IV.

Ganz anders stand es im Mittelalter. Es entfernte sich eben so naiv von der Verschmelzung des gelehrten Forschens mit der literarischen Kunst, wie das Alterthum dieselbe naiv und von selber gewonnen hatte. Schon aus diesem einzigen Grund konnte das Mittelalter keine Glanz-epoche der Wissenschaft sein, auch wenn andere Gründe nicht dazu gekommen wären.

Das Mittelalter hat Chroniken, Biographien, Memoiren, Lehr- und Streitschriften; es hat Poesie und Prosa neben einander; es besitzt poetische Nationalliteraturen, aber keine Nationalliteratur der Prosa. Seine schreibenden Gelehrten brachten es nicht zum Schriftsteller. Kein Mensch liest heutzutage den Einhard, Widukind, Liudprand oder die Scholastiker um des literarischen Kunstgenusses willen.

Vielleicht wundert sich Mancher, wenn ich sage: „In den mittelalttrigen Büchern herrscht schroffste Theilung der Arbeit und einseitigster Specialismus.“ Und doch ist es so. Der Dichter und der Prosaiker gingen damals meilenweit geschiedene Wege. Niemand merkt es dem Nithart an, daß er gleichzeitig mit dem Dichter des Heliand schrieb, oder dem Arnold von Lübeck, daß er ein Zeitgenosse des Nibelungen-Sängers gewesen, während in jeder classischen Periode Dichter und Prosaiker in ergänzender Wechselwirkung stehen. Beide waren in der besten Zeit des Mittelalters sogar ständisch geschieden: der Mann des Volkes und der Ritter dichten wetteifernd, indeß der Kleriker gelehrte Bücher schreibt, jener in deutscher, dieser in lateinischer Sprache. Ja, der größte

deutsche Kunstdichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, war so weit von jener Wechselwirkung der Wissenschaft und Poesie entfernt, daß man ihm nachsagt, er habe überhaupt nicht einmal schreiben können. Mögen seine Gedichte dadurch gewonnen haben: die Wissenschaft gewinnt nicht durch solche Vereinsamung der Geister.

Ich nenne ferner das Mittelalter eine Blüthezeit des Specialismus. Man wird mir entgegen, daß gerade das Mittelalter die ausgesprochensten Polyhistoren besitze, und daß Albertus Magnus, der größte Vielschreiber Europa's, dessen Bücher nach Hunderten zählen, über alle Wissenschaften mit einander geschrieben habe. Als ob Einer nicht auch Specialist in der Vielschreiberei sein könnte! Und wer aus allen Wissenschaften mit äußerlichem Fleiß Bücher zusammenstellt, der ist ein solcher Specialist. Ist ein solches Verfahren möglich und nützlich wie zu Albertus Zeit, dann steht die ganze Periode eben wissenschaftlich tief. Himmelweit davon verschieden ist der wahre Universalismus, welcher gegentheils die Wissenschaftsgröße eines Zeitraums kennzeichnet. Er gründet nicht im Vielwissen als solchem, sondern in der weittragenden Gedankenmacht schöpferischer Geister, welche Resultate und Methoden verschiedener Wissenskreise verbinden, eine Wissenschaft der andern befruchtend dienstbar machen, und in der originalen und harmonischen Form der Darstellung dem wissenschaftlichen Werke das unvergängliche, allgemein gültige Gepräge des Kunstgebildes geben. Das vermochten die Scholastiker nicht, eben wegen ihres Specialismus der Vielwisserei, aber echte Universalisten wie Kant, wie Lessing und Humboldt vermochten es.

V.

Aus dem Mittelalter entwickelt sich die Renaissance — die Wiedergeburt der Wissenschaften. Sie bringt ein ganz neues Phänomen in Sachen unseres Kampfes. Die drei großen Propheten der Renaissance — Dante, Petrarca und Boccaccio — waren nicht bloß bahnbrechende Dichter, sie waren zugleich auch bahnbrechende Gelehrte. Bei Dante steckt der Gelehrte im Dichter; bei Petrarca und Boccaccio stehen Poesie und Gelehrsamkeit mehr neben einander, doch immer eng verbunden; bei allen dreien aber bedingt der künstlerische Umschwingung zugleich den wissenschaftlichen.

Durch die Kunst wurden wir wieder zum Alterthum geführt, zur Harmonie der antiken Wissenschaft. Die gelehrten Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts copiren die Griechen und Römer im Denken und Schreiben, ja sie versuchen selbst das antike Leben nachzuleben. Aber den Frieden des Schriftstellers mit dem Gelehrten haben sie daneben doch noch in einer besonderen Weise zu schließen versucht: sie machten Verse, lateinische Verse; und italienische Humanisten haben sich sogar zu Versen in der Muttersprache herbeigelassen; sie konnten sich eben auf Dante und Petrarca berufen. Die Wissenschaft der Renaissance sah ihren Messias in Platon — in dem größten Poeten unter den Philosophen des Alterthums. Der echte Humanist forschte wissenschaftlich; nicht minder gewichtig erschien es ihm aber eine elegante lateinische Prosa zu schreiben und einen glatten lateinischen Vers. Er war nicht Dichter um der Dichtkunst willen, sondern der Gelehrte dichtete, um

desto gründlicher ein Meister der schriftstellerischen Kunst in der Prosa zu werden. Ich nenne das nur einen Friedensschluß, wohl gar bloß einen Präliminarfrieden des Schriftstellers mit dem Gelehrten, denn es war eine etwas äußerliche Versöhnung. Aber die lateinischen Verse eines Celtes und seiner Freunde erscheinen mir doch in neuem und bedeutungsvollem Lichte unter dem Gesichtspunkte dieses Friedensschlusses. Die „Obscuranten“ hingegen rangen nicht nach solchem Frieden, sie waren rein gelehrte Spezialisten; hätten sie besser schreiben gelernt, dann hätten sie auch geschiedter gedacht, und wir besäßen keine *Epistolae obscurorum virorum*, welche auf die schlechten Schriftsteller schlugen, um die schlechten Gelehrten zu vernichten.

Das sechzehnte Jahrhundert entfesselte aber eine solche Fülle schöpferischer Geister, daß damals ganz verschiedene Leute auf zwei neuen und grundverschiedenen Wegen neben einander den Ausgleich zwischen dem Gelehrten und dem Schriftsteller suchen konnten. Ich denke an die Reformatoren und ihre Geistesverwandten neben den Humanisten.

Die Reformatoren waren zwischen durch doch wohl auch tüchtige Gelehrte, und jedenfalls brachen sie dem Denken und Forschen eine neue Bahn, was beiläufig vielleicht auch mit zur Wissenschaft gehört. Dies vermochten sie aber nur, weil sie so wortgewaltige Schriftsteller in ihren Reihen zählten, den Luther vor allen. Sie schrieben deutsch, und gerade durch ihre Kunst, eigene Gedanken auf gut Deutsch zu sagen, wirkten sie für ihre Idee, ja oft noch weit über die Tragweite ihrer Ideen hinaus. Heute noch erfrischt es uns, wenn wir Luther auch nur um seines subjectiven Styles

willen lesen; heute noch können wir uns an Sebastian Franks Geschichtsbildern, Volksschilderungen und philosophischen Betrachtungen erbauen, ja selbst seine Interpretationen deutscher Sprichwörter fesseln uns, wie kleine Kunstwerke. Nicht der gelehrte Stoff, welchen er bietet, hat noch sonderlichen Werth für uns: seine originellen Gedanken sind es, die uns unwiderstehlich packen, und die hinreißende Kraft seiner Sprache. Der Schriftsteller hat in Luthers und Franks Werken den Gelehrten weit überlebt, wobei ich das Schriftstellerische freilich nicht bloß in der Form suche, sondern auch im Geist und Charakter, in der ganzen Persönlichkeit.

Die gelehrten Reformatoren schrieben ihre deutschen Bücher volksthümlich, und darin wurzelt ein gut Theil ihrer Schriftstellergröße. Populär schrieben sie selten, und noch viel seltener popularisirten sie. Jeder gute Prosa-Schriftsteller muß vom Odem der Poesie angehaucht sein. Die antiken Prosailer empfangen diesen Hauch der Poesie, indem sie als Künstler Gedanken und Sprache plastisch gestalten; die Humanisten, indem sie lateinische Verse machten und die alte Kunst der Prosa täuschend copirten; die Reformatoren und ihre Vorläufer, die deutschen Mystiker, indem sie sich an der dichterischen Kraft der Volkssprache erhoben und begeisterten. Und mit dieser neuen, jungfräulichen Sprache kamen ihnen auch neue tiefere Ideen; denn der Geist zeugt nicht bloß das Wort, sondern das Wort zeugt auch wiederum den Geist. Darum haben die volksthümlichen Mystiker und Reformatoren, obgleich ihr Schriftthum keine gelehrte Kunststudie war, wie bei den Humanisten, dennoch eine unendlich tiefere Schriftstellerkunst neu begründet,

in dem unlösbaren künstlerischen Zusammenhange des zeugenden Geistes mit dem zeugenden Worte.

VI.

Ist man aber von der einen Seite rasch auf den Gipfel des Vergess gekommen, dann geht es auf der andern um so geschwinder wieder herab. Es folgt das 17. Jahrhundert — eine herrliche Zeit der geisttödtenden Trennung des Gelehrten vom Schriftsteller, des Schriftstellers vom Künstler. Die Wissenschaft verfiel mit der Kunst der Prosa und der Poesie; die reine Gelehrsamkeit triumphirte. Wer sich so sehr vor gut geschriebenen wissenschaftlichen Büchern fürchtet, vor dem Bunde der Wissenschaft mit der Kunst, der versenke sich in die deutsche Gelehrtenliteratur des siebzehnten Jahrhunderts: er wird dort sein Ideal leibhafti verkörpert finden.

Während aber damals in Deutschland die Schriftsteller gar nicht aufkommen konnten vor den Gelehrten, und selbst die junftgerechten Dichter in gelehrter Pedanterie erstickten, taucht bald nachher in England und Frankreich eine Gruppe von übermüthig stehenden, einseitigen Schriftstellern empor, die den Gelehrten offenen Krieg bieten, ja dieselben mit Spott unter die Füße treten. Denn ein Uebermaß erzeugt das andere, und nicht bloß die Zeiten, auch die Nationen lösen sich ab in dem Kampfe des Schriftstellers und des Gelehrten. Die Bühne dieses Kampfes ist nicht die nationale, sondern die internationale, die allgemeine Culturgeschichte.

Man findet jene Schriftsteller in der Gruppe der sogenannten Freidenker und Encyclopädisten. In Sachen unsers

Thema's nenne ich nur wenige, aber scharf bezeichnende Namen: Shaftesbury, Bolingbroke, Voltaire, Diderot. Sie standen im Bunde mit der Poesie und Philosophie gegen die speciellen Fachwissenschaften, und man kann überhaupt sagen, daß in den Perioden, wo Philosophie und Poesie das Scepter führten, immer auch die Schriftstellerkunst mächtig geworden ist. Mag das zu Zeiten der Freidenker eine recht leichte Philosophie gewesen sein: der Gedanke war dennoch zukunftsreich, daß ein philosophisch geschulter Kopf das Recht habe, die zerstückten Fachwissenschaften unter sich und das Wissen mit dem Leben zu verbinden, nicht weil der Philosoph alles weiß, sondern bloß, weil er weiß, wie man zum Wissen kommt. Die Encyclopädisten waren oft genug frech, leichtsinnig, oberflächlich, sie richteten viel Unheil an, sie schmeickelten der frivolen, vornehmen Welt, während sie ihr den Boden unter den Füßen hinweggezogen; sie blieben dem Herzen des Volkes fremd, und zündeten die zerstörende Brandfackel an, statt des leuchtenden Lichtes. Aber sie konnten denken und schreiben, und zeigten den erstaunten Leuten die fast vergessene Macht dieser zwei kleinen Fähigkeiten. Die Humanisten hatten als gelehrte Schriftsteller jene nachgelehrten Objurganten bekämpft und verspottet, welche im pedantischen Specialismus vertrudelten. Die Freidenker und Encyclopädisten waren bereits keine Gelehrten mehr, sie waren geistreiche Schriftsteller, die allerlei gelernt hatten, und noch weit mehr aus dem Ärmel schüttelten. Allein wenn Shaftesbury mit seinen „Charakteristiken von Menschen, Sitten und Zeiten,“ wenn Bolingbroke mit seinen „Briefen über das Studium der Geschichte“ auch nichts weniger als

das ernste historische Studium förderten, so behaupteten sie doch das Recht des Geistes und Wises und des gesunden Menschenverstandes selbst in historischen Dingen — und die gediegeneren Forscher späterer Zeit haben sich das zu Nutzen gemacht.

Voltaire in seinem „temple du goût“ sieht sich auf dem Wege zu diesem Heiligtum von Gelehrten aufgehalten, die in dicken Bänden Wörter commentiren, welche sie selber nicht verstehen. Da erblickt er Leute, wie Dacier und Salmasius, starrend von gelehrten Albernheiten, das Gesicht vergilbt, die Augen roth und trocken, den Rücken krummgebogen unter griechischen Folianten, die Finger voll Dinte und den Rock voll Bücherstaub. Er ruft ihnen von weitem zu, ob sie nicht auch in den Tempel des Geschmacks gehen und sich säubern wollen? Sie aber antworten: Das ist, gottlob, nicht unsere Sache.

„Le goût n'est rien, nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point,
Ce qu'on pensa — mais nous ne pensons rien.“

Niemals zuvor hatte der Schriftsteller den Gelehrten so offen und durchdacht als seinen Feind erklärt, und ihm mit gleichem Troß und Hohn, mit gleicher Selbstüberhebung den Handschuh hingeworfen. Und das rächte sich sofort: der Schriftsteller wurde literatenhaft. Denn wie die Wissenschaft erstarrt, wenn der Gelehrte den künstlerisch gestaltenden Schriftsteller verachtet, so wächst die Literatur ins Kraut, wenn der Mann der geistreichen Feder den gründlichen Forscher und Sammler höhnt. Nur unter einer Voraussetzung erblühet eine wahrhaft große Literaturperiode in unserer

modernen Welt: der Künstler muß dem Gelehrten und der Gelehrte dem Künstler die Hand reichen.

VII.

Dies geschah in Deutschland in jenen goldenen Tagen, welche wir die classische Zeit unserer neueren National-literatur nennen.

Zum erstenmal in der ganzen abendländischen Culturgeschichte sind es hier die Dichter, und zwar ganze Dichter, von Gottes Gnaden, welche den Streit des Schriftstellers und des Gelehrten zu schlichten suchen. Man hat die erhabene Gruppe dieser Männer — Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller — schon gar mannichfach beleuchtet; ich fasse sie hier im Licht ihres Universalismus.

Der dichterisch Größeste von diesen sechs — Goethe — überragt alle Dichter nicht bloß Deutschlands, sondern der Welt in einem Punkt: er erreichte ein höchstes Ziel in allen Hauptformen seiner Kunst, als Epiker, Lyriker und Dramatiker, und es wäre thöricht zu fragen: ob Goethe's Dichtergenius reiner und originaler hervortritt im Faust und in der Iphigenie oder in Hermann und Dorothea, oder in so manchem kleinen Lied; es wäre ungerecht, wollte man Goethe nur nach einer einzelnen Gruppe seiner Hauptwerke messen: in allen zusammen, in der Universalität, womit er die ganze Poesie schöpferisch beherrscht, ruhet die Größe des Meisters. Sophokles und Shakespeare errangen ihren Welt-ruhm als Dramatiker, Homer, Dante, Wolfram als Epiker, Horaz und Petrarca als Lyriker, und so geht es fort durch

die Epochen und Nationen bis zur beginnenden Neuzeit, bis zu Cervantes und Milton, Corneille und Molière; ihre Stärke sammelte sich in einer Gattung der Poesie, und was sie etwa anderes dichteten, das war nur Nebenwerk. Der Dramatiker Shakespeare war eine gewaltigere Dichternatur als Goethe, aber Goethe war der universellste Poet, der universellste Künstler unter den Poeten. Und ein ähnlicher Zug des allumfassenden Dichtergeistes findet sich auch bei Schiller; Goethe und Schiller überwand den poetischen Specialismus, Klopstock, Lessing, Wieland und Herder hatten ihnen vorgearbeitet auf diesem Wege, und es ward von nun an der Ehrgeiz unserer besten deutschen Poeten nicht bloß einer Dichtart, sondern aller Arten Meister zu werden.

Das gleiche, allumfassende Schaffen zeichnet aber nicht bloß die großen Dichter unserer classischen Epoche aus, sondern auch die gleichzeitigen großen Musiker: die besten Meister der Italiener und Franzosen waren nur in irgendeiner Gattung epochemachend: Haydn, Mozart und Beethoven, jeder in den verschiedensten Gattungen, und alle drei zusammengenommen im Gesamltreiche der Tonkunst. Ihre vielseitige Vollendung hebt sie selbst über Händel, Bach und Gluck, wenn sie auch von jedem dieser drei Heroen auf einem besondern Gebiet übertroffen werden, wie Goethe von Shakespeare. So wurde damals der Universalismus zur höchsten Signatur der sieghaften deutschen Kunst, und nur Leonardo, Raffael und Michelangelo, nicht als bloße Maler, sondern als Beherrscher der bildenden Künste, bieten eine ebenbürtige Parallele in früherer Zeit und bei einer andern Nation.

Doch sage ich dies Alles nur in Parenthese. Denn unsere classischen Dichter, in der Poesie so vielgestaltig schaffend, waren allesammt wiederum nicht bloße Poeten, sondern auch zugleich wissenschaftliche Schriftsteller, und erst durch diesen Doppelcharakter behaupten sie ihren eigenthümlichen Platz in der Weltliteratur, und nehmen Stellung in dem Kampfe, von welchem ich rede.

Man kann sich ein Bild vom damaligen Zustande der deutschen Wissenschaft machen, wenn man lediglich die gesammelten Schriften jener Dichter liest. Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Schiller, Goethe repräsentiren zusammen eine ganze philosophische Facultät und noch ein Stück der theologischen dazu. Sie betrieben aber die Wissenschaft keineswegs als bloßes Nebenwerk oder Liebhaberarbeit; im Gegentheil, die wissenschaftliche That war bei ihnen Allen ein wesentliches Fundament ihrer dichterischen Thaten; als Philosoph und Historiker erarbeitete sich Schiller Kraft und Vollgehalt seiner Gedankenpoesie, und bei Lessing und Herder hält der Gelehrte dem Poeten derart die Wage, daß man niemals recht gewußt hat, ob man ihnen das Großkreuz mit dem Pegasus oder das Großkreuz mit der Eule, verleihen solle; sie waren eben Künstler in der Wissenschaft, große Schriftsteller schlechthin, für welche es gar keinen rechten Orden gibt.

Solche Gestalten sind echt modern und dazu deutsch von Haus aus. Wir lesen auch heutzutage noch Lessings kleine und kleinste Schriften mit immer neuer Lust und Erquickung, nicht wegen ihres materiellen Inhalts, der zum größeren Theile längst veraltet ist — denn was kümmert

uns etwa die Theorie der Fabel, was kümmert uns Pastor Lange's schlechte Horaz-Üebersetzung! — Aber die wundervolle Kunst der Dialektik packt uns unwiderstehlich, mit welcher Lessing hier sich seine Theorie der Fabel aufbaut, dort den armen poetischen Pastor zu Staub zerreibt. Und aus dieser echt wissenschaftlichen Kunst des durchsichtigsten Gedankenbaues erwächst dann nothwendig und von selber die Kunst des Styles, naturnothwendig wie die Blume aus dem Kelchblatt.

Wenn man mich fragt, welches das gelesenste deutsche Geschichtsbuch sei? so antworte ich: Schillers dreißigjähriger Krieg. Jeder Gebildete weiß, daß Schiller ungenügende Quellenstudien gemacht hatte, und vielfach in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen war. Dennoch hat sich sein Buch als literarisches Kunstwerk lebendig erhalten, während fast die ganze gelehrte Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts in den Bibliotheken verstaubt. Die historische Divination Schillers des Poeten, die leuchtende Gedankenkraft Schillers des Philosophen, und die Darstellungskunst des ganzen Schiller — diese drei Dinge sind es, welche vereint dem Buche Dauer und Wirkung gegeben haben, trotz seiner sachlichen Mängel.

Schiller, der Poet, hat als Professor in der bekannten Eröffnungsrede seiner Jenaer Geschichtsvorträge den Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten zum Hauptthema genommen; er veräußerlicht allerdings den Gegensatz, indem er auf die eine Seite den „Brodgelehrten“ stellt, auf die andere den „philosophischen Kopf,“ und malt den ersteren etwas gar zu schwarz. Der Stolz des schaffenden Genie's

gibt dem Dichter und Denker das Wort ein wider den Brod-gelehrten: „Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe.“

Versöhnter sagte Goethe den Gegensatz, der darum nicht minder tief auch durch seine Seele gegangen ist, wenn er in der „Metamorphose der Pflanzen“ bemerkt: ein Künstler habe es schwer, wenn er den Gelehrten predige: „nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten Beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten.“

Von einem berühmten Naturforscher hörte ich den Satz: „Die Wissenschaft weiß nichts von Goethe's Farbenlehre.“ Das mag richtig sein, soweit es die Lehre von den Farben betrifft. In anderem Sinn aber weiß die Naturwissenschaft gar wohl von jenem Buch und überhaupt von Goethe. Ohne Goethe, den Naturforscher, wäre Alexander v. Humboldt, der Schriftsteller, gar nicht denkbar, und wir würden uns so wenig an Humboldts Kunst des Styles erfreuen können, wie an Liebig's Naivetät des Styles, die in ihrer Art auch ein Goethe'sches Gepräge zeigt. Goethe lehrte die deutschen Naturforscher schreiben, er öffnete ihrer Wissenschaft die Pforten der Nationalliteratur. Dafür kann man eine verkehrte Farbentheorie in den Kauf nehmen. Uebrigens zeigte er trotz derselben, daß die Naturbeobachtung des echten Dichterauges ebenso fein und scharf sei, wie die Beobachtung

des Naturforschers. Man lese Humboldts Vorrede zu den „Ansichten der Natur,“ oder seinen unter Schillers Einfluß entstandenen Aufsatz „der Rhodische Genius,“ um sich zu überzeugen, wie klar bewußt in jener classischen Zeit auch der Forscher rang, der literarischen Kunst gerecht zu werden. In diesem Ringen gewann er den innern Universalismus, welcher mancherlei Wissenschaft und Kunst verbindet, wie durch seine Reisen den äußern Universalismus der Beobachtung. Der Volkswirth fordert, daß der Theilung der Arbeit auch die Consoberation der Arbeit entspreche. Für jene wirkt der Fachgelehrte, für diese der wissenschaftliche Schriftsteller.

Die Humanisten betrieben Gelehrsamkeit und schulgerechte Poesie nebeneinander; unsere neueren deutschen Classiker aber fügten die Arbeit des Denkers und des Dichters wechselwirkend ineinander, und befreiten dadurch gleicherweise Poesie und Wissenschaft von den starren Banden des Schulzopfes. Bei keiner andern Nation hat eine große Dichterguppe so epochemachend wissenschaftliche Literatur begründet. Das ist unser Stolz, eine eigene und neue Errungenschaft des deutschen Geistes, die wir uns nicht nehmen lassen wollen.

Ich könnte die nächsten Entwicklungen dieser historischen Thatsache weiter verfolgen. Sie sprechen sich aus in der gelehrten Tüchtigkeit auch so vieler unserer spätern Poeten (es sei nur an Uhland, Rückert und Platen erinnert), andrerseits in den Excessen der Romantiker, Junghegelianer und Jungdeutschen, von denen so Manche glaubten: die bloßen Einfälle und die Federgewandtheit des Literaten und Poeten

genügten, um den ernststen Forscherfleiß frech zu meistern und in die Kumpellkammer zu werfen. Der alte Streit entbrannte aufs neue, das Schauspiel, welches vordem die französischen Encyclopädisten, die deutschen Stürmer und Dränger gegeben, wiederholte sich in veränderter, nicht gerade vertiefter Form. Ich gehe darüber hinweg zur Gegenwart.

VIII.

Wie steht es jetzt mit dem Kampfe des Schriftstellers und des Gelehrten?

Die Lage ist völlig verändert. Die Poesie begleitet nur noch die ideelle Bewegung der Zeit, die Wissenschaft leitet sie. Wenn wir heutzutage keine poetische Weltliteratur zu schaffen vermögen, dann trösten wir uns in dem Gedanken, daß die Gegenwart — Deutschland voran — an einer Weltwissenschaft arbeite wie keine frühere Zeit. Es ist also nicht mehr wie in der classischen Periode, wo die tonangebende Literaturmacht der Poesie selbst den widerstrebenden Fachgelehrten zur künstlerischen Gestaltung seines Buches drängte. Allein, wenn die Allianz der Poeten dem Schriftsteller jetzt mindern Rückhalt bietet, so gewann er andere künstlerische Verbündete dazu. Ein Geschlecht, welches so viele Gemälde-Ausstellungen besieht, so viele Concerte besucht, so viele Dichter aller Zeiten und Völker liest, wie das unstrige, gewöhnt sich derart an die Kunstform, daß es mindestens eine Spur derselben selbst im gelehrten Buche begehrt. Die individuelle dichterische Schöpferkraft mag gesunken sein, aber die allgemeine künstlerische Empfänglichkeit ist gewachsen.

Das spornt und hebt den wissenschaftlichen Schriftsteller, der selber ein Stück von einem Künstler ist. Mag er über Pfahlbauten schreiben oder über die neueste Staatengeschichte — wenn er die Andacht beobachtet, mit welcher die Menge eine Beethoven'sche Symphonie hört, dann darf er denken: diese Andacht kommt auch meinem Buche zu gut.

Der moderne Schriftsteller hat, neben der Poesie, auch noch eine andere mächtige Allianz nahezu verloren: die Allianz der Philosophie. Aus dem einfachen Grunde, weil die Philosophie gegenwärtig überhaupt keine Macht ist. Ich unterschätze gewiß nicht, was auf diesem Gebiete geleistet wird — als eine Verheißung für kommende bessere Tage. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß die philosophischen Hörsäle, vor 25 Jahren noch die gefülltesten, jetzt häufig die leersten sind; die systematische Philosophie gibt nicht mehr die Parole der wissenschaftlichen Parteiung, sie zeichnet nicht mehr den übrigen Wissenschaften Plan und Methode: es fehlt das herrschende System, der herrschende Meister.

Im Centrum der großen Dichtergruppe unserer klassischen Zeit stand ein großer Philosoph, Kant, und nur in einem philosophischen Zeitalter konnten die besten Dichter zugleich die besten Schriftsteller werden und mit dem poetischen Universalismus den literarisch wissenschaftlichen unlösbar verbinden.

Wie ist das jetzt alles ganz anders geworden! Statt der einen Centralwissenschaft, der Philosophie, haben wir einen Dualismus, wir haben zwei herrschende Wissenschaften, die sich häufig fliehen, selten suchen — Naturforschung und Geschichte. Und von den Dichtern ist die maßgebende Pflege

der höhern Prosaliteratur vielmehr auf die Gelehrten übergegangen.

Die Naturforscher und Historiker theilen sich aber auch wiederum in je zwei Gruppen. Ein großer Theil der exacten Naturforschung gehört unbestritten den schreibenden Gelehrten. Kein vernünftiger Mensch wird bei der Lösung mathematischer, physikalischer, chemischer Probleme den Aufbau eines literarischen Kunstwerkes verlangen. Hier waltet der Specialist, und mit dem Fortschreiten der Wissenschaft kam er zunächst zu immer einseitigerem Rechte. Und indem er sich obendrein mit den Praktikern verbündet und den nützlichen Erfindungen jeglicher Art seine guten Dienste bietet, kehrt er der geistigsten Kunst, der Poesie, nun vollends den Rücken. Es gibt aber ein anderes Gebiet der Naturforschung, das anthropologische, wo die Untersuchung des menschlichen Leibes alsbald auch zu Fragen über die Natur der Seele führt, und das Studium der Entwicklungsgeschichte des Individuums zur Frage vom Entstehen der Racen und der Menschheit. Ob der Mensch vom Affen stamme? Die Naturforscher mögen darüber streiten, aber mit diesem Streit öffnen sie der Philosophie die Hinterthüre, und dem Philosophen folgt der Schriftsteller auf dem Fuße.

Ähnlich ergeht es bei den Historikern. Die reinen Quellenforscher brauchen nicht schreiben zu können, aber der Geschichtschreiber muß es um so mehr. Die strengere kritische Methode führte zu einer großen Theilung der Arbeit. Es schien eine Zeit lang, als sollte hier derselbe Specialismus siegen, wie bei den gelehrten Ärzten, welche demnächst für jedes Glied des menschlichen Körpers eine besondere Fach-

professur errichtet haben werden. Eine Weltgeschichte zu schreiben, gilt fast für reine Dilettanten-Vermessenheit; wer im neunten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen; wer Urkunden edirt und Regesten abfaßt, der ist ein ganz anderer Mann als wer Urkunden benützt. Wir haben auf diesem Weg einen äußerst reichen Nachwuchs junftgerecht geschulter junger Specialhistoriker erhalten bei einem empfindlichen Mangel guter junger Docenten der Geschichte. Denn man kann doch nicht jahraus jahrein bloße Monographien auf dem Ratheder vortragen, und zum wirklichen akademischen Vortrag gehört immer auch ein weiterer Horizont des Gegenstandes, eigene Gedanken, eigene künstlerisch gerundete Form, kurzum ein Hauch vom Genius des Schriftstellers.

Der Specialismus der Historiker curirt sich übrigens — homöopathisch — durch sich selber. Von der Staatengeschichte haben sich im Laufe der Zeit, und zwar neuerdings in immer gesteigertem Maße, selbständige Zweige abgelöst: Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte, Handelsgeschichte und so fort. Das heißt: wir behandeln jegliche Gestaltungsform des Volkslebens historisch. Nun läßt sich aber eine Staatsaction viel leichter vereinzelt erforschen und darstellen, als irgend eine noch so beschränkte Entwicklung der Volkscultur. Wer eine Kirchengeschichte schreibt, der muß auch in die Staats- und Rechtsgeschichte, in die Kunst- und Literaturgeschichte hinübergreifen, der Kunsthistoriker kann seinerseits des Studiums der religiösen Zustände, der Volksalterthümer, des Gewerbewesens nicht entbehren. Kurzum, jeder dieser Specialisten wird ganz unvermerkt Culturhisto-

rifer, und als solcher um so mehr Universalist, je gründlicher er's mit seinem Einzelsache nimmt.

Die Culturgeschichte, welche die Gesittungszustände des Volks im einzelnen ergründet, um sie dann in ihrer Wechselwirkung zu begreifen, damit der Geist der Völker in seinen eigenen Werken von sich selber Zeugniß gebe — die Culturgeschichte wird durch diese ihre Methode recht eigentlich „die moderne Philosophie der Geschichte.“ Und hierdurch ersetzt sie auch dem Schriftsteller jene Allianz, welche ihm die Fachphilosophie zur Zeit nicht mehr bieten kann. Fast unsere ganze abhandelnde Literatur trägt culturgeschichtliches Gepräge. Wer jetzt eine Tagesfrage in der Zeitung gebiegen erörtern will, der faßt sie in ihrem culturgeschichtlichen Zusammenhang, und wer ein großes Problem des Völkerlebens im Buche wissenschaftlich zu lösen trachtet, der greift zur Methode der Culturgeschichte. Sie brachte den modernen Schriftstellern Gründlichkeit, weittragende Gedanken, philosophischen Geist und zugleich neue Kunstformen der Darstellung. Die „Geschichte“ ist eine Großmacht im modernen Wissenschaftskreise wie nie zuvor. Sie ward es, indem sie den Forderungen des Gelehrten gerecht wurde durch erweiterte Quellen und verschärfte Quellenkritik, dem Schriftsteller aber durch die Philosophie der Culturgeschichte und den jugendfrischen Reiz des culturgeschichtlich begründenden und veranschaulichenden Vortrags. Keine Wissenschaft ist darum heutzutage entschiedener berufen am Kampfe des Schriftstellers und des Gelehrten theilzunehmen, und aber auch in diesem Kampfe zu vermitteln, als die Geschichte.

Solchergestalt hat dieser Kampf neue Formen gewonnen;

er hat sich vermannichfaltigt und vertieft. Wir sechten ihn mit vollem Bewußtsein. Als Schriftsteller erstreben wir eine moderne Kunst der Prosa, welche nicht Schönschreiberei sein, nicht gefällige Popularisirung fremder Forscher-Arbeit bieten soll, sondern eigenes Forschen und Denken, mit der innern Nothwendigkeit eines Kunstwerkes harmonisch aufgebaut. Diese Mission ruht jetzt zumeist auf den Schultern des Mannes der Wissenschaft, der zugleich ein Künstler sein soll, wie sie vordem auf den Schultern unserer großen Dichter ruhte, die zugleich große Denker waren.

Haben da und dort die schreibenden Gelehrten jetzt die größere Gunst von Wind und Sonne, dann soll der wissenschaftliche Schriftsteller seinen Beruf um so eifersüchtiger hochhalten, als einen gleichfalls echten und vollberechtigten. Er ist nicht etwa ein Mann, der gut schreibt, weil er nicht gelehrt genug ist, um sich zu der wahren Höhe der schlechten Schreibart aufzuschwingen, oder ein Dilettant der sich hinter den Faltenwurf der Kunst versteckt, weil er seine gelehrten Blößen decken muß. Er will Schriftsteller sein, weil er hierin einen höchsten Beruf sieht, der ebenso gut die strenge Wissenschaft fördert, wie die allgemeine Bildung.

Ja mittelbar sogar die Kunst: denn der wissenschaftliche Künstler soll auch ein Hüter des reinen künstlerischen Geistes sein. Zu Lessings und Schillers Zeiten konnte man angesichts so vieler stumpfen Fachschriftsteller von einem guten gelehrten Buch sagen: es ist gedankenscharf, als ob's ein Dichter verfaßt hätte. Läßt sich der Satz jetzt vielleicht gegen die modernen Künstler umkehren? Gottlob nicht überall, aber doch manchmal. In einem Theile der modernen Kunst gilt

das Schöne bereits als trivial, ohne Kraft und Schneide, und das Harte, Unharmonische ist eben recht, wenn es nur neu, überraschend, charakteristisch wirkt. Der Schriftsteller hat dem gegenüber die heilige Pflicht, wenigstens in seinen Werken den Adel des Maßes, die Schönheit der reinen Linie, der klaren Plastik doppelt streng zu wahren.

Wir kommen da zu einer seltsam verkehrten Welt. Unsere Väter sagten sprichwörtlich, wenn sie etwas besonders anmuthiges sahen oder hörten: „das ist schön wie gemalt,“ das klingt „süß wie Musik.“ Statt dieser veralteten Redensarten werden wir nächstens umgekehrt treffender sagen: „garstig wie gemalt,“ und „ohrenzerreißend wie Musik.“ Verliert sich die moderne Kunst in die Aesthetik des Häßlichen, dann soll der Schriftsteller als Künstler um so treuer an der Aesthetik des Schönen halten.

Zum Lohn sagt man dann vielleicht in Zukunft, wenn man etwas recht anmuthiges hört oder sieht: „Das ist schön wie geschrieben.“

Die deutschen Kunststädte.

(Gesprochen im Münchener „Kunstgewerbe-Verein“ am 1. Februar 1870.)

I.

Am Anfang unseres Jahrhunderts gab es in Deutschland keine Kunststädte mehr, und man blickte damals mit Wehmuth auf Augsburg und Nürnberg, welche vor Zeiten einmal Kunststädte gewesen waren. Jetzt hingegen gibt es wieder deutsche Kunststädte große und kleine, ganze und halbe, das heißt Städte, in welchen die bildenden Künste nicht bloß selbständige Schulen gegründet haben, sondern wo die Kunstbetriebsamkeit auch social und wirthschaftlich so mächtig geworden ist, daß sie dem ganzen Orte die Signatur verliehen, einen auszeichnenden Charakter aufgeprägt hat.

Das ist ein glänzendes Zeugniß für das verjüngte Erblühen unserer bildenden Kunst: sie gewann nicht nur selber wieder Physiognomie, sie hat auch ganzen Städten Physiognomie gegeben, und unserm vielgestaltigen Städtewesen einen eigenen socialen Farbenton beigelegt. Dies mögen Jene zu ihrem Trost erwägen, welche sonst nur den alles verschlingenden Industrialismus die moderne Städtecultur beherrschen sehen.

Machen wir einen Gang durch die deutschen Kunststädte! Schon der Reiz der Contraste, auf welche wir stoßen werden, lohnt den Weg. Nur Italien besaß zur Zeit seiner höchsten Kunstblüthe so viele grundverschiedene, in allerlei Art wetteifernde Kunstmittelpunkte wie Deutschland heutzutage. Fast jede dieser Städte wurde Kunststadt auf anderer Grundlage, und spinnt sich nun weiter in ihren besondern Charakter ein. Indem wir aber diese bunten Unterschiede beobachten und zu begreifen suchen, entdecken wir doch zuletzt auch wieder gemeinsame Züge, leitende allgemeine Thatsachen und Ideen, und kommen unvermerkt zur Erkenntniß der neuen Bedingungen, unter welchen die deutschen Kunststädte unserer Zeit erwachsen sind. Und diese Erkenntniß ist dann das eigentliche Ziel unserer Wanderung.

II.

Berlin und Wien behaupten gegenwärtig den Rang deutscher Kunststädte. Keine Kunststädte sind sie freilich so wenig, als man sie schlechthin Residenzstädte oder Hauptstädte oder Industriestädte nennen kann, obgleich ihnen diese Titel alle mit einander zukommen; sie sind eben Großstädte, und eine rechte Großstadt mißt sich nicht bloß nach den Hunderttausenden der Einwohner, sondern weit mehr noch nach der Fülle der verschiedenen Städte-Charaktere, welche in ihr verschlungen erscheinen. Der universelle Beruf macht erst die Großstadt voll und ganz, sie ist eine Encyclopädie des Städtewesens in Folio. Aus dieser Vielgestaltung ragt dann allerdings bei Wien und Berlin der Einzeltypus der

Kunststadt bedeutend hervor. Es gibt Kunstquartiere in diesen Großstädten, aber diese Quartiere durchschreitend müssen wir erst den überwältigenden Gesamteindruck der Stadt los werden, um an die Kunstpflege insbesondere zu denken.

So erzählt die Wiener Ringstraße dem Wanderer allerdings, daß Wien in neuester Zeit nebenbei auch eine Kunststadt geworden ist. Sie ist nach einem künstlerischen Hauptplan entworfen; monumentale Gebäude, Paläste, reichgeschmückte Privathäuser wechseln mit Anlagen der Gartenkunst, mit freien Plätzen, auf welchen der Plastik eine Stätte bereitet ist. Sie stellt uns auch den Widerstreit zweier Kunstrichtungen klar vor Auge, in welchem sich die Wiener Architektur und Bildnerei seit 1848 kämpfend fortbewegte: den Widerstreit von Gothik und Renaissance. Trotz alledem gehören unsere ersten Gedanken nicht der Kunst. Wien ist die Stadt der Paläste; das ist der erste Eindruck. Aus dem achtzehnten Jahrhundert dominiren die Paläste des Adels — der Feudalherren — im neunzehnten kamen die Paläste der Zinsherren hinzu. Die Straßenperspective eröffnet uns eine weittragende sociale Perspective vorwärts und rückwärts. Wir sehen uns zunächst von Reichtum, Prunk und Luxus umgeben, wir fühlen die Wucht der modernen Geldherrschaft, die uns überhaupt nirgends fühlbarer wird als in Wien, und gewahren erst hinterdrein, daß es die Kunst ist, welche uns bei den prachtvollen Neubauten diese Herrschaft versinnbildet. Die reiche Kunst der Kaiserstadt erinnert dann nebenbei auch an die Börse, und die Börse an die armen Finanzen des Kaiserstaats. Wie viele Tausende haben schon angesichts der neuen Wiener Prachtbauten diese aufregende Parallele

gezogen, und darüber schließlich die Kunst ganz und gar vergessen! Und wenn auch nicht — jedenfalls sind die monumentalen Kunstquartiere Wiens nicht entscheidend für den Gesamtcharakter der Stadt, sie sind eine Episode, gleich der ganzen Kunstbetriebsamkeit in all' dem bunt wimmelnden Leben, und die Kunst selber dient viel mehr als sie herrscht. Darum überrascht uns in Wien auch weit öfter die Macht des Kunsthandwerks als jener idealen Kunst, welche einsam gebietet, weil sie sich selbst genügt. Ich finde in dieser letzteren Thatsache keine Schattenseite, ja der moderne Sinn wird in ihr wohl gar einen Vorzug finden; ich verzeichne sie nur als eine Eigenthümlichkeit.

Wenden wir zum erläuternden Gegensatz rasch einen Seitenblick auf das neue München, wie es sich von außen dem Auge darstellt. Hier herrscht die Kunst. München ohne seine Kunstwerke wäre gar nicht München, es wäre eine farblose Landstadt, die kein Fremder um ihrer selbst willen aufsuchte; Wien und Berlin ohne ihre Kunstwerke wären immer noch Wien und Berlin. Das monumentale München zeigt ein Suchen und Probiren in allerlei Kunst und Art; man mag dies tadeln; allein der Grund des unstäten Lastens und Suchens lag doch darin, daß man eine reine und vielseitige Kunst finden, daß man neue Muster der Kunst gleichsam im Aufbau einer ganzen Stadt aufstellen wollte. Man liebt heutzutage große Gedanken und große Phrasen: eine ganze Stadt als Kunststudie wäre Beides zugleich. Wer von Wien oder Berlin kommt, dem erscheinen die Münchener Bauten und Denkmale leicht etwas leer, zu viel stylisirt und zu wenig geschmückt, kalt, zerstreut und eben darum von außer-

lich kleinerer Wirkung. Aber bei tieferm Nachdenken ergreift uns doch eine stille innere Größe; die meisten dieser monumentalen Bauwerke dienen entweder der Kunstpflege und der Wissenschaft, oder sie sind auch rein um der Schönheit selbst willen aufgeführt. Eine Kunststadt, welche wegen der Kunst neu erbaut wurde — das ist die auszeichnende äußere Physiognomie Münchens, worin ihm keine andere Stadt Deutschlands, ja der Welt, gleichsteht. Errichtete man doch mitunter sogar Porträtstatuen aus überwiegendem Kunstbedürfniß; wenigstens scheint es bei einigen unserer sechzehn Erzstatuen so, als habe man große Männer gesucht, weil man für den Platz doch noch ein Standbild brauchte; dabei sind dann freilich einigemal die Männer und die Statuen etwas klein ausgefallen.

Doch zurück über Wien nach Berlin. Der Stephansdom verkündet uns, daß Wien schon im Mittelalter eine Kunststadt gewesen, und seine Bauhütte gehörte sogar zu den vier großen deutschen Haupthütten der gothischen Zeit. Allein St. Stephan steht jetzt wie ein Fremdling einsam in der großen Stadt; Wien hatte seinen künstlerischen Rang durch Jahrhunderte verloren, bis es sich erst in unsern Tagen zu einem Mittelpunkt eigenthümlichen Kunstbetriebs wieder aufschwang, nicht durch Fürstengunst, auch nicht durch die bahnbrechende Gewalt eines einzelnen Großmeisters der Kunst, sondern eben als moderne Großstadt, welche auch ein gutes Stück der bildenden Kunst Oesterreichs naturgemäß in sich sammelte — der äußerste Vorposten deutscher Kunst gegen Südosten, und zugleich durch seine hochentwickelte Luxusindustrie Werkstätte und Markt des mannichfachen Kunst-

gewerbes. Der neue architektonische Charakter Wiens steht in einem merkwürdigen Zusammenhange mit den Bewegungen der Zeit. Das Revolutionsjahr 1848 brachte das Princip der freien Concurrrenz beim Entwurf öffentlicher Bauten. Auf dem Vereins- und Petitionsweg wurde dieses neue Princip durchgesetzt, und als die erste Frucht erwuchsen zwei maßgebende Werke, die Altlerchenfelder Kirche und das Arsenal, maßgebend nicht nur für neue Stylformen, sondern auch für neue Technik und die steigende Macht des Kunsthandwerks. Einen zweiten großen Anstoß gab im Jahr 1857 die echt moderne Idee der Stadterweiterung auf dem Boden des Festungsgürtels, welcher die innere Stadt umschloß. Hier konnten jene Paläste entstehen, worin keineswegs bloß hohe Herrschaften wohnen; und wie man auf dem Wege der freien Concurrrenz vielfach zur Gothik gekommen war, so führte die Stadterweiterung zu einer fortwährend steigenden Herrschaft der Renaissance.

Berlin gieng ganz andere Wege. Auch hier ragen einsame Denkmale älterer Kunstgröße fremdartig aus der jüngeren Umgebung — Denkmale nicht einer Epoche, sondern eines einzelnen Meisters, nicht dem Mittelalter entstammend, sondern einer sonst schon gar entarteten Periode der Rococozeit. Es ist Schlüter, der geniale Prophet, der große Prediger in der Wüste, welcher in seinen Berliner Hauptwerken die künftige Kunststadt vorverkündet. Architektur und Sculptur bilden von da an die bahnbrechenden Künste Berlins, sowohl zur Zeit Friedrichs des Großen als in der von Schinkel eröffneten neuen Kunst=Ära. Die Malerei kam erst zuletzt und trat in zweite Linie, während in München anfangs

die Sculptur (16. Jahrhundert), dann die Malerei (Cornelianiſche Epoche) tonangebend ſich erhoben hat, und die Baukunſt beidemale gleichſam nur im Gefolge jener Schweſterkünſte aufstieg. Hätte Schinkel ausführen können, was er entwarf und erſaun, ſo würde er dem ganzen damaligen Berlin ein neues monumentales Gepräge gegeben haben. Solch stolze That, daß ein einzelner Künſtler eine ganze Stadt umſtylifirt, iſt aber nur dem Elias Höl gelungen, als er im Anfang des 17. Jahrhunderts ſeiner Vaterſtadt Augsburg durch Neubauten und Umbauten ein völlig neues Geſicht gab, wie es ſich, freilich gealtert und verſchrumpft, bis auf dieſen Tag erhalten hat.

Welche Einflüſſe haben nun aber das gegenwärtige Berlin ſo kunſtbetriebsam gemacht, daß es den Rang einer der erſten deutſchen Kunſt-Städte gewinnen konnte? Dieſe Frage läßt ſich von fernher einfach beantworten. Betrachtet man dann aber die einfache, das heißt verallgemeinernde Antwort näher, ſo ſpringt wieder eine neue beſondere Antwort aus derſelben hervor, und wieder eine und noch eine, und zuletzt hat man ein ganzes Heer von Antworten, entſprechend dem unendlich mannichfaltigen Kunſtbetrieb einer ſolchen Großſtadt, der eben durch die verſchiedenſten Motive angeregt wurde. Allein zu viele Antworten ſind doch wiederum keine Antwort; darum will ich mich für unſern Zweck auf die generalifiſirende, auf die Hauptantwort beſchränken.

Berlin im 19. Jahrhundert war früher eine Metropole der Wiſſenſchaft, der Literatur und der ſtaatlichen Culturpſege als der Kunſt. Das Kunſtinterreſſe keimte hier vielfach erſt auf dem Boden der literariſchen Bildung; Kunſtgeſchichte

und Aesthetik sind vorwiegend norddeutschen Ursprungs, und ihre Pflege ging im Norden dem neuen Aufschwung der bildenden Kunst voran. Und wie in Weimar zu Goethe's Zeit und in Dresden in den Tagen der Romantiker die Poeten als Herolde und Fürsprecher der bildenden Kunst austraten, so geschah es später auch in Berlin. Durch diesen Entwicklungsgang haben die modernen norddeutschen Kunststädte einen Charakter gewonnen, der sie von den süddeutschen, insbesondere von München und Wien, aufs bestimmteste unterscheidet.

Dieser Gegensatz verkörpert sich in der Person zweier Könige, die beide als Pfleger der bildenden Kunst weitgreifenden Einfluß gewannen: in Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig I. von Bayern. Der preussische König war ein Kunstgelehrter Mann, dessen Kunstliebe als die Frucht seiner reichen historischen und philosophischen Bildung erschien; die Wissenschaft war bei ihm vorangegangen, die Kunst folgte. König Ludwig war dagegen umgekehrt zuerst Kunstfreund gewesen, ein Kunstgelehrter wurde er gar niemals. Als sein Sohn, der nachmalige König Max, als Kronprinz seine erste Reise nach Italien antrat, bat er den Vater, daß ihm derselbe einen Kunsthistoriker zum Reisebegleiter geben möge. Die Bitte wurde abgeschlagen. Denn König Ludwig ließ zunächst die Kunstwerke auf sich wirken, indem er naiv genoß, nicht indem er forschte oder theoretisirte, und noch in seinen alten Tagen sagte er oft, daß diese Art des Kunststudiums das wahre Fundament seiner Gesamtbildung gewesen sei. Und wie bei diesen beiden Königen, so erging es auch bei Berlin und München. In Berlin führte die moderne

Bildung zur Kunst, in München die Kunst zur modernen Bildung. München liegt auf dem Wege nach Italien. Der oft mißbrauchte Vergleich mit dem Florenz der Renaissance trifft in jenem einen Punkte wenigstens zu: die Kunst eröffnete seit Dante und Giotto die Florentiner Renaissance des 14., wie seit König Ludwig und Cornelius die Münchener Renaissance des 19. Jahrhunderts. In der Kunstschule aber wuchsen beide rasch über die bloße Kunststadt hinaus.

III.

Ich skizzire den Charakter einer weiteren von Berlin und Wien grundverschiedenen deutschen Kunststadt — Düsseldorf. Der Statistiker, welcher auf die Ziffern blickt und das fabelhaft rasche Anwachsen der Volkszahl Düsseldorfs seit hundert Jahren registrirt, wird zunächst den Handel der Stadt betonen, und als Rheinhafen des großen Elberfelder Industriegebietes behauptet Düsseldorf in der That einen ausgezeichneten Platz unter den rheinischen Städten. Allein von Düsseldorfs Handel wissen nur die Kenner, von Düsseldorfs Kunst weiß die Welt. Sie allein gab der Stadt ihre große Signatur.

In weitem Halbkreise lagert sich aber heutzutage ein neues Düsseldorf um das alte, eine Industriestadt. Wer zu Schiffe kommt, der erblickt die Kunst- und Handelsstadt und gleich vorn im Hafen begrüßt ihn das Gebäude der Malerakademie. Wen aber der Bahnzug herführt, der sieht sich zunächst von lärmenden Werkstätten mit hochragenden Schornsteinen umgeben, er durchschneidet den in-

dustriellen Gürtel, welcher die ältere Stadt immer breiter zu umschließen beginnt. Vielleicht ist es eben zur letzten Stunde, daß man Düsseldorf noch eine Kunststadt schlechthin nennen kann. Schon prophezeiten Kundige: die Düsseldorfer Industrie werde selbst die Elberfeld-Barmener in wenigen Jahren erreichen, ja überflügeln. Doch wird die räumliche Scheidung der Kunststadt und der Fabrikstadt hier noch lange fortbestehen.

Düsseldorf ist bekanntlich sehr arm an Werken der monumentalen Baukunst und Bildnerei. Nicht das Zusammenwirken aller bildenden Künste (welches die Signatur Münchens), sondern das einseitige Vorherrschen der Malerei charakterisirt Düsseldorf. Darum steht dann hier auch das Kunstgewerbe im Hintergrunde, die sich selbst genügende ideale Kunst der Farbe ist maßgebend, und auf Markt und Straßen gewahrt man ihre Herrschaft nicht. Dagegen betonen die Düsseldorfer mit Recht, daß ihre Stadt doch nicht bloß Malerstadt sei, sondern auch ein denkwürdiger Mittelpunkt poetischen, literarischen und musikalischen Schaffens von den Tagen Heinse's, Jakobi's und Forsters bis auf Immermann und Schnaase, Schumann und Mendelssohn. Das ist zwar nicht viel im Vergleich zu den Erinnerungen anderer Städte; allein eben weil man wenig im Gedächtniß zu behalten hat und doch so Treffliches, behält man es um so treuer. Die Maler waren den Poeten und Musikern befreundet, sie wohnten so enge beisammen, sie berührten sich und regten sich gegenseitig an, was man z. B. von München selten rühmen kann. Und es hat sich dieses Verhältniß in Düsseldorf auch örtlich ganz seltsam verkörpert. Der „Malkasten“, das Künstlerhaus,

erhebt sich in Jakobi's Garten; die Akademie steht ganz nahe beim Theater, dessen primitive Einrichtungen noch ganz in Immermanns Zeit versetzt, und die Gemäldegalerie ist in der Tonhalle, Wand an Wand mit den Sälen, welche durch Mendelssohn und Schumann und die großen rheinischen Musikfeste geweiht sind.

Düsseldorfs moderne Kunstpflege erwuchs nicht aus dem praktischen, örtlichen Bedürfniß, wie in Wien, noch aus einem Zusammenwirken der mannichfachen künstlerisch-wissenschaftlichen Anregungen wie in Berlin, noch kann man einen Fürsten ihren Gründer nennen, wie beim neuen und alten München: Düsseldorf wurde eine Kunststadt lediglich auf Grund seiner Kunstschule, seiner Akademie, die, im Anfang des Jahrhunderts verfallen, durch Schadow mit neuem Geiste sich erfüllte. Man kann sagen: die Kunstpflege erwuchs aus sich selber, wie sich auch die neue Düsseldorfer Schule ihre Meister anfangs aus ihren eigenen Schülern erzog. Düsseldorf ist der Autodidakt unter den deutschen Kunststädten, und ich lobe mir die berufenen Autodidakten: sie haben wenigstens den Trieb der eigenen Schöpfungskraft für sich. Dresden, München, Berlin, Wien besitzen ihre großen Gemäldegalerien und andere historische Kunstsammlungen aller Art; diese Museen wirken leise, aber sicher, auf Geist und Technik der örtlichen Kunstschule und sind für den Fremden zugleich das deutlichste Wahrzeichen der Kunststadt. Die neuere Düsseldorfer Malerschule hingegen mußte ohne Galerie sich selber schulen, jene Gemäldesammlung in der Tonhalle besteht wesentlich nur aus Werken der neuen Schule, sie ist ein Product derselben, keine ältere Basis des Producirens und die

Düsseldorfer Künstler rühmten es früher als einen Vortheil, daß ihre alte Galerie nach München gewandert sei. Denn unter dem überwältigenden Eindrucke der großen alten Werke wäre ihre moderne Kunst nicht so selbständig ganz eigene Wege gegangen. Vom Jahre 1866 bis 1870 glaubte man freilich in Düsseldorf, die Schule sei nun in ihrer Originalität so fest und fertig, daß sie die Rückkehr der alten Bilder aus München vertragen könnte.

Der größte Ruhm Düsseldorfs als Kunststadt gründet in der epochemachenden Selbständigkeit seiner Schule. „Düsseldorf“ bezeichnet gleich „München“ eine vollgültige Tendenz, eine Hauptrichtung der neuen deutschen Kunst; die beiden Städtenamen wurden zu einem Lösungswort, welches durch die Kunstgeschichte tönt. Darum gehen denn die „Düsseldorfer“ auch weit über den Burgfrieden Düsseldorfs hinaus; die Stadt hat ihre Pflanzstädte, sie beherrscht geographisch eine große Kunstprovinz, eine größere als Berlin und Wien. Nur München kann in diesem Punkte mit Düsseldorf wetteifern. Und es gibt dann, beiläufig bemerkt, eine Kunststadt, in welcher Düsseldorfer und Münchener Gebiet eine Zeitlang zusammenstießen und ineinander griffen, bis sie auf diese Kreuzung ihre Selbständigkeit gründete, das ist Dresden.

IV.

Nun stelle ich aber dem neuen Düsseldorf wiederum ein völlig contrastirendes Bild gegenüber: das allerneueste Stuttgart. Vor wenigen Jahren durfte man noch fragen: wie denn Stuttgart unter die Kunststädte gerathe? Jetzt darf

man's nicht mehr; Stuttgart ist eine werdende Kunststadt und mindestens als solche anerkannt. Wer durch die Hallen des glänzenden neuen Bahnhofes die Stadt betritt, den überrascht sofort die eigenthümliche Zierlichkeit der großen Neubauten am Schloßplaz, und beim weitem Durchwandern der Stadt wird er bald entdecken, daß eine Art Stuttgarter Baustyl zu entstehen beginnt, eine moderne Renaissance, der edeln Frühperiode dieser Kunstweise nachgebildet, voll leichter Anmuth der Formen und durch eine ebenso feine als reiche Ornamentik belebt. Die Nachbarstädte München und Stuttgart liegen da eine Welt weit auseinander. Das eigenste, was Stuttgart besitzt, gehört nicht der schaffenden idealen Kunst, sondern der schmückenden, dienenden, vorab dem Kunstgewerbe. Man kann sagen: Stuttgart als werdende Kunststadt beginnt da, wo München zu allerlezt angekommen ist. Wer die Münchener Kunst beobachten will, der gehe zuerst in die Ateliers der Maler; wer die Stuttgarter, der begeben sich vor allem in die Werkstätten der Holzschnneider, Lithographen, Zeichner, Buchbinder, der Holz- und Metallarbeiter und Bauhandwerker. Seltsames Spiel der Gegensätze! Die spröden, abgeschlossenen, querköpfigen Schwaben, am altväterlich Ueberlieferten sonst so treu festhaltend, liefern jetzt in den Arbeiten des Luxus und der Mode das Feinste und Zierlichste, und Stuttgart ist in diesem Stück ein Klein-Paris des deutschen Südwestens. Die schwäbische industrielle Regsamkeit hat sich da mit einem Geschmack verbunden, der in Stuttgart, als einer Hauptstadt der deutschen Literatur und des Buchhandels von den verschiedensten Seiten angeregt wurde. Hierbei ist der unmittelbare Einfluß der

Bücher-Illustration auf das Stuttgarter Kunstgewerbe durchaus nicht zu unterschätzen. Die Stadt liefert nicht nur die schönsten illustrierten Bücher, ihre originalste Kunst erfindet und bildet auch im Geiste der Illustration, und die so ganz modern eleganten Stadttheile des neuen Stuttgart sehen sich an, wie eine illustrierte Prachtausgabe mit gepresstem, in Bronzeschmuck und Vergoldung verziertem Einband und erfüllt mit allerlei niedlichen Initialen und Bignetten und anmutigen Stichen, Photographien und Holzschnitten.

Südwest-Deutschland hat übrigens noch eine andere Stadt, welche durch den Bund der Kunst und des Gewerbes als eine werdende oder, richtiger, als eine wieder erstehende Kunststadt erscheint: Nürnberg. Nur mit dem Unterschied, daß hier fast alles in umgekehrter Weise „wird“ und geworden ist wie bei Stuttgart, nämlich auf dem historischen Boden der heimischen mittelalttrigen Kunstherrlichkeit.

Es gehört bei uns zu den seltenen Ausnahmen, daß auf den Trümmern einer großen alten Kunststadt ein bedeutendes modernes Kunstleben erblüht, und noch seltener ist es dann wohl, wenn nach langer Pause des Verfallens die neue Kunstthätigkeit wieder an die Traditionen längst vergangener Zeiten anknüpft, wie etwa bei der Bauhütte von Köln oder bei der Kunstschule und dem Kunstgewerbe Nürnbergs. Sonst hat die moderne Kunst fast durchaus neue Mittelpunkte gesucht. Augsburg, Zürich, Straßburg, Prag, Mainz, Lübeck, Danzig, so kunstbedeutend im Mittelalter, sind dies jetzt nicht mehr; München, Berlin, Düsseldorf, Dresden, Stuttgart hingegen verdanken ihren künstlerischen Ruf allesammt erst der neuern oder gar der neuesten Zeit.

V.

Diese merkwürdige Thatfache lenkt unser Nachdenken auf die grundverschiedenen Vorbedingungen, welche in den wechselnden Perioden zum Entstehen einer Kunststadt gegeben sein mußten.

Die älteste deutsche Kunstgeschichte kennt gar keine Kunststädte, sondern nur Kunststätten. Denn die Pflege der Kunst ruhte damals noch überwiegend in der Hand einzelner Persönlichkeiten, und fand im Kloster, in der Kaiserpfalz oder am Bischofssitz eine Zuflucht, nicht weil der ganze Genius des Ortes, weil die örtliche Volkscultur nothwendig dazu drängte, sondern nach Maßgabe der Kraft und Neigung jener Männer. Wenn darum Karl der Große in Aachen und Ingelheim, wenn die sächsischen Kaiser im Sachsenlande bauen und bilden ließen, wenn der Mönch Tutilo in St. Gallen und der Bischof Bernward in Hildesheim aussehnliche Kunstwerkstätten gründeten, so schufen sie doch nicht entfernt Kunststädte. Oft genug sitzt die klösterliche Kunst sogar mitten in der Einöde, nicht als ein Zeichen allseitiger Blüthe, sondern vielmehr der ersten Keime höherer Gefittung. Und wenn man sagt, daß die bildende Kunst damals noch gleich der Musik und Literatur in den Händen des Klerus geruht habe, so heißt dies nichts anderes als: eine gelehrte Corporation trieb verfeinertes Handwerk, und in diesem Handwerk schlummerte ein Stücklein Kunst.

Architektur, Malerei und Bildnerei des Mittelalters sind überhaupt aus dem Handwerk hervorgegangen, zuerst aus dem Gewerbebetrieb der Geistlichen, dann der Bürger. Hierin

liegt größtentheils das Geheimniß sowohl des jugendfrischen, vollsthumlichen, wie des gebundenen Geistes der mittelaltigen Kunst. Darum konnten auch erst wahre Kunststädte entstehen, als das Handwerk social emancipirt wurde, als sich ein eigener Gewerbestand freier Bürger entwickelt hatte. Die Epoche des Beginnes der Kunststädte in Deutschland fällt dann weiter folgerrecht nicht mit den kunstgeschichtlichen Perioden — etwa der Entstehung des Romanismus oder der Gothik — sondern mit den culturgeschichtlichen zusammen: mit dem Emporsteigen des freien Bürgerthums. Und zwar erwachsen Kunststädte zuerst in jenen Gauen, wo auch Bürgerleben und Gewerbe und Handel zuerst in frischester Kraft erblühten, d. h. vorab im Gebiete des Rheins und der Donau. Auch die spätern vier Hauptbauhöfen der deutschen Gothik, Straßburg, Köln, Wien und Zürich, reihen sich an diese Flüsse. Der Süden geht voran, der Norden folgt. Erst nach der Gründung des Hansabundes erheben sich die bedeutendsten unserer norddeutschen Küstenstädte auch zu wirklichen Kunststädten.

Wie sich aber Sägung und überlieferte Technik der Künste von Stadt zu Stadt verbreiten, so wandert auch die Kunst mit dem Gewerbe ins kleinste Städtchen. Es bildet sich eine Unzahl von selbständigen Provinzialstädten der Kunst, eine künstlerische Kleinstädterei. Und so gewann das Mittelalter eine geographische Decentralisation des Kunstbetriebes, wie sie unsere Zeit entfernt nicht mehr kennt. Sie erklärt sich aus der damaligen Bindung der Kunst ans Handwerk.

In dieser Bindung finde ich dann auch einen Schlüssel der Thatsache, daß die Denkmale der einzelnen Gawe zu

gleich ein so treuer Spiegel des landschaftlichen Volkscharakters sind, und die Kunstgeschichte des Mittelalters nicht bloß nach Zeiten und Meistern, sondern auch nach Gauen und Berg- und Flußgebieten, also geographisch und ethnographisch, gegliedert werden muß.

Das ist nun alles ganz anders geworden. Aus dem alten Großgewerbe erwuchs die Großindustrie. Unsere modernen Industriestädte sind aber sammt den Handelsstädten in der Regel gerade am wenigsten berührt von künstlerischem Leben, ja sie gelten als Gegenpole der Kunststädte. Denn wie das alte Gewerbe in individuellster Vollendung seinen Bund mit der Kunst schloß, so die gattungsmäßig vollendetste Industrie ihren Bund mit der Wissenschaft, und zwar zunächst mit den exacten Disciplinen, welche der Kunst gar ferne liegen, mit Naturwissenschaft, Mechanik, Technologie, und dann weiter mit Statistik und Nationalökonomie und endlich gar mit der Finanzkunde des modernen Geldhandels, vor welchem der Künstler ein Kreuz schlägt.

Die Stellung des Künstlers zum Handwerk wurde nicht minder völlig umgekehrt. Im Mittelalter beherrschte das Handwerk die Kunst und umschloß sie in seinen Corporationen; in der Renaissance wurde der Künstler sein eigener Herr, aber Kunst und Handwerk griffen noch nachbarlich ineinander; in der Folgezeit vereinsamten Beide zu gegenseitigem Nachtheile, bis in der Gegenwart die Künstler wiederum das Handwerk zu veredeln und ästhetisch zu beherrschen suchen, und durch das Mittel der gewerblichen Kunstschule und der Association den alten absichtslosen Bund in freier bewußter Weise wieder knüpfen.

VI.

Was ist denn aber heutzutage maßgebend für das Entstehen einer Kunststadt?

Zunächst folgt die moderne Kunststadt dem Staate. Wer über die mittelalterlichen Kunststädte denkt und forscht, der muß die Handels- und Gewerbegeschichte zu Hilfe nehmen; wer über die modernen, die Staatengeschichte. Fast allgemein concentrirt sich jetzt die tonangebende Kunstpflege und der Kunstmarkt in den Landeshauptstädten. Ausnahmen, wie Düsseldorf oder Nürnberg, werfen diese Regel nicht um; sie bezeugen eben den Individualismus, welcher uns Deutschen so tief ins Fleisch gewachsen ist und der politischen Centralisation auf tausend Punkten widerstrebt. Der Staat gründet Kunstschulen und Akademien zunächst in der Hauptstadt; der Staat ist gegenwärtig der weitaus größte Besitzer von Bildergalerien und historischen Sammlungen, und er vereinigt die reichsten Schätze dieser Art wiederum in der Hauptstadt. Aber auch in die Provinzialstädte mit ihren Filial-Galerien und Kunstschulen streckt der Staat seine unterstützende Hand, und nimmt sich zum Entgelt ein Aufsichtsrecht der Kunstpflege. Als Düsseldorf unlängst sein Kunst-Jubiläum begieng, stand die Bureaukratie höchst bemerkbar im Vordergrund des Festprogramms. Den Künstlern gefiel das nicht; aber es war ein deutliches Zeichen der Zeit. Wäre das alte Nürnberg keine bayerische Provinzialstadt geworden, so würde die neue Kunststadt Nürnberg wohl ebenso wenig nach der Kunstmetropole München gravitiren, wie das künstlerische Stuttgart. Zwischen Nürnberg und München

liegt eine Stammesgränze — das entschied im Mittelalter; zwischen Stuttgart und München eine Landesgränze — das entscheidet heute für den örtlichen Kunstcharakter.

Ich bemerkte schon vorhin, daß wir dermalen ganz andere geographische Mittelpunkte des Kunstbetriebes besitzen als im Mittelalter; ich kann jetzt zu den Gründen, welche ich aus der alten Zeit anführte, auch einen Grund aus der Gegenwart fügen: Unsere Kunststädte sind neu, weil unsere Staaten neu sind, sammt unsern Hauptstädten und Fürstenthümern. Dem werdenden Staate folgt auch die werdende Kunststadt. Als sich der Staat Ungarn von Oesterreich zu lösen begann, wanderte auch die Esterhazy'sche Galerie von Wien nach Pest. Beides stand in innerem Zusammenhang. Und wenn es den Magyaren gelänge, die Pester Akademie zu einer selbständigen Schule zu erheben, welche nicht blos ungarische Stoffe malt, sondern auch einen magyarischen Styl ausbildete, so würde Pest als Kunststadt auf der politischen Autonomie des Landes gegründet erscheinen.

Die größte Kunststadt des classischen Alterthums war das demokratische Athen, und die größten Kunststädte des deutschen Mittelalters waren unsere freien Reichsstädte. In der Renaissance und der folgenden Periode des absoluten Fürstenregiments aber zog die Kunst lieber in die Fürstenthümer. Auch hierin copirte die Renaissance vielmehr das imperatorische Rom als das republicanische Griechenland. Wir treten heutigen Tages noch theilweise in die Fußstapfen der Renaissance. Unsere Landeshauptstädte sind zugleich Fürstenthümer, und durch fürstlichen Einfluß krystallisirte sich bald mehr bald minder ihr Charakter als Kunststadt. So tragen

die modernen Kunststädte eine überwiegend monarchische Signatur, und die Schweiz und Nordamerika sind bei der geographischen Vertheilung der großen Kunst-Centren bis jetzt ziemlich leer ausgegangen.

Aber der moderne Staat ist gewaltiger als der moderne Fürst, sogar kunstgewaltiger, und was der Fürst für die Kunststadt begann, das vollendet der Staat. Hierin liegt ein völlig neues Motiv, ganz dem 19. Jahrhundert eigen. Unsere politischen Hauptstädte sind die größten Sammelplätze der reinen Geistesarbeit. Regierung, Diplomatie, Verwaltung, Rechtspflege, Kriegswesen, das Alles concentrirt seine Spitzen in der Hauptstadt; die Parlamente folgten dem Regierungssitze, die Universitäten wanderten dorthin oder trachten wenigstens hinzukommen; die Journalistik schlug hier ihre breitesten Wurzeln, Tausende von Männern der idealen Berufe finden sich da zusammen: die modernen Hauptstädte sind zugleich die tonangebenden Mittelpunkte der gebildeten Gesellschaft. Diese Thatsache gründet im Wesen des modernen Staates, und unter der Wucht ihres Einflusses muß sich auch die Kunst in die Hauptstadt ziehen, selbst wenn dort keine Fürstengunst ihr lächelte.

Es gibt eine Stadt, welche in ganz einziger, unvergleichlicher Weise schon im vierzehnten Jahrhundert die Grundzüge der modernen Kunststadt prophetisch in sich zusammenfaßte; das ist Florenz. Als Geburtsstätte der neuen Literatur und Wissenschaft, als freies politisch mächtig voranschreitendes Gemeinwesen, als Sammelplatz idealer Interessen jeglicher Art, die damalige Bildungshauptstadt Italiens, bot Florenz dem Gesamtverband der bildenden Künste einen

völlig neuen Boden, den vom Handwerk emancipirten Künstlern einen neuen höheren Platz in der Gesellschaft; als Vorbote einer in sich verbundenen politischen, socialen und künstlerischen Zukunft ward es eine Kunststadt im reineren Sinne als selbst Rom mit seiner Trümmer-Größe und seinen hohen Meistern. Und wenn man seitdem bald diese bald jene Kunststadt ein „Florenz“ nannte, so war dies zwar allemal eine stark übertriebene Schmeichelei, denn jenes Florenz ist noch nicht wieder dagewesen, aber doch eine gut gewählte Schmeichelei; denn das Florenz Dante's und Michelangelo's zeigt wenigstens allen späteren Kunststädten, was sie hätten sein und werden sollen.

VII.

Nachdem wir so weit umhergestreift, führe ich Sie zu guter Letzt noch einmal nach München zurück.

Es gibt Leute, welche München für eine gemachte, eine erkünstelte Kunststadt halten, durch Fürstenlaune geschaffen, ein nachgeäfftes Florenz, willkürlich auf die rauhe bayerische Hochfläche improvisirt. Der oberflächliche Reisende kommt da etwa von Augsburg herüber durch das öde Dachauer Moos; er erblickt ringsum nur eine trostlose, formlose Landschaft, plump gebaute Dörfer mit noch plumperen Kirchthürmen, bevölkert von derben Bauern, die auch nicht gerade besonders spirituell aussehen, und von Bäuerinnen, die durch eine seltsam verschrobene Tracht allesammt verwachsen erscheinen; als erstes Wahrzeichen der Stadt winkt ihm von fern die massive Doppelgestalt der Frauenthürme, welche das Volk bezeichnend genug die „Münchener Halbetrügeln“ nennt, und

wenn er nun gar seine ersten Schritte zu den wirklichen Halbeträgeln, ins Bierhaus, lenkt, dann kommen ihm die Münchener Bürger auch nicht eben wie Athener des Perikleischen oder wie Florentiner des Mediceischen Zeitalters vor. Die neuen monumentalen Stadttheile dünken ihm ganz unorganisch an die grundverschiedene Altstadt geklebt, und nun hat es unser Mann gleich heraus: München ist eine gemachte Kunststadt, auf völlig widerstrebendem physischem und geistigem Boden von König Ludwig I. erkünstelt.

Alle jene Beobachtungen waren im einzelnen richtig; und doch kann kein Urtheil schiefes und oberflächlicher sein. Der gründlichere Kenner wird vielmehr folgendes sagen.

München liegt im Vorlande der Alpen, und die Münchener Landschaftsmalerei verdankt der Gunst dieser Lage ihre besten Charakterzüge. München liegt an der Straße nach Italien, und die Münchener Sculptur des sechzehnten Jahrhunderts wie die Cornelianische Malerschule des neunzehnten beweisen, wie entscheidend der Zug dieses Weges geworden ist. Das oberbayerische Gebirgsvolk übt naiv und von altersher mehr Kunst in Malerei und Schnitzerei, Volkslied und Volkstheater als irgendein anderer deutscher Stamm. Wer diese volkstümliche Kunst in ihrer hundertfachen Verästelung eingehend verfolgt, dem dünkt zulezt das Entstehen einer Kunststadt auf solchem Boden fast eine ethnographische Nothwendigkeit.

Es ist ganz falsch, die überragende Kunstpflege in München erst von König Ludwig I. zu datiren. Sie geht vielmehr auf Herzog Albrecht V. im 16. Jahrhundert zurück. Die Sammlungen und Bauten dieses Fürsten und seiner

nächsten Nachfolger gaben der Kunststadt ihre ältere Physiognomie. Die Erzbildneret und das Kunsthandwerk wurden hier in jenen Zeiten geradezu epochemachend, und als Hefner-Altened unlängst den Ruhm der ornamentalen Plastik der deutschen Renaissance gegen die einseitigen Ansprüche der Franzosen rettete, nahm er seine besten Beweise aus der vergessenen Schatzkammer jenes alten Münchener Kunstgewerbes. Auf Grund dieser Thatfachen zählt München zu den ältesten deutschen Kunststädten moderner Art. Augsburg und Nürnberg — damals noch weit kunstmächtiger als München — gaben zu derselben Zeit des 16. Jahrhunderts noch das vollendete Bild mittelalterlicher Kunststädte, wo München bereits den Typus der modernen Kunststadt zeigte.

Nicht auf neuen Boden gründete darum König Ludwig I. sein neues München: er knüpfte mit seiner epochemachenden Kunstpflege an niemals ganz erstorbene örtliche Traditionen. Die allgemeine Lage war anders geworden, als im 16. Jahrhundert, sie war günstiger für den künstlerischen Beruf der Stadt. München wurde die Hauptstadt eines Mittelstaates, welcher die idealen Interessen der Kunst und Wissenschaft pflegen muß, weil er nicht auf eigene Faust große Politik treiben kann und doch durch einen selbständigen Beruf sich legitimiren will. Die Stadt war eine Kunststadt bevor sie den Anlauf zur Großstadt nahm, die Kunst-epoche König Ludwig I. ging auch dem modernen Aufblühen der Industrie und des Gewerkes voran. Zur nachfolgenden Pflege des Kunsthandwerkes bot dann aber München wiederum ein Material, wie es sich in der Welt nicht zum zweitenmal findet. Ich meine das Nationalmuseum König Maximilian

lians II. Nur in der Hauptstadt Bayerns konnte eine solche Sammlung binnen weniger Jahre geschaffen werden, weil nur hier die Erbschaft des alten kunstsinigen Hofes, der größten mittelalterlichen Kunstgewerbe-Städte Oberdeutschlands und dann so vieler reicher Klöster und Kirchen zusammengefloßen war, und vor Zerstreuung und Zerstörung sicher im Verborgenen ruhte.

Das alles erklärt den natürlichen und nothwendigen Beruf Münchens zur Kunststadt.

Und dennoch begreife ich, daß auch der feinere Beobachter manchmal irre werden kann an diesem Beruf. Er vermißt einiges, was sich in zwei Sätzen andeuten läßt.

Der Münchener Kunsthandel war bis gegen die neueste Zeit unbedeutend; er stand weit unter dem Niveau der idealen künstlerischen Geltung des Ortes. Nun hat der Vertrieb von Kunstwerken nach außen gegenwärtig allerdings eine bessere Organisation und einen tüchtigen Aufschwung genommen. Der Absatz in der Stadt aber blieb doch geringfügig. Dies drückt vorab auf das Kunstgewerbe, und neben den vielen öffentlichen Monumentalbauten stört der Mangel kunstgeschmückter Privatbauten das Gesamtbild der Kunststadt, und erweckt bei dem Fremden den Verdacht, als seien auch jene öffentlichen Kunstwerke vielmehr officieller, auf allerhöchsten Befehl entstanden, und nicht aus dem inneren Bedürfnisse des Ortes erwachsen. Wir wünschen, daß diesem Mißverhältniß auf dem einzig ausgiebigen Wege, durch die Einwanderung recht vieler Millionäre, abgeholfen werde.

Etwas heftigerer Natur ist ein anderer Mangel. Man vermißt die innigere Berührung, die Durchdringung des

reichen wissenschaftlichen und literarischen Lebens und Schaffens und der allgemeinen Bildungsinteressen mit der Pflege der bildenden Kunst.

Um Niemandem wehe zu thun, will ich mich alles eigenen Urtheils enthalten und meinen Satz bloß durch eine Reihe von Fragen erläutern, die sich Jeder nach Belieben beantworten kann. Diese Fragen tragen übrigens weit über München hinaus, man kann sie auch bei andern deutschen Kunststädten stellen, und beantwortet sie vielleicht, trotz der gerühmten Vielfarbigkeit dieser Städte, im stillen Sinne genau so wie in München.

Wir besitzen hier eine Akademie der Wissenschaften; sie haust unter einem Dache mit der Akademie der Künste. Hat sich diese äußere Hausgemeinschaft auch zu einer inneren vertieft? Ich frage nur — eine Frage ist ja erlaubt.

Wir besitzen eine große Universität mit vielen Professoren. Merkt man es dem reichen Vorlesungskatalog, merkt man's der akademischen Lehre und dem akademischen Leben besonders an, daß München eine deutsche Kunsthauptstadt ist? Oder umgekehrt: merkt man's den Studien der jungen Künstler besonders an, daß sie in einer Universitätsstadt leben? Wer will sogleich Ja oder Nein sagen — aber man wird doch fragen dürfen!

Wir besitzen eine glänzend dotirte, frisch aufstrebende polytechnische Schule. Ich frage nicht selber, sondern ich erinnere mich nur, daß Andere bereits öffentlich die Frage aufwarfen: ob bei Plan und Einrichtung dieser vielfach der Kunst verwandten Schule auf den Charakter Münchens als Kunststadt besondere Rücksicht genommen worden sei?

Und wenn wir doch einmal im Fragen sind, so könnte auch Einer fragen: ob bei den höheren Gymnasialstudien Münchens die ästhetische Erziehung, die künstlerische Seite des humanistischen Unterrichts besonders hervortrete? In einer großen Kunststadt dürfte man ja wohl sogar derlei stille Gedanken hegen.

In München erscheinen viele Bücher und Zeitungen. Spiegelt sich in dieser literarischen Production die eminente Bedeutung Münchens als einer deutschen Kunsthauptstadt? Ist München wohl gar auch eine Hauptstadt der deutschen Kunstkritik? des künstlerischen Bücherverlags und Handels?

Schlägt in der Bildung der Gebildeten das künstlerische Element besonders vor? Ueben die Künstler einen durchgreifenden Einfluß auf das höhere gesellige Leben?

Diese Frage führt mich nicht zu einer Antwort, sondern zu einer klimatologischen Notiz. Die scharfe Münchener Luft gilt für besonders nervenstärkend; nervenschwache Personen besuchen München mitunter als klimatischen Kurort. Die Münchener Luft ist aber auch gesund und stärkend für Genies, Talente, berühmte Männer, und solche, welche es sein wollen. Sie treibt die Dünste des Stolzes, des Hochmuths und der Einbildung äußerst rasch aus den Köpfen; das hängt dann wieder mit den Geheimnissen des socialen Lebens zusammen. Nur hat man schon öfters gefragt: ob diese Luft nicht zu scharf sei und die Temperaturwechsel zu plötzlich?

Dies sind Fragen, über welche Jeder seine eigenen Gedanken haben darf.

Ich konnte aber diese Fragen in Ihrer Mitte stellen, ohne die Furcht, mißverstanden zu werden: denn indem Sie

aus Männern des Wortes und der Feder die Ehre einer Einladung zu Vorträgen in diesem Raum schenken, bekunden Sie ja selbst, wie sehr es Ihnen am Herzen liegt, daß wir uns gegenseitig in persönlichem Austausch nahe treten, und daß Sie, Künstler und Gewerbetreibende, Vertreter des Kunstgewerbes, ein Verständniß haben für das moderne Ideal der Kunststadt.

Der alte Wettkampf der Meister einer Stadt oder der Schulen einer Kunst hat sich wieder zu einem Wettkampf der Städte erweitert, und das erinnert an Italiens schönste Zeit. Nur Italien hatte, nur Deutschland hat diese scharf individualisirten Charaktere ebenbürtig unter einander wetteifernder Kunststädte.

Aber das moderne Ideal der deutschen Kunststadt steht höher als selbst das italienische des 15. und 16. Jahrhunderts. Wir haben es noch nicht erreicht; es winkt uns erst als eine künftige Größe. Ich fasse dieses Ideal in die Worte: Zusammenwirken aller bildenden Künste, Veredelung des Gewerbes durch die Kunst, Befruchtung der Künste durch Literatur und Wissenschaft auf dem Boden eines national geeinigten und freien staatlichen Lebens und im Schooß einer kunstgebildeten bürgerlichen Gesellschaft. Vor vierhundert Jahren zeigte uns Florenz diesen Weg, und jede echte deutsche Kunststadt verfolgt ihn heute in besonderer Weise. Nun denken Sie sich aber das Zusammenwirken aller dieser einzelnen Kräfte noch unendlich gesteigert durch das erst in unserer Zeit mögliche Zusammenwirken aller deutschen Kunststädte in einem großen künstlerischen Städtebund, einer Hanja der deutschen Kunst — und die Zukunft zeigt uns ein ideales Städtebild, welches größer wäre als Florenz.

Rheinlandschaft.

(Gesprochen im „Verein für wissenschaftliche Vorträge“ zu Grefeld am
24. Oktober 1871.)

I.

Die Alten verkörperten sich die Flüsse als Götter und sprachen unter diesem Bilde die Ehrfurcht aus, welche sie vor den großen völkerbewegenden und völkerfesselnden Strömen hegten.

Unsere Phantasie vergöttert die Flüsse nicht mehr, aber sie vermenslicht dieselben, und wo der Römer den Flußgott Rhein über seine Urne gelagert sah, da erblicken wir wenigstens den Vater Rhein. Dieses Beiwort, wenn auch uralte volkstümlichen Ursprunges, hat nicht sowohl ein naiver Geograph als ein naiver Culturhistoriker erfunden. Der Rhein erschien ihm als ein Vater des Volkslebens, welches sich so eigenartig an seinen Ufern entwickelte, daß wir geradezu von „rheinischem Leben“ sprechen, als ein Vater des bewegtesten Verkehrs, der das fränkische Rheinvolk, den rheinischen Centralstamm, beweglicher gemacht hat denn irgend andere deutsche Stämme. Und ohne Geschichtsforscher zu sein, bemerkte doch schon der schlichte Beobachter, welch

mannichfache Verkettung historischer Ereignisse fort und fort dem Strome folgte oder von ihm — als einer keineswegs blos militärischen — Operationsbasis ausging. So ward der Rhein persönlich in der Volksgeschichte, persönlich als eine Culturmacht, als eine geistige Erscheinung.

Allein auch seine sichtbare leibliche Erscheinung, Fluß und Uferland, die geographische Thatfache, steigerte sich uns zur Persönlichkeit.

Man kann dieselbe exact untersuchen, wie der Naturforscher den Leib des Menschen. Das thut der Geograph. Indem er den Lauf des Flusses wissenschaftlich mißt und aufbaut und das ganze Gewebe des Flußnetzes im Zusammenhange mit der Bodenbildung darlegt, kommt auch er zuletzt zu einem organischen Gebilde, welches lebendig und in sich nothwendig wie eine Persönlichkeit vor uns erwächst. Darum kann man sagen, das Erfassen des Persönlichen in den geographischen Gebilden ist ebensowohl der höchste Triumph der Wissenschaft, wie der kindliche Anfang volkstümlicher Naturbetrachtung.

Wenn aber der Geograph die leibliche Erscheinung eines Flusses construirt, so gelangt er dabei zu einem Moment, wo der Culturohistoriker wiederum eintreten und für ihn das Wort ergreifen darf: ich meine die landschaftliche Schönheit von Strom und Gestade, welche wohl zu allererst zur naiven Personification geführt hat. Denn der künstlerische Blick erwacht früher als der wissenschaftliche. Die Erkenntniß und Begründung des künstlerischen Blickes ist dann wieder eines der spätesten Probleme der Wissenschaft.

Die landschaftliche Schönheit ruht in ihrem Fundament

auf den Naturformen, ist aber doch kein Object des Naturforschers; denn sie entsteht erst subjectiv in der wechselnden Auffassung der Menschen und gestattet darum keine exacte Analyse. Insofern aber der Wechsel des landschaftlichen Schönheitsideales bei Völkern und Generationen sich gesetzmäßig gliedert und bewegt, erhebt er sich wenigstens über die bloße Laune des individuellen Geschmacks. Die jeweilige Auffassung der Naturschönheit gestaltet sich zu einer Aussprache der geheimsten Geistesstimmung und Gemüthsrichtung der Geschlechter, sie wird solchergestalt wissenschaftlich faßbar, ja sie gibt wiederum ein Material zur Psychologie des Volkes. Es fehlt jener Aussprache auch nicht an deutlichen Urkunden; man muß sie nur zu finden wissen in der beschreibenden Literatur, in der Poesie, in der Landschaftsmalerei, wie in der unmittelbaren Beobachtung des gegenwärtigen Volkslebens selber.

Nun hat aber kein anderer deutscher Fluß eine so ausgesprochene Persönlichkeit wie der Rhein; Geschichte, Volksleben und Natur sind in prächtiger Harmonie durch den Stromlauf mitbestimmt und verbunden. Schon dieser Umstand lädt uns ein, zunächst am Rheine den Wechsel des landschaftlichen Schönheitsideales zu studieren. Dazu kommt, daß hier der reichste Urkundenschatz für unsere Zwecke dargeboten ist. Denn die Rheingegenden sind die besuchtesten und bekanntesten, sie liegen an der großen Heerstraße und finden als Hauptstüd der „europäischen Route“ nur noch in der Schweiz und Italien ihres Gleichen, sie sind beschrieben, besungen, gemalt, wie keine zweite deutsche Stromlandschaft, sie haben die älteste Reiseliteratur. Dies Alles gilt freilich zunächst von dem mittleren Rheinlauf.

Was ist überhaupt eine „Rheinreise?“ Kein Mensch denkt dabei an eine Fahrt von der Quelle bis zur Mündung; wer von Mainz bis Köln gefahren ist, der hat schon eine ganze Rheinreise gemacht. Wer ist ein „Rheinländer“? Doch nicht der Schweizer aus Thurgau oder der Elsässer und Badener, oder der Holländer, welcher in Rotterdam doch eigentlich auch noch am Rheine wohnt. Wir verstehen darunter wiederum den Anwohner des deutschen Mittel- und Niederrheins. So denkt der Künstler auch bei „Rheinlandschaften“ nicht an die Schweizergegenden des Quellenlandes, noch an die Niederungen des holländischen Küstengebietes. Die eigentliche Rheinlandschaft geht ihm wiederum nur von Mannheim oder Mainz bis Köln oder Düsseldorf, das heißt sie erstreckt sich ihm so weit, als der Stromlauf den Charakter des ganzen Bildes beherrscht und bestimmt, und zugleich soweit auf diesem Gebiete die rheinische Natur in die Nebenflüsse hinauszieht.

Diese Abgrenzung einer Rheinreise oder Rheinlandschaft im engeren Sinne mag schwankend sein, ein volksthümlicher, kein wissenschaftlicher Sprachgebrauch. Dennoch ist sie werthvoll und hilft uns das Problem der wechselnden Geltung rheinischer Naturschönheit lösen.

Zu unserer Väter und Großväter Zeiten hatte die Rheingegend fast unbestritten den Ruhm des landschaftlichen Paradieses von Deutschland. Der klassisch Gesinnte nannte den Rheingau ein deutsches Italien und der Romantiker begrüßte die Felsenenge bei Rüdesheim als die wahre Eingangspforte zur Fahrt durchs alte romantische Land. Man dachte nicht daran, daß andere deutsche Gaue mit diesem Rheinland um den Preis der Schönheit streiten könnten.

Und doch ist dies also gekommen. Viele finden heutzutage die deutsche Donau schöner als den Rhein, Andere geben unsern Alpenländern den Vorzug. Tausende kehren enttäuscht von der Rheinfahrt heim und sagen's laut, während sie vor fünfzig Jahren im gleichen Falle wenigstens gegeschwiegen hätten; denn wer damals vom Rheine nicht schlechthin entzückt war, der galt für einen Barbaren.

Wie kommt es, daß die rheinische Landschaft nicht mehr mit so unbedingtem Vorrang gepriesen wird, daß sie nicht mehr für den reinsten Typus deutscher Naturschönheit gilt? Waltet hier bloß eine Laune des übersättigten Geschmacks?

Wäre nur dies der Fall, so würde die Sache kaum der Rede werth sein. Allein es hat sich vielmehr ein zwiefacher Wechsel vollzogen: der Rhein ist anders geworden und zugleich hat sich das landschaftliche Auge der Generation umgestimmt. Beides will ich erörtern. Die scheinbar bloß auf der ästhetischen Oberfläche haftende Untersuchung wird dann vielleicht tiefere Schlüsse andeuten und einen Blick eröffnen in die Seele der Zeit.

II.

Zunächst hat sich die Rheinlandschaft selber verändert, und nicht zu Gunsten ihrer malerischen Schönheit. Seit der neuen industriellen Aera ist der Rhein merklich kleiner geworden, ob nach seiner Wassermasse, das weiß ich nicht, aber kleiner nach der Fläche seines Wasserspiegels. Von Mannheim bis Emmerich arbeitete man unablässig, das Strombett einzuschnüren durch Dämme und Durchstiche; man

gewann eine tiefere Fahrbahn für die Schiffe auf Kosten der Breite des Flusses. Malerisch wirkt aber doch nicht eine Tiefe, die Niemand sehen kann, sondern eine Breite, die man sieht. So hört der Rhein mehr und mehr auf Strom zu sein und wird Kanal. Das ist eine ästhetische Degradation.

• Wollte man doch auch schon den reizenden, inselfeschmückten See, welchen unser Fluß zwischen Mainz und Bingen bildet, kanalisieren! Allein da im Rheingau die Naturschönheit Geldwerth hat, und nahezu, wie die Volkswirthe sagen, ein „verkehrsfähiges Gut“ ist, so regte sich kräftiger Widerspruch: ein Verkehrsinteresse hält dem andern die Wage.

Unser Väter schilderten den Rhein zwischen Bingen und Koblenz, wo er sich wirbelnd durch die Felsen drängt, als eine Art von wildem Alpenstrom. Wie ist diese Wildheit zahm geworden! Gerade auf dieser Strecke sind dem Strom die stärksten Fesseln von Längs- und Querdämmen angelegt. Die steifen geraden Linien dieser kahlen Steinwälle haben die natürliche Schönheitslinie des früher anmuthig geschwungenen und reichbegrüntem Uferrandes zerstört, sie verengen den Fluß nicht blos nach dem wirklichen Raummaße, sondern verkleinern ihn weit mehr noch für das malerische Augenmaß, wie jeder breite, unvermittelte Farbstreif im Vordergrunde eines Bildes die Mittel- und Hintergründe zusammendrückt. Während so der Fleiß der Menschen gar zu viel Steine in den Fluß geworfen hat, sind jene Klippen und Steintrümmer, welche eine räthselhafte Naturgewalt wie in wilder Laune hineinschleuderte, größtentheils verschwunden. Ist doch selbst das Binger Loch mit seinen Rissen und schäumenden Stromschnellen fast un-

sichtbar geworden! Die „preussischen Correcturen“ haben es verschlungen mit andern romantischen Löchern. Und der Steuermann des Segelschiffes zieht nicht mehr, wie noch in meiner Kinderzeit, den Hut ab und spricht ein Stofsgebet, bevor er hindurch fährt, und den Mäusen wäre es durch die vorgeschobenen Steindämme jetzt bedeutend leichter gemacht, zu Bischof Hatto's Thurm hinüberzuschwimmen, aber der restaurirte Mäuseturm sieht auch schon längst nicht mehr mythisch aus. Wenn etwa Jemand die großartigen alten Rheinstrudel suchte und nicht finden könnte, so soll man ihm rathen, an die Donau zu reisen, wo zwischen Grein und Persenbeug vor der Hand noch ein alter Rheinstrudel zu sehen ist.

Nur bei Hochwasser und Eisgang bietet der Rhein noch das volle Bild des weiland gepriesenen wilden Stromes. Wann alle Ufer überschwemmt sind und die Schiffe im Hafen rasten, dann findet der alte Vater Rhein sich selber wieder. Der Knecht zerbricht die Kette; er wird wieder Herr.

Nun denke man sich gar noch die Kette im Wortsinne, man denke sich die projectirte Kettenschiffahrt im Rheine durchgeführt. Die Kette auf dem Stromesgrund wird nicht blos die Schiffe gängeln und fesseln, sie fesselt auch den Rhein. Aber man wird die Kette nicht sehen. Und dennoch wird sie die landschaftliche Erhabenheit des Strombildes in unserm Geiste drücken. Wir blicken in die Wirbel und Strudel, sie sind nicht mehr unergründlich; wir sahen sonst tief unten ganz deutlich den Nibelungenhort mit seinen goldenen Ketten und jetzt sehen wir noch viel deutlicher die eiserne Kette, in welche die Schiffe eingehängt sind! Bei

aller Naturschönheit entscheidet nicht bloß, was wir wirklich sehen, sondern oft noch viel mehr, was wir uns einbilden, was wir durch Phantasie und Reflexion uns vorstellen. So findet der Mann des Flachlandes, wenn er an den Fuß der Alpen kommt, fast regelmäßig die Berge weit niedriger, als er sich's gedacht hat. Unwillkürlich vergleicht er ihre scheinbare Höhenlinie mit der scheinbaren Höhe kleinerer Berge, die er früher sah, und da ist der Unterschied gar nicht so riesig aus naheliegenden perspectivischen Gründen. Erst wenn die Reflexion hinzutritt, erst wenn er etwa bei den beschneiten Gipfeln an die mathematische Formel der Schneelinie sich erinnert, wachsen ihm die Berge auch im künstlerischen Auge. Gerade so ist es beim Rhein. So lange seine Wassermasse ungebündelt von Menschenhand, erschien sie dem Auge größer als sie war und die sagenbildende Phantasie vergrößerte und vertiefte sie noch viel mehr. Der gebändigte Rhein dagegen, der Rhein an der Kette, sieht kleiner aus, als er wirklich ist. Nur als freier Herr ist der Riese ganz riesenhaft. Der Maßstab der dämmernden oder klaren Reflexion drückt also zunächst den Rhein herab. Das sage ich mit Vorbehalt. Denn wir werden am Ende sehen, daß es auch noch einen andern Standpunkt der Reflexion gibt, welcher die Gestalt des Rheines wieder zum Großartigen erhebt, weil der Riese uns zwang, ihn zu bändigen.

Doch bleiben wir vorerst noch bei dem verkleinerten Rhein, verkleinert nach dem wirklichen Wasserspiegel, wie im Spiegelbilde unseres geistigen Auges.

Raum minder verderblich als die Stromcorrecturen

wurden die Eisenbahnen seiner landschaftlichen Schönheit. Sie schnüren mit der geradlinigen Parallele ihrer Dämme rechts und links die Ufer eben dort am grausamsten ein, wo das enge Thal mit Felsen und Burgen dergleichen am wenigsten erträgt. Es sieht aus, wie wenn Kinder über eine Zeichnung gerathen und die zarten, frei geschwungenen Conture nach dem Lineal mit derben Bleistiftstrichen überfahren. Die gerade Linie ist nun einmal der ästhetische Fluch der modernen Cultur, und ich glaube, die gegenwärtige Vorliebe für das tollste Schnörkelwerk der Rococoformen ist eine Art Verzweiflungsflucht vor der geraden Linie, die uns überall verfolgt. Uebrigens haben die Ingenieure mit ihren Bahndämmen nicht blos die großen Conture der Rheinlandschaft verzeichnet, sondern zugleich eine Hülle der charactervollsten Einzelschönheit unbarmherzig zugebedt. Am Rheine öffnen sich Städte und Dörfer, mehr als bei unsern andern großen Flüssen, mit ihrer schönsten Seite gegen den Fluß, und diese form- und farbenreichen Hafenprospecte selbst der kleinsten Dörfer mit ihren alterthümlichen Häusern, Thürmen, Thoren und Mauerresten waren oft das Anmuthigste an der ganzen Landschaft. Die sonst so fortschrittlichen Rheinorte sind conservativ in der Bewahrung dieser ihrer historischen Reize, aber was hilft uns das, wenn sich jetzt der Bahndamm wie eine spanische Wand zwischen diese Herrlichkeiten und den Wasserspiegel schiebt? Nur die Tunnels dürften Gnade vor dem Künstler-Auge finden: erstlich weil man sie nicht sieht, und dann weil ihre geheimnißvollen Eingangsthore manche kahle Bergwand mit einem wirklich schönen und neuen architektonischen Schmuck beleben.

Aber was da gut gemacht wird, das hat der Aufbau der großen Eisenbahnbrücken wieder dreifach verdorben. Die Mainzer Brücke zeigt ausgesprochene Originalität, die Koblenzer ist sogar schön, die Kölner weder schön noch originell, — gleichviel — sie sind alle miteinander viel zu groß, viel zu vordringlich für die rheinische Landschaft, sie stören die Proportion, sie lasten verkleinernd auf Stadt und Fluß und durchschneiden die prächtigsten Hintergründe. Das harmonische Maß der Formen und Verhältnisse bedingt aber gerade die eigenste Schönheit der Rheingegend, und läßt den Strom selbst da, wo er eingeengt fluthet, majestätisch, und die Berge, wo sie niedrig sind, mächtig erscheinen. Von dieser Macht und Majestät des schönen Maßes ist aber dem Rheine gar viel hinweggebaut worden.

Und dennoch wecken jene doppelten Schienenwege mit ihren Brücken, denen der freie Strom seinen Nacken beugt, statt des verlorenen ein neues großartiges Bild ganz anderer Art. Ist der Strom auch eingeschnürt und unter's Joch gezwungen, so spricht selbst daraus wieder ein Sieg des Rheines. Diese Bahnen sind seine Gefolgschaft; des Stromes unermessliche Verkehrskraft zwang sie selbst zweie an seine Ufer, sie müssen gerade und krumm seinem Laufe nachlaufen und ihm dienen. Für das Auge beherrschen die Schienenwege den Rhein, für den Geist führt der Rhein die Schienenwege von den Alpen bis zum Meer und kein anderer deutscher Fluß hat ein solches Doppelpaar so lang und lückenlos nach sich gezogen. Das Donau-, Weser-, Elb-Gestade wird von der Eisenbahn bald gekreuzt, bald verlassen, dem Rheine allein konnte sie weder rechts noch links aus

dem Wege gehn. Allein das ist ein Gedankenbild, kein landschaftliches, ein Phantasie-Thema des poetischen Culturhistorikers, welches der Poet ergreifen und gestalten könnte, nicht der Maler. Hiermit bin ich dann zu einem Satze gelangt, der wie die leitende contrapunktische Figur meinen Vortrag fortan durchweben wird: gegen jenen Reiz naiver Naturschönheit, welchen der Rhein in des Malers Auge verlor, hat er den Zauber großartiger Culturbilder eingetauscht für das Auge des Poeten, und zwar des Poeten im ächt modernen Geiste.

III.

Die Städte und Dörfer am Ufersaum des Rheines wurden in den letzten Jahrzehnten merklich größer; früher au der Stromseite eng begränzt und scheinbar ausgewachsen, reden sie sich jetzt nach oben und unten oft weit über ihre alten Thore hinaus. Namentlich überraschen uns bei vielen Dörfern zwischen Bingen und Bonn ganze Zeilen kleiner neuer Häuschen, die mit einemale längs des Wassers aufgetaucht sind, während der Umfang dieser Dörfer vordem seit Jahrhunderten unverändert geblieben war. Schien es doch in unserer Jugendzeit, als ob diese Städtchen und Dörfer, die mit ihren epheuumrankten Mauertrümmern und budeligen alten Häusern selbst wie eine Art vergrößerter oder auch verbauerter Burgen anzusehen waren, gar nicht mehr sich erweitern und verjüngen, sondern gleich der wirklichen Burg zu ihren Häupten nur noch stehen bleiben und leise in sich fort verwittern könnten. Das ist ganz anders gekommen: neue Triebe schossen in Saft, die Ortschaften

wuchsen und verjüngten sich. Welch ein erfreulicher Anblick — in Gedanken! diese Gedanken zeigen uns in den kleinen neuen Häuschen die Frucht der befreiten Arbeit, der erleichterten Siedelung, des entseffelten Verkehrs, das Gedeihen der kleinen Leute; und die großen Leute sind am Rhein eben auch nicht verdorben, und so führt uns der Gedankenflug immer höher und weiter, er führt uns über ganz Deutschland; denn wo empfänden wir den fröhlichen Aufschwung der Nation im Contraste von Alt und Neu unmittelbarer als am deutschen Rheine? Aber darum verderben jene einförmigen neuen Häuser doch die Landschaft; kein Maler kann etwas Gescheidtes mit ihnen anfangen, er wird sie weglassen, mit Bäumen verschleiern oder völlig umbauen.

Kein anderer deutscher Strom ist so reich mit Ruinen geschnückt wie der Rhein, in dieser romantischen Trümmerswelt ruht ein gut Theil seines poetischen und malerischen Zaubers. Es klingt fast herzlos, wenn man sagt, daß der Rhein durch das Kriegselend des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, vorab aber durch die französischen Mordbrennerzüge, erst recht schön in seiner architektonischen Staffage geworden sei. Und doch ist dem also. Verfall und Zerstörung ist an sich nicht schön. Aber wenn aus der Verwüstung ein Unverwüstliches siegreich sich erhebt, dann wirkt die Ruine dichterisch wie eine Tragödie. Das halb zerstörte Heidelberger Schloß ist sicherlich erhabener in seiner Trümmerschönheit, als es früher in seiner unversehrten Pracht gewesen. In ihrem Verfall triumphirt da die Kunst recht greifbar über die rohe Barbarei. So war und ist es auch bei mancher kleinen RheinStadt: wir sehen die Verheerungen einer jüngeren

Zeit, aber von den reichen Kunstwerken des Mittelalters blieb noch gerade so viel übrig, daß sie durch den Contrast über ihr wahres Maß hinauswachsen. So wächst das alte Rom in seinen Ruinen über sich selber hinaus, und eine Wanderung am Rhein birgt verwandten Zauber der Poesie wie ein Gang durch die halbversunkene ewige Stadt.

Dazu kommt ein dichterischer Reiz anderer Art bei den rheinischen Burgen. Sie waren zum größten Theil keine Kunstwerke. Aber indem diese Mauermassen gebrochen der Natur erliegen, indem sie selber wieder Natur werden, in Form und Farbe oft nur noch leise von dem Fels verschieden, darauf sie wurzeln, indem Epheu die Wunden und Narben des Baues mild verhüllt, und Bäume und Sträucher aus den geborstenen Mauern wachsen, verwandelt sich die rohe Architektur in ein höchst malerisches Naturbild; als Neubau störte die Burg vielleicht die landschaftlichen Formen, als Burgruine wird sie erst harmonisch, sie wird selber zur schönen Landschaft.

So ist es, oder so war es? Kaum wage ich im Präsens zu sprechen, das Perfectum gewinnt von Jahr zu Jahr ein ausschließenderes Recht. Der Rhein verliert seine Trümmerschönheit. Die alten Burgen verschwinden eine um die andere, nicht weil man sie abbräche, sondern weil man sie wieder aufbaut als neugothische Schlösser. Man muß in die kleinen Seitenthäler steigen, wenn man heute noch jene Entdeckerlust genießen will, die uns beim Durchspähen einer in Dornen und Gestrüpp vergrabenen Burgruine begeisternd fortreißt. In den unberührten Trümmern schweift der Wanderer frei forschend, wie in der Heimlichkeit des Waldes:

didicht's; klettert er dagegen über die Mauer einer restaurirten Rheinburg, so wird er festgehalten und gefändet. Die ächte Burgruine ist mein Besiz, so lange ich darin herum-schweife, ihr Genuß ist Gemeingut gleich dem Walde, den noch keine Forstpolizei mit Strohwischen abgesperrt hat. Ich erobere mir die Burg, indem ich sie erklettere, ich lagere mich in den Mauertrümmern, ich zünde mir ein Feuer an, ich durchkrieche jeden Winkel, ich baue mir im Geist das Ganze wieder auf, und Geschichte und Sage ersteht leibhaftig vor meinen Augen. Schließt man mir aber die restaurirte Burg gegen ein Trintgeld auf, so sehe ich einen Landsiz vornehmer oder reicher Leute, die sich's hier unter der Maske einer fernern, unverstandenen Zeit oft gar unbequem bequem machen. Die malerische Schönheit ist von der äußeren Ansicht gewichen und die dichterische von der inneren. Hätte sich der neue Burgherr doch das modern zierlichste Schloß etliche Büchsen-schuß weit seitab gebaut und die alten Thürme und Giebel ruhig verwittern lassen, „wie sie der Weltgeist hingedichtet!“

Man sucht den Frieden der Natur und der versunkenen Geschichte auf einer Rheinfahrt und findet den sieghaften Kampf der gegenwärtigen Cultur mit Natur und Geschichte. Darum hat der Rhein nicht aufgehört schön zu sein, aber man muß die überlieferte Legende vom schönen Rhein ganz vergessen, um den Rhein in einer neuen Weise schön zu finden.

Schon der Rheinwein könnte uns dies lehren. Wie leuchtet, duftet, mundet solch ein edler Wein der jüngsten besten Jahrgänge! Er ist gewiß weit besser, als ihn unsere

Vorfahren vor hundert Jahren jemals zu trinken bekamen. Allein eben darum mußten die rationellen Weinberge male-
risch so unendlich viel langweiliger werden. Je üppiger und
freier die Rebe in Blatt und Ranke schießt, um so saurer
der Wein.

IV.

Ich komme zur charaktervollsten Staffage des Stromes,
zu den Schiffen. Die sind nun auch wieder zu groß gewor-
den, während das Wasser sich verkleinerte. Nur die alten
Rheinflöße schrumpften zusammen. Obgleich das roheste, ur-
sprünglichste Fahrzeug, galten sie vor vierzig Jahren noch
für ein staunenswerth großartiges Unternehmen und man
erzählte sich von Flößen, die unterhalb Koblenz bis auf
2000 Fuß Länge und 90 Fuß Breite anwuchsen, mit
4—500 Arbeitern bemannt waren und bis zur holländischen
Gränze 30,000 Thaler Zoll zahlten. Sie boten mit ihrem
bunten Menschentreiben ein reiches Genrebild, verkleinerten
aber den Fluß malerisch nicht, obgleich sie ihn weithin be-
deckten; denn sie bauten sich nicht in die Höhe und ließen
also die Ueberschau der Fläche frei.

Die Riesen-Flöße wurden durch die Dampfschiffahrt
verkürzt und verdrängt und statt ihrer werden jetzt die großen
Personen-Dampfer als das imposanteste Fahrzeug des Stromes
bewundert. Diese Dampfer, nach amerikanischer Bauart,
wie sie seit einigen Jahren während der Reisemonate den
Rhein befahren, sind bekanntlich ausgezeichnet durch ihren
hohen Aufbau mit Kajüten über Deck, bei geringem Tief-
gang und bedeutender Länge (gegen 250 Fuß). Auf den

Riesenströmen Amerikas mag ein solcher Hochbau vortrefflich aussehen; als Staffage der Rheinlandschaft wirkt er erdrückend; denn er ist viel zu massig, zu farbengrell, zu steif architektonisch für die fein und klein gegliederte Scenerie. War das große Floß mit seinen Bretterhütten ein schwimmendes Dorf, so sind diese Bote schwimmende Hotels. Bauernvolk und Bauernhäuser staffiren eine Gegend in der Regel weit malerischer als vornehme Leute und funkelneue Paläste; denn jene verschmelzen sich, selber eine Art Naturproduct, harmonisch mit der Natur, diese contrastiren hart und schreiend.

Durch das Ueberhandnehmen der Dampfschiffe hat die Schönheit des Rheines bedeutend verloren: der Dampfer verschüchelt die Fische und die Maler. Kaum gibt es eine sprödere Aufgabe des Pinsels, als ein großer Flußdampfer im Vordergrund einer engbegrenzten Landschaft, und mit Ausnahme des eigentlichen Rheingaaues haben die schönsten Rheingegenden allesammt einen engen Horizont; sie bedürfen reicher und mannichsaltiger, aber kleiner Staffage. Wo die Dampfschiffahrt eindringt, da wird langsam doch sicher der ganze Schiffsbau reformirt vom schweren Frachtschiff bis zum kleinen Dreibord und Seelenverkäufer hinab. So haben auf dem Rhein die nach Art der Dampfer scharf gebauten Kielschiffe auffallend zugenommen, und durch die Schleppbote ist auch bei den Frachtschiffen, die selber keine Maschine führen, das Mast- und Segelwerk stark gemindert worden. Das ächte alte Rheinschiff herrscht nicht mehr allein, wenn es gleich der Zahl nach immer noch die Oberhand behauptet. Es ist meines Erachtens das malerischste Fahrzeug, welches

überhaupt auf deutschen Strömen verkehrt. Sein Urbild ist die holländische Kuff. Nicht scharf, sondern stumpf gebaut, ohne Kiel, mit breitem schön geschwungenem Steuer, den großen ovalen Schuttbrettern gleich Flossen zu beiden Seiten, hohen Masten und mannichfchem Segelwerk, gestattet es hundert Variationen in Form und Farbe von der reich verzierten fürstlichen Yacht und dem stolzen Frachtschiff bis zum gemüthlichen kleinen Marktschiff hinab.

Diese altmodischen Rheinschiffe paßten so gut zu den Proportionen der Landschaft. Es bewegen sich jetzt viel mehr Menschen und Güter auf dem Strom als vor fünfzig Jahren, aber die Zahl und Vielgestalt der Kähne fiel damals weit bunter und reicher in's Auge. Welchen Mastenwald zeigte der Mainzer und Kölner Hafen als es nur erst wenige Dampfschiffe gab! Jetzt sehen diese Häfen bei riesig gesteigertem Verkehr weit leerer aus; denn auf das malerische Auge wirkt nicht der Tonnengehalt, sondern die wimmelnde Menge der Fahrzeuge. Gleichförmige Massen haben selten künstlerischen Werth, wohl aber individuell durchgebildete Massen. Die quantitative Größe macht sich dem rechnenden Verstande klar; der Phantasie enthüllt sich die Größe leichter in der Fülle eng geschaarter qualitativer Unterschiede.

Und die Größe der wimmelnden individuellen Vielgestalt stimmt dann auch wiederum harmonischer zu dem bescheidenen quantitativen Maße von Strombreite und Bergeshöhe am Rheine. Ein Schlepper von fünf Segelschiffen gefolgt könnte sich großartig in die Proportion der Landschaft fügen, wenn der Fluß doppelt so breit wäre, die Berge doppelt hoch. Und so gab die ehemalige Thier- und Menschenquälerei der

schiffziehenden Leute und Pferde dem engen Flußthal dennoch eine harmonischere Staffage, wenn Einem gleich das unharmo-
nische Geschrei der Pferdetreiber das Ohr zerriß. Es gibt eine Grausamkeit des Kunstsinnes und einen Egoismus der
Schönheitsbegeisterung. Das sagte ich mir selber, als ich unlängst am Neckar noch ein Schiff sah, welches von zwei
Rühen zu Berg gezogen wurde, ein Jammerbild für den
Volkswirth, ein Prachtstück für den Genremaler! Ueberhaupt
muß man sich in die Thäler des Neckars und Mains, der
Lahn, Mosel und Ruhr flüchten, um das frühere schöne
Ebenmaß des Rheinthals von Landschaft und Staffage, we-
nigstens im kleineren Abbilde, noch nachzukosten. Aber auch
dort hat die Eisenbahn bereits viel verdorben.

V.

Der Rhein wurde nicht bloß kleiner an sich und durch
den Druck der Industrie und des Massenverkehrs, er wurde
überdies noch scheinbar kleiner, weil der Reisende einen
größeren Maßstab mitbringt. Es erging dem Rheine wie
den kleinen Staaten, die zusammenschrumpften, weil die
Welt offener, das heißt die Sehweite unseres politischen
Blickes größer wurde.

Auf hundert Reisende, die vor Zeiten die rheinische
Landschaft als eine „großartige“ bewunderten, trafen kaum
fünf, welche die weit großartigere Natur der Alpen, des
Meeres, der Tropen genossen hatten. Jetzt kommen unter
hundert Rheinreisenden gewiß zwanzig von den Alpen oder
vom Meere herüber und sind ganz ärgerlich, im Stromspegel

des Rheingaues keinen Genfer See, am Drachenfels keinen Montblanc, und auf den Nebenhügeln keinen Urwald zu finden.

Manche oft beschriebene Naturscenerien sind besonders geeignet, diesen Wechsel im subjectiven Maßstabe des „Großartigen“ zu verfolgen. Ein wahres Musterbeispiel der Art ist gegenwärtig der Rheinfall von Schaffhausen. Wie viele Naturschilderer haben zu Klopstocks, Goethes und Matthiasons Zeit das Schauspiel dieser Stromschnelle als ein überwältigendes, über jeden Vergleich erhabenes gefeiert in glühenden Versen und oft noch glühenderer Prosa! Es waren freilich mehrentheils Nord- und Mitteldeutsche, die hier zum erstenmale an die Pforte der Alpenwelt traten. Der Rheinfall wurde zum Sprüchwort des majestätisch Erhabenen, — und jetzt droht derselbe zum Sprüchwort der Enttäuschung zu werden; denn die meisten Reisenden haben da weit Gewaltigeres erwartet und wundern sich, daß man über so wenig Lärm so viel Lärm machen konnte. Und doch blieb der Rheinfall wie er gewesen. Aber die Leute haben den Niagara gesehen und die Katarakten des Nil und wenn sie beides auch nicht gesehen, so haben sie doch genug davon gelesen und Richard Wagners Walküre gehört, und alle dem reicht der arme Rheinfall mit all seinem Wasser doch das Wasser nicht, zumal wenn er im Spätherbst ohnedies kein rechtes Wasser hat. Wie die leidige Sucht, die Dinge nicht aus sich selbst zu würdigen, sondern nach andern ganz verschiedenartigen Dingen, das gerechte Maß historischer Größe verschiebt, so auch der Naturgröße. Wir preisen Jemanden die wundervolle Lage von Mainz, und flugs meint er, Kon-

stantinopel läge doch noch viel schöner; wir erquicken uns an der anmuthigen Rundschau vom Niederwald, aber sogleich sagt uns Einer, die Aussicht vom Rigi sei doch noch unvergleichlich großartiger. „Haben Sie La Guaira gesehen?“ fragte ein weitgereister Freund jedesmal, so oft Jemand irgend eine schöne Landschaft pries. Und wenn man's verneinte, dann entgegnete er: „wer La Guaira nicht gesehen hat, der hat noch gar keine schöne Landschaft gesehen.“ Ich erbaue mich an Mozart's Requiem; „aber Bach's hohe Messe ist doch unendlich erhabener,“ wirft mir ein Kenner dazwischen, gleichwie man Einem einen Prügel zwischen die Beine wirft.

Während nun aber gegenwärtig zahllose Menschen beim einfach Schönen das Großartige vermissen, sind nur Wenige so fein geartet, daß sie bei'm formlos Großartigen den Mangel des Schönen empfinden. Dies ist ein Zug unserer Zeit, der sich angesichts der landschaftlichen Natur und der Musik ganz besonders geltend macht. Aber auch anderswo beherrscht uns das Vorurtheil, daß nur derjenige genial sei, welcher die kühnste Aufgabe ergreift, um sie auf's originellste auszuführen. Ob er dann in seiner Originalität Manierist wird und in seiner Kühnheit stecken bleibt, das thut wenig zur Sache; genial bleibt er doch. So beurtheilt man die Künstler, so beurtheilt man auch die Natur, und der Fluch der Originalitätsucht und des Größenschwindels ruht eben so oft auf dem simpelsten Vergnügensreisenden wie auf ästhetischen Kritikern und Kennern. Tiefdunkle Schluchten mit schneidenden Lichtblitzen, wirre Felsenwüsten, Gletscherwildnisse, unabsehbare Moore, Haiden und Wasser-

flächen: da erscheint die Natur titanisch, ursprünglich; ein Jeder kann den Effekt im Vorbeifahren erfassen und selbst der größte Beschauer ahnet das Bild und Gleichniß einer genialen Kraft. Die rheinische Landschaft in der selig versöhnten Harmonie ihrer milden Farben, in dem raschen Wechsel anmuthiger Kunst- und Naturgebilde, in dem Frieden ihrer Thal-Gebreite und der maßvoll schönen Plastik ihrer Berge und Felsen ist dagegen nur dem feineren Sinne verständlich, der sich langsam, in sinniger Beschauung hinein zu versenken weiß.

Wir gleiten stille durch die alte Zeit, wenn wir uns im Rahne einsam den Rhein hinab treiben lassen, nicht wegen der Burgen zur Rechten und Linken, sondern wegen des Geistes dieser harmonisch befriedenden Naturschönheit; denn sie entspricht dem verschollenen Kunstideale Goethe's und Mozart's. Es ist als verkörperten sich ihre Verse und Melodien in diesen Thälern und Höhen, und nur wer sich noch das Verständniß des geistvoll und individuell Schönen in der klassischen Kunst gerettet hat, der vermag auch heute noch diese klassisch-schönen Landschaftsgebilde voll zu genießen.

VI.

So müßte man also einen besonders fein ausgebildeten Schönheitsinn zum Rheine mitbringen. Allein auch das genügt nicht: der Rhein fordert überdies eine besonders feine Kunst des Reisens, er will, gerade heraus gesagt, in recht altmodischer Weise bereist sein.

Dem steht nun schroff gegenüber, daß man den Rhein

gegenwärtig schneller und in jeglichem Genuß modernsten Reifecomforts befahren kann, als irgend einen andern deutschen Fluß, und eben diese geschwinde und bequeme Beförderung lockt Tausende zu einer Rheinfahrt, von welcher sie dann doch oft etwas enttäuscht heimkehren. Sie dampfen an einem Tage durch sämtliche „klassische“ Rheinlandschaften und glauben, sie hätten nun den Rhein gesehen! So haben die musterhaften Dampfboote, welche alle Welt zum Genuße der rheinischen Schönheiten herbeiführen, andererseits den tieferen Credit dieser Schönheit bedeutend untergraben. Denn diese ist durchaus individueller Art, stets wechselnd, in's Kleine durchgebildet; sie verhüllt sich dem rasch Vorübereilenden und erschließt sich nur dem Wanderer im längeren innigen Verkehr.

Je rascher die Bilder wechseln, um so langsamer muß man reisen; je langsamer die Scenerie sich verändert, um so rascher mag gereist werden. Da nun aber heutzutage alle Welt geschwind reisen will, so erhalten wiederum die groß und breit angelegten Gegenden den Preis. Die Dampfschiffahrt über einen großen Alpensee gibt den Gesamteindruck von Gebirg und Wasser viel sicherer als die Rheinfahrt. Wer eine Alpenspitze bei gutem Wetter ersteigt, der hat im Wesentlichen dieselbe Vogelperspective, welche ihm auch die benachbarten Spitzen bieten; wer dagegen auf einem Rheinberge steht, der ahnt oft nicht, welch ganz anderes Bild die nächste kleine Höhe bietet. Und nun vollends Städte und Dörfer, Burgen und Schlösser in ihrer höchsten historischen und architektonisch malerischen Vielgestalt! Da gilt es, langsam zu gehen und geschwind zu sehen,

eine Kunst, die so selten geworden ist, wie geschwind hören in der Musik. Denn es gibt viele Leute, die gar nicht mehr fähig sind, ein Haydn'sches Quartett zu hören, weil sie zu langsam hören, weil sie erst recht zu hören anfangen, wenn der Satz eben fertig ist. Die tausend geistreich feinen Züge des rasch wechselnden knappen Periodenbaues entschlüpfen ihrem Ohr, welches nur noch an die breiten langathmigen Perioden der nachbeethoven'schen Schreibart gewöhnt ist. Gerade so entschlüpft die rheinische Naturschönheit gar oft dem modernen Auge, weil sie zu reichen Wechsel auf engem Raum zusammengedrängt bietet.

Hiermit verknüpft sich auf's innigste ein anderer Punkt. Das Rheinland ist das schönste Musterstück deutscher Mittelgebirgsnatur. Nun glauben Viele, unsere Mittelgebirge seien mühelos zu genießen und suchen dort auch nichts weniger als Mühsal des Genusses. Im Alpenland dagegen erwartet man die Würze von etwas Mühsal, Gefahr und Abenteuer, und wenn der Reisende auch wirklich keine Gefahr dort besteht, so bildet er sich doch mit Vergnügen hinterher ein, er habe sie bestanden. Die Mühsal der Alpenreise wird zum Export, die Mühsal einer rechten Rheinreise ist Arbeit. Wer den Rhein gesehen haben will, der muß ihn mit ernstem Studium sehen, denn das Schöne gehört da nicht bloß der Natur, die sich von selber bietet, sondern zugleich der Kunst und Geschichte, die man suchen muß. Es gilt da nicht, einen Riesenberg zu ersteigen, sondern viele mäßige Höhen, viele Thäler kreuz und quer zu durchstreifen, denn auch die Nebenflüsse gehören zum Rhein, viele Schlösser, Städte, Dörfer zu durchforschen, bald zu Lande,

balb zu Wasser zu reisen. Dieser stete Wechsel arbeitsvollen Suchens und Findens ermüdet, aber das sind alles bürgerliche Strapazen, die man mit jedem ehrlichen Handwerksburschen theilt, keine ritterlichen. Man kann dabei kaum den Hals brechen, viel weniger vom Schnee verschüttet werden, in Eispalten erfrieren, verhungern, man braucht nicht einmal vor einem Stier davonzulaufen. Tausende zarter, vornehmer Herren und Damen ertragen begeistert die Mühe und Gefahr einer Alpenbesteigung, von wo sie zwar gewaltige Natureindrücke, aber sehr wenig geistigen Gewinn mit heimbringen, während sie die Zumuthung, das Rheinland auch nur mit mäßiger Mühe zu durchwandern, als ganz unstandesmäßig entrüstet zurückweisen würden. Ein weiterer Beleg des Sages, daß das gewagte Problem den modernen Menschen viel leichter fesselt, als die fruchtbarste Fülle sicher begränzter Aufgaben, welche in anspruchlos unverdrossener Arbeit gelöst sein wollen. Der Rhein kommt wiederum zu kurz dabei, und die große Reiseschaar fluthet mit Dampfseile zwischen seinen Ufern dahin, wobei sie wenig genug von rheinischer Natur erhascht und noch weniger festhält.

VII.

Wir suchen aber nicht bloß die Natur in der Landschaft, wir suchen auch den Menschen; das Volksleben beseelt erst die Naturschönheit.

Hier hat nun der Rhein einen Vorsprung vor allen deutschen Flüssen und doch gereicht ihm selbst dieser meist zum Nachtheil. Es gibt ein „rheinisches“ Volksleben,

rheinische Sitte, rheinisches Temperament. Man spricht nicht von einem entsprechenden Volksleben der Donau, Elbe, Weser, man bildet überhaupt von diesen Flußnamen kein entsprechendes Eigenschaftswort, wie etwa elbisch, wesisch, donauisch; man bildet dieses Wort nicht weil die Sache nicht besteht, weil dort Volksleben und Geschichte nicht so abschließend und zusammenhängend dem Strome folgen wie am Rhein. Ich sprach im Eingange bereits von jenen Rheingegenden im engeren Sinne, wo der Fluß das einigende Band eines besonderen Landschaftscharakters darstellt. In ähnlicher Auffassung redet man vom „Rheinländer.“ Ein gemeinsamer Volksstamm einigt das mittlere und niedere Rheinland, der fränkische; er überwiegt am Rhein seit Klodwig's Zeiten und bildet die Grundlage des sonst so mannichfach schattirten rheinischen Volkslebens. Nun siedeln freilich die Franken auch weit vom Rheine ab, rechts und links im Lande. • Indem aber die Geschichte und der Verkehr dem Strome folgte, indem namentlich das rheinische Städtewesen verbindend wirkte, hat sich eine besondere rheinische Art innerhalb des fränkischen Volksthumes ausgeprägt. Sie folgt dem Strome, sie steigt theilweise in das Mündungsgebiet der Nebenflüsse, aber sie überschreitet nicht die Rheinberge. Darum nennen wir die Leute, welche dem Rheine zwar nahe, aber hinter den Bergen wohnen, die Odenwälder, Hunsrücker, Westerwälder u., nicht mehr Rheinländer. Ihre Milance ist durch das Gebirg bestimmt, nicht durch den Fluß. Diese Leute „über der Höhe“ standen in alter Zeit an Bildung, Rechten und Freiheiten größtentheils unter den Uferbewohnern, sie blieben durch Jahrhunderte in der

Reserve. Man vergleiche die Seitengebiete der anderen großen Flüsse Deutschlands und man wird nichts Ähnliches mit solcher Consequenz ausgesprochen finden. Kein deutscher Strom hat das Volk seiner Gestade beherrscht, befreit und verbündet gleich dem Rheine. Ich sage seiner „Gestade“; denn zum ächten Rheinländer gehört zweierlei: erstlich, daß er fränkischen Grundstammes sei, und zweitens, daß die uralten Culturmittelpunkte des Volkes unmittelbar am Flusse liegen. Darum rechnen wir den Baseler oder Schaffhauser, obgleich der Rhein seine Stadtmauern bespült, nicht hierher, weil er Allemanne ist, so wenig wie den Bewohner der elsassischen, badischen, pfälzischen Rheinebene, weil sich, trotz fränkischer Stammesmischung, die alte Cultur hier viel mehr durch die breite Ebene als durch den Stromsaden bestimmte. Der Rheinländer beginnt bei Mannheim und geht bis zur holländischen Gränze.

Obgleich auf dieser langen Strecke gar manche Staatsgränze den Stromlauf kreuzte, gar manche Abstufung in Mundart und Sitte kräftig hervortritt, so ist hier das Ufervolk dennoch durch hundert feine Züge des Temperaments, der Berufsübung, der Lebens- und Redeweise wiederum verbunden. Und diese höhere Einheit im Unterschiede, dieses schwer zu bestimmende gesammtrheinische Wesen bietet gar verlockende Räthsel für den schärfer blickenden Forscher.

Das rheinische Volksthum ist kein Bauernthum, es ist städtisch und wirkt aus der Stadt aufs Land zurück, so daß man sagen kann, was hierzuland „rheinisch“ an dem Bauer erscheint, das ruht in dessen städtischer Art, durch welche er über den Bauer hinausgewachsen ist. So gliedert man

auch rheinisches Volksleben viel mehr nach den Städten als nach ländlichen Gauen und spricht in diesem Sinn von der Kölner, Koblenzer, Mainzer, Düsseldorfer Schattirung. Wo man aber von einem Landbezirk als solchem spricht, da ist dieser selber wiederum städtisch, wie ich's beim Rheingau als „Bauernland mit Bürgerrechten“ in meinem Wanderbuche nachgewiesen habe.

Nun ist dieses helle, farbenreiche rheinische Wesen zwar in Aller Munde, es ist im Gedichte so oft besungen, im Genrebilde hundertfach gemalt und mit dem örtlichen Hintergrunde von Burgen und Nebenhügeln, Dörfern und Städten, Villen und Wirthshäusern zu einem charaktervollen Ganzen verbunden worden, — und doch läßt sich's gar schwer genau beobachten, erkennen und in Begriffe fassen. Im raschen Reiseflug erhascht man's nun vollends nicht, wie überhaupt städtisches Volkssthum weit schwerer erwandert werden kann, als rein bäuerliches. In der Stadt und städtischem Lande muß man warm geworden sein, um von Beider Eigenthümlichkeit reden zu können. Also fühlt sich auch hier der flüchtige Tourist bitter enttäuscht. Er hat sich auf ein Stück „fröhlichen rheinischen Lebens“ als ganz nothwendige Vordergrundstaffage gefreut, dasselbe jedoch weder auf dem Dampfboot noch im Gasthose gefunden. Wie viel leichter nimmt man aus den großen Concurrencysgenden des Rheines ein Stück Volksleben mit — aus den Alpen, vom Meer, von der Donau, aus Italien! Das übersättigte Auge des flüchtigen Touristen erkennt den Alpenhirten, den Lazzarone, den österreichischen oder gar den magyarschen und croatischen Bauer sofort als eine ganz originelle Volks-

staffage, während ihm der rheinische Winzer und Schiffer so obenhin als gar nichts besonderes erscheint. Und doch ist er etwas besonderes und fügt sich harmonisch in die Natur seines schönen Stromlandes. Nun wurzelt aber die rheinische Art viel mehr noch in den Gebildeten als in jenen gröberen Männern aus dem Volke. Man kann eine sehr zugeknöpfte Sennerin studiren, während man ein Glas Milch in ihrer Hütte trinkt; mit einem Rheinländer, der doch das Herz auf der Zunge trägt, muß man wenigstens zwölf Flaschen Wein austechen, um's nur halb so weit zu bringen in der Erkenntniß seines Volksthum's. Es geht hier mit den Menschen wie mit der Natur: Beide sind seit uralten Tagen so reich individualisirt, daß sie nur langsam und mit feinen Organen erfaßt werden können.

VIII.

Der Rhein hat den Ruf des malerischsten deutschen Stromes, und wir haben seine Ufer auch schon oft genug gemalt gesehen. Spielt aber die Rheingegend eine entsprechend große Rolle in der Geschichte der höheren Landschaftsmalerei? hat ihr eigenster Typus das Schönheitsideal bedeutender Schulen, ja auch nur einzelner Meister hohen Ranges bestimmt? Ich will diese Frage beantworten, indem ich Umschau halte bei den Künstlern vergangener und gegenwärtiger Zeit.

Die alten Holländer, Ruysdael voran, nahmen das Küstenland mit Strand und Dünen, Marsch und Geest, oder jene heimeligen Waldhügel und Waldbäche, die sich

überall in Nieder- und Mitteldeutschland finden können, zur Grundlage ihrer Studien. Everdingen suchte sich seine Felsen und Berge lieber in Norwegen als am Rhein. Claude Lorrain und Poussin bildeten die großen plastischen Naturformen Italiens zum Typus der historisch stylisirten Landschaft. Deutsche Studien soll Claude auf der südbayerischen Hochfläche gemalt haben; und wäre dies auch bloße Sage: Luft, Wasser und Fernen an der Isar sind jedenfalls leichter in seinen Gemälden wiederzufinden, als Züge der rheinischen Natur. Erst die späteren kleineren Meister der deutschen und niederländischen Schule von Eastleven bis Schütz haben die Rheinlandschaft in den Vordergrund gerückt. Als die schöpferische Kraft der Maler erlahmte, wandten sie sich zum Rhein, wo die Natur bereits so reich und gerundet für sie gemalt hatte, daß sie nur zu porträtiren brauchten.

So könnte man sagen. Man kann aber auch einen ganz andern Grund geltend machen, einen historisch politischen. Der Landschaftsmaler lernt zunächst am heimischen Boden die Natur belauschen, und die großen Schulen dieser Künstler sind geographisch gebundener als man denken sollte. Während nun aber die landschaftliche Kunst im siebzehnten Jahrhundert ausblühte, war Deutschland zu arm und elend, um große Malerschulen hervorzubringen, und als die Rheinlandschaft nach dem dreißigjährigen Kriege und den Raubzügen Ludwig's XIV. in der tragischen Schönheit ihrer Trümmer einen gedankentieferen Stoff bot als je nachher, vermochte der gebrochene Geist der Nation keine Künstler zu wecken, welche jene reichen Bilder des armen Landes auch tief erfaßt und auf der Leinwand ausgedichtet hätten.

Erst das neunzehnte Jahrhundert brachte eine rheinische Malerschule, welche vorab in der Landschaft Ruhm gewann, ja hier geradezu Bahn brach für die neue deutsche Kunst: — die Düsseldorfer Schule. Sie schöpfte ihre Studien großentheils aus der rheinischen Natur, sie fand in derselben ihre reizendsten Ideale, ja man kann sagen, wer den Rhein nicht kennt, der wird auch Styl und Technik der Düsseldorfer nach ihrer örtlichen Nothwendigkeit niemals ganz erfassen. Und was da von dem Naturgemälde gilt, das gilt fast mehr noch von dem Volksgemälde, von dem Sittenbilde des Genremalers. Ich nenne auf den ersten Griff nur Knaus, Bautier, Böttcher, Hasenclever — wenige Namen für viele! Jeder fühlt sich bei ihrem Klang in eine bestimmte rheinische Volksgruppe versetzt, vom Schwarzwald bis zur Meeresküste.

Und dennoch ist die eigentliche Rheinlandschaft wiederum zu kurz gekommen in Düsseldorf. Als dort vor vierzig Jahren die neue Schule der Landschaftsmalerei erblühte, war das Rheinland in zwiefachem Sinne die malerisch abgetretenste Gegend. Die handwerklichen Beduttenmaler des älteren Styls, welche man eben durch eine höhere Kunst überwinden wollte, hatten zumeist in „Rheinansichten“ gearbeitet. Indem die junge Schule den gleichen Gegenstand geflissentlich mied, zeigte sie vorweg, daß sie mit jenen Böpfen nichts gemein habe. Aber noch gefährlicher als die altmodischen Beduttenmaler ward die Betriebsamkeit der Kunstindustrie den Rheingegenden. Sah man diese Gegenden doch in hundert Reisealbums und Reisebüchern, auf Tassen und Tellern, Tabaksdosen und Lichtschirmen, und zwar unglücklicherweise schon lange, bevor genialere Künstler einen

stylvollen Typus dieser Landschafts-Physiognomie ausgebildet hatten. Der Rhein leidet unter seiner künstlerischen Popularität, wie Schillers Gedichte. Es ist fast so schwer beim Anblick des Ehrenbreitsteins, der Lurlei, des Siebengebirges das Stahlstich-Album und die gemalten Präsentir-Teller zu vergessen, wie bei den „Kranichen des Jbykus“ die Deklamir-übungen unserer Schultage. Kein Wunder, daß die Düsseldorf-Künstler ihre Skizzen oft lieber an den Nebenflüssen, in den Bergen und Niederungen seitab des Stromes malten und in eben dem Maße das Porträt der Rheinlandschaft floßen, als sie die rheinische Natur suchten.

Die Münchener Maler hatten es besser. Die Hauptfundgrube für ihre Skizzenbücher war und ist das bayerische Hochgebirg mit den vorliegenden Flächen und Seen. Man sagt aber mit Recht, daß dieses Land erst vor beiläufig vier Jahrzehnten für die Welt entdeckt worden sei durch die Münchener Maler. Hier war also völlig neuer Boden. Das große Publikum lernte die Gebirgsansichten aus guten Bildern kennen, bevor es sie leibhaftig sah, und viel später noch empfing das Kunsthandwerk die Typen dieser Natur aus der Hand der Künstler. Die schönen Ansichten wurden nicht trivial, bevor sie idealisirt waren, und die Landschaftler durften die augenfälligsten Naturscenen porträtiren, ohne daß man sofort an die Concurrrenz fabrikmäßiger Beduttenmaler erinnert wurde. Die Maler hatten es besser und die Landschaft hatte es besser als am Rhein.

Hieraus entspringt aber ein seltsam gekreuzter Gegenzug zwischen der älteren Münchener und der älteren Düsseldorf-Schule. Nicht bloß in der Historie, auch in der

Landschaft stylisirten und idealisirten die alten Münchener; Rottmann war Cornelius in diesem Sinne geistesverwandt. Und doch ging Rottmann bei seinen Bildern des deutschen Hochgebirgs, wie bei seinen großen italienischen und griechischen Cyclen überwiegend vom Porträt aus, freilich vom Porträt im historischen Idealstyl. Die Düsseldorfer individualisirten viel feiner und anmutiger, entsprechend dem Geiste der rheinischen Natur, man nannte sie, entgegen den Münchnern, Naturalisten und Realisten. Dennoch herrscht in ihren Landschaften viel mehr freie Composition als bei ihren Genossen an der Isar, ja sie fliehen das Porträt der großen Rheinprospecte. Inmitten einer Gegend, die von historischen Erinnerungen erfüllt ist, wurden Lessings Landschaften geistreich novellistisch. Wo man Episoden des Naturlebens geurecht behandeln wollte, da griff man nach rheinischen Skizzen; wo aber das Ziel auf eine stylvoll große Composition gerichtet war, da ging auch der Düsseldorfer Künstler lieber an die nordische Meeresküste oder nach Italien, als daß er weltbekannte Rheinansichten im großen Vortrage frei umgebildet hätte.

So war es vor dreißig und vierzig Jahren. Gegenwärtig bewegen sich aber unsere jüngsten deutschen Landschaftler vollends auf einem abschüssigen Wege, der noch viel weiter vom Rheine abführt. Die älteren Maler, welche zuerst der Form, dann der Farbe nachgingen, liebten einen kräftigen aber engen Vordergrund bei belebtem Mittelbilde und mäßigen Hintergründen, sie waren seit Ruysdael's Zeiten vielmehr Maler der Nähen als der Fernen. Der modernste Künstler will vorab Farbe, Ton, Stimmung;

die fest durchgebildete Form hemmt seinen Pinsel; dagegen liebt er viel Luft, weit entrückten Hintergrund, breit gelagerten Vorgrund, möglichst wenig Architektur, noch weniger Staffage und wo möglich gar keine Zeichnung. Vor schöner Zeichnung vollends fürchtet er sich, wie der modernste Musiker vor schöner Melodie. Als höchstes Ideal erscheint ihm ein Bild, welches eigentlich gar nichts darstellt, aber dennoch eine Landschaft ist. In dem unbestimmten, mehr auf die Nerven als auf den Geist wirkenden Effekt der verschmolzenen oder contrastirenden „Töne“ sucht das moderne Auge die geheimste Poesie der Palette, wie das moderne Ohr vorab „Farbe“ in der Musik begehrt, die unklaren aber nervenerschütternden Stimmungseffekte der Modulation im Gegensatz zu der plastisch klaren Melodik und Kontrapunktik älterer Meister. Farbe in der Musik, Ton im Bilde: Die Rollen sind vertauscht und die Aesthetik ist von der Bühne verschwunden.

Für Bilder dieses Ideales kann man nun mit der Rheinlandschaft gar nichts mehr anfangen. Die Natur hat hier gethan, was sie so selten thut, sie hat an vielen Orten ein gerundetes schönes Bild geschaffen; man braucht dies nur festzuhalten und in einen Rahmen zu fassen. Aber gerade darum geht der Maler lieber auf eine ungarische Puszte, in einen polnischen Morast, auf ein oberbayerisches Torfmoor oder zum Dünenstrand des Meeres. Dort wird ihm nichts Fertiges geboten als zwei lange Horizontallinien von Himmel und Erde, zwischen denen er formlos Ton und Stimmung malen kann nach Herzenslust.

Das sind extreme Gegensätze. Aber nehmen wir einen

Meister der gediegensten Art, der nicht bloß malen, sondern auch zeichnen kann und die Schönheit gleichmäßig in der Form, wie in der Farbe sucht. Auch ihm wird es zu eng am Rheine. Er findet da fertige Bilder, wo er den Stoff zu einem Bilde begehrt, welches er in freiem Zuge selber schaffen will. Die Natur hat alle Linien so bestimmt gezogen, die Cultur so scharf ihr Gepräge aufgedrückt, die architektonische Staffage tritt so herrlich in den Vordergrund: der Rhein ist zu malerisch, als daß er selbst den geistesverwandten Künstler zum Malen reizte. Und wenn sich dieser deunoch die Freiheit nähme, aus dem fertigen Bilde ein neues Bild zu schaffen, indem er in voller Freiheit Berg und Strom umgestaltete, etwa wie Rottmann seine italienischen und griechischen Landschaftsporträte frei umgedichtet hat? Er würde nicht aufkommen mit solchen Idealbildern, denn dafür sitzt das weltbekannte Urbild zu fest in jedes Beschauers Auge. Jeder Handlungsreisende würde dem Künstler aufpassen, daß er „falsch“ gezeichnet habe, daß das Porträt „nicht ganz ähnlich“ sei.

Was man so gerne dichterisch schaut in dem Rheinland unserer alten Heldensage, das fehlt dem Rheingestade des heutigen Tages: es fehlt ihm das Ahnungs- und Geheimnißvolle der unreifen Schönheit, das Fragmentarische, Launenhafte, Maßlose. Der Rhein ist zu fertig schön und zu modern, um dem modernen Auge noch berauschend schön zu sein.

Ich kehre zum Anfang zurück, zum „Vater Rhein,“ der, über seine Urne gelehnt, sinnenden Blickes den Wasserstrom und den Zeitstrom dahin fluthen sieht. In seiner

ausgeprägten Persönlichkeit und in seiner culturbeherrschenden Macht gründet jener königliche Rang, welchen der Rhein vor allen deutschen Flüssen behauptet. Nur der gebildete Geist wird diese ideelle Höhe fassen, die sich nicht nach den Körper-Maßen der Länge und des Flächenraums, der Höhe und Tiefe bestimmt.

So entfaltet auch die rheinische Landschaft ihre volle Schönheit zunächst dem geistigen Auge; sie ist malerisch schön, aber sie ist poetisch noch viel schöner. Und in der That hat auch die Poesie den Rhein herrlicher gefeiert als die Malerei.

Aus drei verschiedenen Wurzeln erwächst diese dichterische Schönheit des Rheines: die Geschichte lebt in der Landschaft; die vorgeschrittenste Cultur der Gegenwart verwächst mit einer reizenden Natur; die Natur selber aber gruppirt und ordnet sich zum fertigen Gemälde.

Im Geiste soll man immer aristokratisch reisen, überall erster Klasse, ganz besonders aber am Rheine. Das heißt, man soll den Strom sammt der stolzen Gefolgschaft seiner Nebenflüsse langsam und gründlich befahren und bewandern, mit gediegener Vorbildung, offenen Auges, mit Sinn und Verstand. Dann wird man das Culturbild rheinischer Natur und rheinischen Lebens als ein ganz einziges erkennen, man wird auch der schönen Rheinlandschaft gerecht werden; sie ist Culturschönheit in der Naturschönheit. Aus diesem Gesichtspunkte eröffnet sich auch dem Maler noch ein überreicher ungehobener Schatz von „Rheingegenden.“ Aber er muß den Spuren des Dichters und Denkers folgen, wenn er sie richtig finden und aufnehmen will.

Alpenwanderung eines Historikers.

(Dieser Niederschrift liegen drei selbständige Vorträge zu Grunde, von welchen ich die beiden ersten im „Athendäum“ zu Hamburg hielt am 28. und 30. Dec. 1869, den dritten im „Verein für wissenschaftliche Vorträge“ zu Düsseldorf am 18. März 1872.)

I.

Vom Fels zum Meere geht das neue deutsche Reich, von den Alpen zum Nord- und Ostseestrande. Die Küstengränze ist lang, die Alpengränze kurz, sie umspannt nur ein Fragment der Boralpenkette, und wo des Reiches höchste Berge in's Land hineinschauen, da ist das Reich selber nur ein Fragment des deutschen Landes.

So klein nun aber auch diese Strecke der Reichsalpen — vom Bodensee bis Berchtesgaden — so reich ist sie doch an manichfacher Landschaftsschönheit, an Bildern ächter Hochgebirgsnatur und zugleich so selbständig im Charakter des Bodens wie der Bewoñner. Die Maler haben auch nicht gesäumt, Natur- und Volksleben dieser Berge auf die Leinwand zu bringen, die Dichter haben davon gesungen und gesagt, die Schriftsteller haben Land und Leute beschrieben — fast bis zum Ueberdruß.

Aber wenn auch noch so Viele die Naturgröße stylvoll

schilderten und priesen, welche sie hier gefunden, und die Volksgemüthlichkeit genrehast, so hat doch noch kaum Einer gesagt, was der herrlichen Landschaft fehlt. Und davon will ich reden. Vielleicht zeigt uns dann gerade der Blick auf diesen Mangel noch etwas Neues, was diese Alpen besitzen.

Unsern schönen Alpen fehlt der Schmuck historischer Denkmale. Nur ein paar Burgruinen sind auf dieser ganzen Gebirgsstrecke aufzufpüren, unbedeutende Mauerreste, welche in der großartigen Landschaft ganz verschwinden. Welche Burgenfülle birgt dagegen das benachbarte Tyrol! Auch Städte fehlen fast gänzlich diesen deutschen Alpenthälern und die paar Orte, welche sich etwa so nennen mögen, (Füssen, Verchesgaden) sind nicht städtisch. Wie ganz anders in der Schweiz, wo uralte Städte ihre Mauern und Thürme, die Zeugen einer langen und denkwürdigen Geschichte im Vordergrund derselben Seeflächen spiegeln, deren Hintergrund die einsamen Schneegipfel widerstrahlt! Zwar sind die Seen unserö Alpenvorlandes zumeist durch Klöster altberühmten Namens architektonisch staffirt. Aber auch hier fehlt dem Auge das lebendige Geschichtsbild. Wir sehen fast gar nichts mehr von alten, kunstreichen oder mächtigen Bauwerken, welche uns die geistige Thatkraft jener Perioden des Mittelalters versinnbildeten, wo in der That Kunst und Wissenschaft hier geblüht. Es ist, als ob jedes Andenken der glanzvollen alten Zeit bis auf den letzten Rest in die Tiefe der Seen versenkt worden sei: langweilige, nüchterne, mit weißem Kalk übertünchte Bopfbauten der kirchlich, politisch und künstlerisch verkommensten Epoche erheben sich an den stillen Ufern und verderben die schöne Landschaft, statt sie

zu schmücken. Darum sucht der Künstler in diesen Bergen die einsame, unberührte, wilde Natur, und das Volk in seinen Dörfern, Weilern und Gehöften erscheint dem Forscher und dem Poeten selbst wie eine Art Naturproduct, welches uns so ganz in seiner naiven Gegenwart anspricht, daß wir die Geschichte des Landes darüber vergessen und kaum nachsinnen über den Mangel ihrer Denkmale.

Es gibt in diesem Sinne keinen größern Gegensatz, als unser durch und durch historisch verklärtes Rheinland und diese von der Geschichte fast vergessenen oder verlassenen Alpen.

Und doch enthüllen sich dem schärferen Auge auch hier höchst merkwürdige Geschichtsdenkmale. Nur sind es nicht Kunstwerke, sondern sie haften am Naturgebilde des Landes, sie sind in den Fels der Alpen gegraben, sie leben im Wald und auf der Weide, und was das Entscheidende: jene naive Gegenwart des Volkslebens selber ist zum Theil uralte Geschichte, welche lebendig blieb bis auf diesen Tag. Was der politische und Kunsthistoriker vergebens sucht, das findet hier der Culturhistoriker.

Während er aber anderswo durch die Thäler wandert und ins Getümmel der Städte und Dörfer, um die Reste alter Gesittung aufzuspüren, muß er hier auf die hohen Berge klettern und sich Bahn brechen durch die schweigende Wildniß: er sucht Geschichte da, wo scheinbar nie etwas geschehen ist.

Wer eine höhere Alpenspitze besteigt, der durchschreitet bekanntlich in kurzer Frist verschiedene Zonen des Klimas und des Pflanzentwuchses, von den blühenden sommerlichen Wiesen

der Thalsohle bis hinauf zum ewigen Winter der Schneegipfel. Auch der Culturforscher wandert kaum minder rasch vom Thal zum Gipfel durch verschiedene Zonen der Culturgeschichte, deren chronologische Folge sich umgekehrt verhält, wie die Ziffern der ansteigenden Bergeshöhe. Nur braucht er sich nicht gleich dem Naturforscher bis zum ewigen Schnee zu erheben, denn dort hat die Geschichte noch nicht aufgefangen. Es ist aber ganz besonders lehrreich und erfreulich, die Ueberreste alter Cultur auf Alpenpfaden zu suchen, weil die Alterthümer hier nicht in todten Trümmern liegen, sondern lebendig geblieben sind, gleich tausendjährigen Bäumen, und zwar lebendig nicht in Folge von Armuth, Druck oder Verdummung des Volkes, sondern kraft des zwingenden Gebotes der Natur, kraft des angeborenen Berufs des Bodens. Darum ist es mehr als bloße Lebensart, wenn ich sagte, die Geschichte der Gesittung ist hier in den Fels gegraben, in Felsen, welche noch keines Steinmegens Meißel jemals berührt hat.

Ich lade Sie nun ein zu einer culturgeschichtlichen Bergbesteigung. Wir steigen aber chronologisch, wir gehen also nicht vom Thal zur Höhe, sondern von der Höhe zum Thal. Denn die älteste lebendige Culturstufe hat sich heute auf die höchsten Kämme nächst der Schneelinie zurückgezogen, während die älteste todte Culturstufe allerdings in ihren räthselhaften Trümmern tief unten zu suchen ist, noch unter der Thalsohle, auf dem Grund der Seen des Vorlandes. Allein uns soll diesmal nur die Geschichte in der Gegenwart berühren, und so athmen wir auch durchaus frische Bergluft statt der Moderluft der Antiquitätenkammern und Archive oder der Staubluft der Bibliotheken und Studierstuben.

II.

In den Büchern steht geschrieben, daß die Völker gewisse Klassen der wirthschaftlichen Schule durchgemacht hätten mit hundert- und tausendjährigem Lehrgang, indem sie zuerst Jäger gewesen seien, dann Hirten, dann Ackerbauer. Und da es auf der Erde zur Zeit noch viele sitzengebliebene Schüler gibt, so können wir bei einer Umschau in der Uncultur der fünf Welttheile allerdings wahrnehmen, daß Jäger- und Fischervölker eine ursprünglichere Gesittung einnehmen als nomadisirende Hirtenvölker, während diese wieder vom sesshaften Bauervolke übertroffen werden.

Wollen wir aber nicht in ferne Urwälder und Steppen gehen oder uns um Jahrtausende zurückträumen, so haben wir das allerdings modernisirte, ins vaterländische Colorit übertragene Abbild dieser Stufenfolge heute noch daheim in unsern Alpen. Da herrscht hoch oben der Jäger, etwas tiefer unten der Hirt, mit letzten Nachklängen des Nomadenlebens; dann wiederum tiefer herab im halben Urwald sitzt der Holznach als höchst primitiver Lohnarbeiter, und endlich im Hochthale der vereinzelte Bauer mit seiner uralten Feldgraswirthschaft, eben auch ein halber Hirt; und daneben gedeihet sporadisch allerlei Haus- und Kunstgewerbe in alterthümlicherer Form als das geregelte Handwerk des Stadtbürgers.

Wir beginnen unsere historische Wanderung hart unter der Schneegränze, also zwischen fünf bis siebentausend Fuß Meereshöhe, im Herrschaftsbereiche des Jägers. Freilich ist das gegenwärtig kein wilder Jäger, kein Ueberbleibsel eines Jäger-

volkes, sondern ein civilisirter, geschulter Waidmann, der sogar seinen festen Platz im bureaukratischen Rangkalender genommen hat. Allein derselbe Mann kriegt doch ein anderes Gesicht, wenn er da droben die Gemse beschleicht, als wenn er unten im Walde eine Holzfällung anordnet, denn er übt in beiden Fällen eine grundverschiedene Culturmiffion. Das wird sich sofort zeigen.

Die höchstgelegenen Pfade auf den einsamen Rämmen und Gipfeln der Alpen macht der Jäger. Wir finden da hoch über den Rußpfaden des Senners Stufen in den Felsen oder den noch tüdischeren Grashang gehauen, wir gewahren, daß die Art einen Weg durch das dichte Geflechte der am Boden kriechenden Knieesöhren (Latschen) gebrochen hat: das haben die Jäger gethan.

Aber diese halbverlorenen Jägerpfade sind oft gar trügerisch, in zwiefacher Weise. Es gibt solche, die fangen ganz prächtig an, werden aber immer steiler und gefährlicher und locken den Wanderer zuletzt an einen Felsabsturz, das heißt auf den Anstand, wo der Jäger die Gemen besaucht. Andere führen zwar zu einem besseren Ziele, aber die Jäger lassen sie in der Mitte absichtlich verfallen, vom Geröll überschütten, vom Schneewasser zerreißen, so daß nur noch der festeste Bergsteiger durchdringen kann. Denn der Jäger ist egoistisch, wie die Jägervölker. Er möchte den Weg nur für sich allein gemacht haben und will keine Fremden da droben sehen: der Gemse ist ein Mann in den Bergen schon zu viel, geschweige ein halbes Duzend.

Ich spreche von der Herrschaft des Jägers auf dem hohen Berg; ich will ein kleines Wahrzeichen derselben an-

führen. Auf den Sennhütten der bayerischen Alpen sieht man keine Hunde, sondern höchstens Katzen, und auch auf den vereinsamten Bauernhöfen, wie in den Dörfern der Hochthäler fehlt fast durchaus jener Wächter, und doch ist das übrige Oberbayern vielleicht die hundereichste Gegend Deutschlands und das benachbarte München höchst wahrscheinlich die hundereichste Stadt. Fragt man aber, warum diese Hirten keine Hunde halten, so lautet die Antwort: die Jäger dulden es nicht. Sie sind die Herren, freilich mehr kraft der Sitte, als kraft des Gesetzes, mehr kraft der Gewalt, als kraft des Rechts. In der Einsamkeit der hohen Berge gibt es noch keine Flurpolizei, in den höchsten Wäldern auch kaum eine Waldpolizei, und einen Baum zu fällen, ist hoch oben ein milderer Frevel, als in der Ebene eine Gerte zu schneiden: aber eine Jagdpolizei gibt es bis zur Schneegrenze hinauf. In der schweigenden Wildniß ist der Jäger die einzige polizeiliche Person. Er steht aber in dieser Eigenschaft dem Bauern um so mächtiger gegenüber, als er zugleich tiefer unten im Bereich der Sennhütten einen bevormundenden fördernden oder auch belästigenden Einfluß auf die Viehwirthschaft des Bauern üben kann, wie ich später darthun werde.

Daher die altüberlieferte Feindschaft des Bauern gegen den Jäger, eine Feindschaft, welche keineswegs bloß durch die Wildddieberei des Bauern bedingt ist. Sie hat eben auch den Charakter der Eifersucht gegen wirthschaftliche Bevormundung und polizeiliche Ueberwachung und des natürlichen Hasses einer Culturform gegen eine ältere fremdbartige und doch zugleich jetzt civilisirtere, moderne.

Die Feindschaft aber macht sich Luft in einem Kleinkrieg, der durch die Natur der Gegend doppelt unheimlich wird. Ein räthselhaftes Sprüchwort unserer Alpenhirten sagt: „Ueber dem Wetterkreuz gibt es keine Sünde.“ Man kann dieses Wort in doppeltem Sinne deuten. Das große Holzkreuz auf den Gipfeln der Vorberge, welches Blitz- und Hagelschaden von den Thälern abwenden soll, bezeichnet häufig die Grenzlinie, wo die Region der Sennhütten in die rein dem Jäger zugetheilte, menschenleere Wildniß der höhern Berge übergeht. Dort gibt es keine Sünde, weil in der Dede schier alle Versuchung zur Sünde aufhört. Allein treffender ist das Wort doch wohl in einem andern Sinne gesagt: Ueber dem Wetterkreuz gibt's keine Sünde, weil man weiter oben sündigen kann, so viel man will, ohne daß es zu eines Menschen Kunde dringt. Wenn darum in dieser Einsamkeit der wildernde Bauer plötzlich dem Jäger begegnet, so bleibt derjenige Herr, welcher den ersten Schuß gewinnt. Der gefallene Jäger aber wird „durchgethan,“ (wie man mit barbarischem Wort die barbarische Sache bezeichnet), das heißt in einen unzugänglichen Abgrund gestürzt, wo höchstens die darüber kreisenden Raubvögel andeuten, daß dort eine Leiche modert; denn die höchsten Berge und die tiefsten Alpenseen behalten ihre Todten. Und so gibt's über dem Wetterkreuz keine Sünde. Kommt nun aber ein Verunglückter nicht wieder heim und wird von seinen Freunden in den Bergen vergebens gesucht, dann argwohnen die Bauern zulezt, daß die Jäger oder umgekehrten Falles die Jäger, daß die Bauern den Mann durchgethan haben, und nun beginnt der Bauer einen Akt der Blutrache, der sich in heimtückischem

Auslauern und Niederschießen in's Thal hinab, ja bis in das friedliche Haus des Dorfes zieht. Erst vor wenigen Jahren fielen bei Tegernsee nach und nach mehrere Menschenleben dieser Blutrache zum Opfer, weil die Bauern argwohnten, daß ein in den Bergen spurlos verschwundener Bauernsohn von den Jägern durchgethan worden sei.

Hier und da in Deutschland klingt bei den Bauern noch der uralte Gedanke nach, daß das Waidwerk jedem freien Manne zustehe, im Hochgebirge aber klingt er viel lauter, als anderswo, weil hier der Bauer noch mitten in Wald und Wildniß lebt. Darum sind seine Lieblingswaffen auch die Büchse und das Beil, die Waffen des Waldes, und er weiß beide vortrefflich zu führen. Der Bauer des Flachlandes vor unserem Gebirg dagegen hat sich das dolchartige, im Griffe feststehende Messer, welches in einer Scheide getragen wird, zur kaum minder gefährlichen Waffe erkoren; es dient ihm bei der Feldarbeit, aber er trennt sich auch beim festlichen Gelage nicht von demselben; denn das Messer bezeichnet ihm wie die Büchse den freien, selbständigen Mann.

Das Waidwerk auf den Alpenhöhen trägt übrigens auch in sich selber den ursprünglichsten Charakter des Jägerberufes, wie er sonst nur beim Jägervolke des Urwaldes sich findet. Die Gemse ist das einzige nutzbare Jagdthier, welches keinen Wildschaden anrichtet, und also geräth die Jägerei über dem Wetterkreuz auch noch in gar keinen Conflict mit der höheren Ausbeutung des Bodens. Andererseits schützt der Jäger die Cultur des Thales durch seinen Kampf gegen die Raubthiere. Freilich ist es mit der Gemsejagd ergangen, wie mit jeder andern höheren Jagd, sie ist

in die Hände der vornehmen Herren gekommen und da sie nur in der einfachsten ursprünglichsten Form mit Erfolg geübt werden kann, reich an Gefahr und Abenteuern, so lockt sie ganz besonders als noble Passion. Die Gemse — das freieste Thier — ist darum bei den Schweizern, in der Republik, fast ausgestorben, sie gedeiht nur noch in der Monarchie, wo die hohen Herren den romantischen Reiz der Wildniß und des urthümlichen Jägerlebens besser zu würdigen wissen, als die nüchternen republikanischen Bürger.

III.

Auf einer Berghöhe von 5—6000 Fuß, an der obersten Gränze des zusammenhängenden Grastwuchses in den nördlichen Kalkalpen, kann der Jäger bereits in einer Sennhütte rasten: hier beginnt das Culturgebiet des einsamen Hirtenlebens und steigt dann, je nach der Höhe der Thalsohle, bis zu 3000 Fuß hinab.

Vor Jahrhunderten waren unsere nördlichen Boralpen theilweise höher hinauf bewaldet, als heutzutage. Dies bezeugen einzelne mächtige Wurzelstöcke längst abgestorbener Bäume, seltener noch der halb lebendige Riesenstamm einer ganz vereinzelt alten Tanne auf grasigen, über 5000 Fuß hohen Gipfeln, die jetzt keinen Strauch mehr tragen. Und mit dem Walde ging auch die Almenthürftschaft vordem höher bergan, denn sie gedeiht nur, wo Weide und Wald sich verbinden. Die Almen sterben langsam ab, vom Gipfel abwärts, wie alte Eichen, welche gipfeldürr geworden sind. Man kann aber sagen, die Hirten haben sich selber da

droben — seit beiläufig zwei Jahrtausenden — den Boden unter den Füßen hinweggezogen. Das Vieh fraß den zarten Nachwuchs des Waldes, die alten Stämme verwitterten und sanken, und als der Wald nicht mehr haftete, verkümmerte auch das Gras, die Erde wurde von den Schneeschmelzen und Gewittergüssen herabgeschwemmt, um tiefer gelegene Hänge zu befruchten, wohin dann auch der Sennner seine Hütte verlegte, und nur noch für wenige Wochen treibt er nunmehr die Heerde nomadisirend auf jene abgemagerten Gipfel. Die höchstgelegenen Sennhütten haben darum das Vorurtheil des höchsten Alters für sich, sind aber jetzt oft die ärmsten.

Niemand weiß, wie alt die Sennwirthschaft in unsern nördlichen Boralpen sei; die Geschichte bezeugt, daß sie älter sein müsse, als das Christenthum des Volkes, denn im sechsten Jahrhundert bekam der Heidenbekehrer Rupert schon Almen geschenkt; man nimmt aber auch an, daß die Almen hier älter seien, als die Ansiedelung des deutschen Volkes überhaupt.

Vor kurzem schrieb ein gelehrter Mann aus unsern Boralpen, H. T. Peetz, ein sehr lesenwerthes Büchlein über „die Alpenwirthschaft des Chiemgau“. Der Flachlandbewohner wird unter Umständen leichter die Zugspitze besteigen, als dieses Büchlein verstehen; denn die zahlreichen dort gebrauchten uralten technischen Ausdrücke der Alpenwirthschaft sind so originell, fremdartig und räthselhaft, daß der nicht eingeborene Leser hier wie in den hohen Bergen eines Führers bedürfte, eines eigenen Wörterbuches. Mit der höchst primitiven Sache hat sich auch das primitive Wort

behauptet in der weltverlassenen Einsamkeit, und fast könnte man sagen: je höher die Bergeshöhe, an welcher das Wort haftet, um so höher dessen sprachliches Alterthum.

Es ist aber nicht sowohl das Alter dieses Wirthschaftsbetriebs, wovon ich hier reden will, als das Alterthümliche desselben, nicht das Alte von tausend Jahren, sondern das Alte in der Gegenwart.

Der Alpenbauer erscheint als ein seltsames Doppelwesen: Die eine Hälfte seines Gutes liegt vor seiner Haushüre, die andere, oft meilenweit entfernt, auf den Bergen; im Thale ist er Bauer, auf den Bergen Hirt; unten betreibt er seine Wirthschaft selber, oben läßt er sie betreiben; das Haus im Thale bezeichnet die feste Sesshaftigkeit, die Zennhütte auf der Alm einen letzten Rest von Nomadenleben, welches sich inmitten der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts behauptet.

Die Heerde wandert in regelmäßigem Jahres-Kreislauf vom Winterstalle zur Thalweide, zur Tiefalp, zur Hochalp und in umgekehrter Folge wieder zurück. Aber auch auf den Hochalpen selber herrscht ein stetes Wandern im engeren Kreise. Wo man das Vieh vormittags gesehen, da entdeckt man nachmittags oft weit und breit kein Stück mehr, wo es gestern war, ist es heute verschwunden. Manchmal wandert auch im Herbst, wann die Weide magerer wird, die ganze Heerde einer Alm aus, um auf der Nachbar-Alm mit der dortigen Heerde 14 Tage lang gemeinsam zu weiden; dann kehren beide Heerden auf die bis dahin verlassene Alm zurück, und bleiben nun dort wieder zwei Wochen beisammen.

Der Bauer des Flachlandes kam schon äußerst frühe

zur genauen Begrenzung der Aecker und Fluren, und diese Grenzen blieben durch Jahrhunderte unangetastet, sie waren meist so fest gezogen, daß sie dem Forscher oft heute noch Schlüsse gestatten auf die Verhältnisse von Besitz und Siedelung in vorhistorischer Zeit. Weit später wurden die Almen nach strengen Linien ausgemessen, schon weil sie in Wald und Wildniß liegen, die ja überhaupt erst lange nach dem urbaren Felde vermarktet worden sind. Zudem handelte es sich bei den Hochalmen mehrentheils nicht sowohl um den vollen Besitz von Grund und Boden als bloß um schwer zu überwachende Nutzungsrechte. Darum begnügte man sich lange Zeit mit der bloßen Tradition und kam wohl erst am Ausgange des Mittelalters zu genauer vermessenen und verbrieften örtlichen Schranken. Der Streit über das Mein und Dein führte hier vordem zu Empörungen; er erzeugt noch heute Prozesse die Hülle und Fülle. Die schwankende Begrenzung von Besitz und Recht ist eben auch ein letzter Nachklang des Nomadenwesens.

Wer den Alterthümern des Grundes und Bodens bei der Alpenwirthschaft genauer nachforschen will, der findet die reichste Ausbeute in dem Urkundenschatz aus jenen zahlreichen Klöstern, welche in und vor dem Gebirge liegen. Am Kloster haftete hier, wie im Hochlande der Schweiz, zumeist die Grundherrschaft, die älteste höhere Culturpflege, aber auch die älteste Nachricht von den Traditionen der Volkscultur. Auch hierin liegt ein Zeugniß, daß wir's mit den höchsten Alterthümern zu thun haben. Das Kloster ist der Markstein, welcher den frühesten Uebergang der altgermanischen Wirthschaft zur mittelalterlichen bezeichnet.

Doch zurück zum Nomadenthum unserer Hirten!

Häufig meint der Fremde, die Sennhütten, welche unmittelbar über dem Dorfe oder den Gehöften des Thales liegen, müßten auch zu diesen gehören. Das ist aber keineswegs die Regel. Sie gehören vielleicht einem Bauern, der in einem ganz andern Thale, wohl gar meilenweit entfernt im flachen Vorlande wohnt. Viele bayerische Almen liegen in Tyrol und umgekehrt, und es gibt Heerden, welche einen ganzen Tagemarsch zu gehen haben, über hohe Wasserscheiden und über die politische Grenze, bis sie aus ihrem Stalle zu ihrer Alm gelangen.

Die Alpenthürschaft ist gewiß extensiver als irgend eine andere Culturform im modernen Deutschland. Außerst große und an sich fruchtbare Flächen Landes ernähren eine vergleichsweise nur sehr kleine Masse Vieh. Nicht die Unfruchtbarkeit, sondern die Unzugänglichkeit gibt dieser uralten Betriebemethode Recht und Dauer. Sie ist nach der Theorie unvernünftig, praktisch aber doch das Vernünftigste, was man auf den hohen Bergen anfangen kann. Ich suchte einmal einer sehr aufgeweckten Sennnerin Liebig's Theorie von der Bodenerschöpfung klar zu machen und zu zeigen, daß ihre Alm, aus deren Boden sie jahraus jahrein so viel Fleisch und Milch hinwegnehme, ohne jemals einen Ersatz dafür heraufzubringen, unvermerkt aber sicher immer magerer werden müsse. Die Dirne sah das ganz und gar nicht ein und behauptete, ihre Alm sei früher nicht fetter gewesen wie jetzt und werde auch in Ewigkeit nicht magerer werden. Sie hatte in ihrer Art ganz Recht, obgleich ich in der meinigen auch Recht hatte; aber so lange die Hochalmen noch so un-

zugänglich sind, daß man doch nichts Gescheidteres thun kann, als Kühe hinauf schicken um das Gras zu fressen und Sennerinnen, um die Kühe zu melken, bedürfen diese Sennerinnen auch noch keiner Agricultur-Chemie. Jede Wirthschaftsregel ist nur in ihrer Zeit richtig, und wenn auch die Sennerinnen in der Gegenwart leben, so ist doch die Sennerei gleichsam von der Zeit vergessen worden.

IV.

Vor dem Landbau der Ebene hat sich der Wald zurückgezogen und je rationeller da drunten Ackerbau und Viehzucht wird, um so weniger bedürfen beide des Waldes. Für gar manchen modernen Oekonomen ist darum der Wald überhaupt bereits ein überwundener Standpunkt. Beim Alpenhirten aber steht es umgekehrt: zu einer guten Alm gehört vor Allem die Nachbarschaft einer Quelle und eines recht wilden Waldes, ganz wie in der Urzeit. Sonst sind walddlose Steppen das eigenste und dauerndste Gebiet des Nomaden. Die Stütze seiner Wirthschaft, welche der Alpenhirte im Walde sucht, beweist uns, daß er bei all seinem Nomadenthum doch längst schon sesshaft geworden ist. Er kann des Waldes nicht entbehren. Wo sollte er da droben auf dem Berge das Holz für sein rastlos brennendes Herdfeuer suchen, wenn er's nicht gleich neben der Hütte fallen dürfte? Er bedarf des Waldes zur Schatten-Weide und Mittagssruhe für sein Vieh und er bedarf eines Holznutzungsrechtes am nächsten Walde; denn auf dem Holzmarkte kann er sein Brennholz nicht kaufen. Seine Wirthschaft ist vom

Walde abhängig und vom Forstamte dazu. Da aber kein Förster genau überwachen kann, wie viel Holz der Senne da droben niederschlägt und verbrennt, so läßt man diesen uncontroliert so viel nehmen, als er eben braucht. Das Holz bleibt ihm ungemessen; nur die Zahl des Viehes, welches oben weidet, muß sich auf ein bestimmtes Maß beschränken, und der Förster gibt wohl Acht, daß nicht mehr Kühe auf der Alm gehen, als von Rechts wegen hingehören; denn mit jedem Stück Vieh wächst der Holzverbrauch bei der Butter- und Käsebereitung. Für dieses alterthümliche Verfahren, das Holzungsrecht nach Kühen zu messen, besteht dann auch ein alterthümlicher Name. Man sagt etwa: der Bauer auf dem Rauped hat 20 „Gräser,“ das heißt ein Recht auf 20 Stück Vieh. Eine Kuh oder ein Stier gilt dabei für ein Gras, ein Kind für ein halbes, Sängkälber gehen frei, ähnlich wie auf der Eisenbahn, wo Kinder unter zehn Jahren die Hälfte und Säuglinge gar nichts zahlen. Es entsteht aber da und dort manchmal Streit über das Alter der Kinder und Kinder, der Säuglinge und Sängkälber, und selbst ausgewachsene blinde Passagiere sind auf der Alm leichter einzuschmuggeln als im Eisenbahnwagen.

Die Feindschaft des Bauern mit dem Jäger, welche droben in der tieferen Culturzone über 5000 Fuß Meereshöhe begann, setzt sich als Streit des Bauern mit dem Forstmanne in der höheren Culturzone unter 5000 Fuß fort. Allein der Forstmann ist hier in der Regel der Stärkere. Dies zeigt sich neben Anderem auch darin, daß die Forstverwaltung kleine, vereinzelte Almen aufkauft und eingeheut läßt, selten um Wald anzusäen auf der Weide, — denn

wer säet und pflanzt da droben, wo es oft kaum der Mühe lohnt, die schönsten Stämme auch nur zu fällen! — sondern um die Wildniß von selbst wieder überwuchern zu lassen, und dann recht ungestört Herr zu bleiben im ganzen Berg. Auf der großen bayerischen Generalstabs-Karte aus den zwanziger Jahren stehen nicht wenige Sennhütten verzeichnet, die inzwischen längst spurlos verschwunden sind. Die Jäger haben sie „durchgethan.“ Hat man doch — freilich aus anderen Gründen — selbst im flachen Vorland vor diesem Gebirge neuerdings sogar einen ganzen Weiler aufgekauft, die Häuser abgebrochen und die Felder, über welche seit unvordenklicher Zeit der Pflug ging, wieder in Wald verwandelt. Die kleinen Waldparzellen des reicheren Culturbodens verschwinden, aber der große Wald im gering cultivirten Lande soll wachsen und zusammenhängender abgeschlossen werden.

Im Hochwalde unserer Alpen rodet der Holzknecht. Sonntags Abends zieht er hinauf in sein einsames Blockhaus, am nächsten Samstag Abend kehrt er wieder für einen Tag zu den Menschen des Thales zurück. Arbeitet er draußen, so verschließt er kaum je seine Hütte, obgleich dieselbe die dürftigen Lebensmittelvorräthe und einiges Werkzeug bewahrt. Wenn nun auch dieser Arbeiter, Monate lang im Walde dahin lebend, oft unglaublich verwildert aussieht, so vertritt er doch eigentlich schon eine höhere Culturperiode als die schmutze Sennerin mit ihrer Hirtenwirthschaft. Er klärt das Land, er arbeitet bereits für den Holzhandel. Auch der reichste Bauer achtet's für keine Schande, mit eigener Hand Holz zu fällen, und die gefährlichsten Abenteuer, von denen man

gerne erzählt, verbinden sich oft mit der Abfuhr des Holzes im Schlitten.

In mehrfachem Sinne bildet der Wald hier die Schutzhütte, ja die Heimathstädte höherer Cultur, trotzdem er da und dort noch wirklicher Urwald ist. Nur durch den Wald wurden unsere Alpen neuerdings so wegsam; denn nur um des Holzes willen baut man Brücken und Dämme in den Schluchten, sprengt Felsen, führt Schlittenwege an den Berghängen hinauf.

Der Wald hebt den Hirtenbauern sogar mitunter über Viehzucht und Bodenbau empor zum Gewerbe. Die meisten Bauern verstehen sich ein Stück aufs Zimmermanns-Handwerk und wissen das Holz für ihre nächsten häuslichen Bedürfnisse ganz gut im Groben zu bearbeiten. Aber sie bleiben mit ihrem Gewerbsfleiß doch immer am liebsten in der Einsamkeit. Darum hat sich das Handwerk hier wohl frühe schon zur Kunst gesteigert, nicht aber zur Fabrik. Das Hirtenvolk haßt die Bindung und das massenhaft organisirte Zusammenwirken des Fabriklebens, und so lange noch Ruhe zu hüten sind, werden Burschen und Mädchen den Fabriktaal fliehen. Aber wie ihnen Dichten, Singen und Zitherspielen behagt, so lieben sie auch kunstvolle Schnitzarbeit. Hier stehen wir wieder vor einem lebendigen Culturalerthum: im Mittelalter veredelte sich das Handwerk zum Kunstgewerbe; zur Fabrication erwuchs es erst viel später. Und aus dem Gewerbe entsproßte dann auch vor alters die freie Kunst. So geschieht es noch heute bei den kunstfertigen Schnitzern in Berchtesgaden und Oberammergau, bei den Geigenmachern in Mittenwald.

Zwei Bäume des Hochgebirgs versinnbildeten uns und tragen das grobe Hausgewerbe und das feine Kunstgewerbe des Alpenhirten: die Edeltanne und der Ahorn. Die Tanne ist hier so sehr der herrschende Waldbaum, daß man sie den Baum schlechthin nennen kann, ihr Holz das Holz schlechthin. Die tausendfältige Benützung all ihrer Theile, von den Nadelzweigen bis zu Stamm und Wurzeln, ist kaum auszusagen. Der Ahorn dagegen, so stolz und hochwüchsig, wie man ihn in Deutschland nirgends wieder findet, ist der aristokratische Baum, und sein Holz dient der feinsten, kunstvollsten Arbeit. Der größte deutsche Geigenmacher, Jakob Stainer, war ein Alpensohn, und in den weltberühmten Geigen unserer Mittenwalder Instrumentenmacher verbindet sich der Ahorn mit jener Tanne des Gebirgs, die an der Sonnenseite steiler Höhen langsam ihre engsten und gleichförmigsten Jahrringe bildet: der Boden einer guten Geige soll vom Ahorn genommen werden, die Decke von jenem edelsten Tannenholze.

V.

Der Mann des Gebirges kann, wie wir sehen, Hirte, Bauer, Waldarbeiter, Handwerker und Künstler in einer Person sein, aber der Schwerpunkt ruht doch in der Viehzucht, im Hirtenberufe. Hier finden sich dann auch die allerthümlich originellsten Arbeits sitten.

Wir wollen ihnen nachspüren, indem wir Dienst und Arbeit auf den Alpen betrachten.

Ich ziehe die Einkehr bei einer Sennerin der Einkehr bei einem Sennen vor, — aus vielen Gründen — hier zu-

nächst darum, weil die Hirtinnen auf den Almen wirtschaftsgeschichtlich weit lehrreicher sind als die Hirten, welche der Tyroler hier und da mit einem abscheulichen Wort „Rüher“ nennt.

Die Sennerin ist ein Dienstbote, aber sie ist zugleich eine Vertrauensperson ihres Herrn. Er vertraut ihr seine werthvollste fahrende Habe auf drei bis vier Monate an, ohne daß er ihren Fleiß und ihre Sorgfalt genau überwachen, ohne daß er möglichen Unterschleiß vorweg abschneiden oder auch nur hinterdrein nachweisen könnte. Kapital und Rente ist in die Hand der Dienerin gegeben. Am liebsten setzt darum der Bauer eine Verwandte auf die Alm oder wenigstens eine ältere, in Haus und Stall bereits erprobte Magd. Eine Dienerin, welche so fern vom Hause einsam waltet, sollte jedenfalls vorher ein Glied des Hauses geworden sein. Uns Städtern, welche wir für das Ideal des reinen, freien Miethvertrages der Dienstboten schwärmen und unsere Kinder Mägden anvertrauen, die alle Quartal frei ab und zulaufen, erscheint es dann doch gewiß sehr patriarchalisch, hirtenhast, wenn der Gebirgsbauer seine Rüge nur einer Sennerin anvertrauen will, die bereits in seiner Familie warm geworden ist, neben der Miethе auch noch durch Autorität und Pietät dem Hause verbunden.

Die Sennerinnen sind darum sehr häufig alte Weiber, und häßlich dazu, rechte Mannweiber, die sich selbst genügend zu schützen wissen, auch ohne das Beil, welches neben dem Crucifix über ihrem Bette hängt. Die etwas zweifelhafte Ableitung des Wortes „Senn“ von Senior wird bestechend, wenn man solchen Sennerinnen in ihr nicht be-

stehendes Gesicht sieht: da stehen allerdings bedeutende Seniorats-Ansprüche geschrieben.

Uebrigens gebührt den alten und alterthümlichen Sennerinnen ein besonderer Platz in dem modernen Kapitel von der „Frauenarbeit.“ Sie haben die Hälfte und zwar die schwierigere und wichtigere Hälfte des Hirtenberufes den Männern abgenommen und schalten auf ihrer Alm selbständig wie ein Mann. Doch wird wohl Niemand hierin einen Fortschritt der Cultur oder gar eine Emancipation erkennen. Im Gegentheile. Je kleiner die Alm, je einfacher die Wirthschaft, um so gewisser finden sich auch — im bayerischen Hochlande — die Sennerinnen. So wie aber der größere Betrieb einer Käseerei hinzutritt, ersetzt der Mann, der „Schweizer“, die Mädchen und Mannweiber. Auf den anfänglichsten Culturstufen fließt eben überhaupt männlicher und weiblicher Lebensberuf noch ungetrennt zusammen, mit der steigenden Gesittung theilen sich die Lebensberufe nach Geschlecht und Alter immer schärfer, auf der Hochalp, wie in der ganzen Welt.

Was produciren nun aber jene alterthümlichsten Sennerereien des bayerischen und tyroler Gebirgs? Vor Allem Vieh, dann Butter und Schmalz. Das junge Vieh, darunter auch Pferde und Schafe, holt sich feste, gesunde Knochen auf der Alm, es macht dort seine Hochschule durch, um für den Stall der Ebene reif zu werden. Die Milch der zahlreichen Heerden ist nur in seltenen Fällen „herabzubringen“ und im Thale zu verkaufen, darum wird sie meist zu Butter gestoßen, die Butter selbst aber wieder durch Ausbraten in die dauerhaftere und versendbare Form des „Schmalzes“

gebracht, welches der norddeutschen Küche, glaube ich, unbekannt ist. Dafür spielt dieses Butter-Schmalz (von Rinds- und Schweineschmalz wohl zu unterscheiden) in der oberdeutschen Kochkunst eine um so größere Rolle, ja dem altbayerischen Bauern sind die Schmalzspeisen geradezu ein Hauptersatz des Fleisches. Schmalz gibt Kraft, so meinen die Leute; es ist dem Menschen, was dem Pferde der Hafer:

„A habernes Roß und a g'schmalzener Mann,
Die zwoa reißt loa Zuißel nit z'samm'n.“

Das gelobte Land würde unser Hirtenbauer darum weniger dort suchen, wo Milch und Honig fließt, als wo die Milch bereits Butter geworden wäre, ein buchstäblich recht „fettes“ Land, mit den reichsten „Buttersteigen“. Der seligst vergnügte Hirtenbube, den ich je gesehen, stand von der Abendsonne verklärt auf einer Fels Spitze und strich sich einen ungeheuern Klumpen Butter mit dem Daumen statt des Messers zwei Finger dick auf ein winziges Stück Brod.

Da solchergestalt die meiste Butter am Erzeugungsorte verzehrt wird, so haben selbst die reichsten Bauern oft nur sehr wenig Bargevinn vom Milchertrag ihrer Heerde. Ihre wichtigste Geldquelle liegt vielmehr im Verkaufe des Jungviehs und des Holzes ihrer Wälder. Früher mag es anders gewesen sein. Peek erzählt in dem angeführten Büchlein von einem alten Butterhandel, der aus unsern Bergen nach der Lombardei gegangen sei, wo man die Butter als Leuchtmittel benutzt habe. Diese Lichtspende, welche ein Land von uranfänglichster Cultur der höher cultivirten Gegend brachte, hat längst aufgehört, und die Butter in den Lampen ist durch Del, Gas und Petroleum verdrängt worden. Und

doch wurden die bayerischen Alpen in einem anderen Sinne wieder lichtspendend. An der erdölbaltigen Quirinusquelle bei Tegernsee wies Franz von Kobell vor Jahren die Brauchbarkeit des Paraffins als Leuchtmaterial nach. Das Del des heiligen Quirinus war und ist sonst eine Wunderarznei in der Apotheke des Aberglaubens. So kam auch hier Licht aus der Finsterniß.

Nach dem Fingerzeige der Urkunden scheint die Wirthschaft auf den Nordhängen unserer Alpen im Mittelalter weit buntscheckiger gewesen zu sein als heutzutage. Neben den Kuhalmen gab es noch weit mehr Pferde- und Schafalmen, während jetzt das Rindvieh eintönig die erdrückende Majorität behauptet. Auch wurde früher viel mehr Käse bereitet. Es geht mit der Käseproduktion der Alpen wie mit dem Wein: die kleinen und mittleren Leute bringen meist nur noch einen ganz geringen Käse zum Hausverbrauch oder einen Landwein zum Hausstrunke fertig. Wo es dagegen eine edlere Waare gilt, die sich den großen Markt gewinnen soll, da reicht nur noch der große Besitzer aus. Ein guter Schweizerkäse — gleichviel ob aus der Schweiz oder aus den deutschen Alpen — entstammt nicht jener primitiven Hirtenwirthschaft, von welcher ich hier rede. Er setzt größeres Kapital, rationelle Technik und Handelspekulation und Verkehr voraus, wie sich das Alles auf den weltvergessenen kleinen Almen mit 12 bis 15 Kühen nicht findet. Es liegt gewiß nicht schlechtthin an der Viehrace und der Günst des Bodens und der Vegetation, daß die Schweiz den besten Käse liefert: die uralte Verbindung des industriellen und kaufmännischen Geistes mit dem Hirtenwesen, wie sie nur die Schweiz kennt,

hat diesem Käse den Preis und den Markt vor Allen gewonnen. Gehen wir von der Schweiz ostwärts, so erzeugt das Allgäu neuerdings auch einen guten Schweizerkäse in stattlicher Menge, während im bayerischen Gebirg nur erst wenige große Besitzer die Käsefabrikation begonnen haben. Das Allgäu ist aber auch seit alter Zeit weit verkehrsoffener, regsamere, industrieller, in Wirthschaft, Sitte und Lebensart dem Hirten-Patriarchalismus des ursprünglichen Alpenvolkes entfremdeter, als das altbayerische Nachbargebirg.

Eine Sennerin bezieht Geldlohn, Naturallohn und ideale Emolumente. Die beiden erstgenannten Löhne zahlt der Herr, der Ideal-Lohn quillt von selbst aus dem Wesen ihres Berufes. Der Geldlohn ist im bayerischen Gebirge nicht hoch, er steigt von 20 Gulden jährlich auf 50 bis 60 Gulden, wofür die poetische Sennerin im Winter auch als prosaische Stallmagd zu fungiren hat. Dazu kommt aber noch Kleidung, Kost, Verpflegung und gelegentliche Geschenke.

Man verbindet mit dem Hirtenleben sonst leicht den Nebengriff einer gemüthlichen Faulenzerei, allein der „faule Schäfer“ und der Alpenhirt sind zwei sehr verschiedene Leute. Auf der Alm gilt es nicht bloß das Vieh zu hüten, sondern auch durch Monate wirthschaftlich auszunutzen, und das Alles ruht oft nur in Einer Hand, mit Beihülfe eines Hüterbuben. Die Sennerin hört keine Uhr schlagen, ist aber doch streng an die Arbeitsstunde gebunden, sie hat oft in Monaten keinen Sonn- und Feiertag und darf sich vom Frühling bis zum Herbst nur einmal aus- tanzen, auf der Sennerinnen-Kirchweih, wann das Vieh von der Hochalm zur Tiefalpe getrieben ist. Das Leben in der

Einsamkeit hat seine Gefahren, seine Entbehrungen, seine Dangeeweile; erkrankt die Sennerin, so kann sie tagelang in ihrer Hütte verlassen liegen.

Trotzdem wird dieser Dienst jedem anderen so entschieden vorgezogen, daß wie gesagt die Anlage von Fabriken in den Gebirgsthälern meist schon darum sich von selbst verbietet, weil die Mädchen und Burschen das freie Leben auf der Alm um keinen Preis mit der Arbeitsflaverei des Fabrik-saales vertauschen wollen. Auch die rationelle Landwirthschaft im Vorlande leidet darunter, sie kann keine billigen Arbeitskräfte bekommen; denn das junge Volk geht viel lieber regierend hinter dem Vieh, als dienend hinter dem Pfluge.

Hier stehe ich eben vor den verlockenden „idealen Emolumenten“ der Sennerin: es sind ihrer zwei — Selbstherrlichkeit und Freiheit. Die Magd des Thales wird auf der Alm zur Herrin, mindestens zur Verwalterin; ihre Arbeit kann im Einzelnen nicht bevormundet und geschulmeisteret werden, sie wird mit freier Hand beschafft und der Erfolg erweist sich nur im Großen und Ganzen. Das ist ein begeisternder Vorzug, der reicheren Geldlohn weit aufwiegt.

Ich vergleiche darum die deutschen Sennerinnen gerne mit den deutschen Universitäts-Professoren. Wir Professoren sind mäßig gelohnt und können nicht höher aufsteigen; wir haben weder die Aussicht Millionäre noch Staatsräthe und Minister zu werden. Aber wir werden schadlos gehalten durch die „idealen Emolumente“ der Selbstherrlichkeit und Freiheit. Wir treiben auf dem Katheder auch so eine Art von Almwirthschaft, bei welcher wir uns im Einzelnen nicht

bevormunden lassen und deren Erfolg sich nur im Großen und Ganzen erweist. Dazu kommt noch die unschätzbare Alpenfreiheit der langen Ferien. Dieser verwandte Zauber der idealen Emolumente, welcher so verlockend und fesselnd in dem größten Verufe des Hirtenlebens, wie in dem feinsten der Pflege und Lehre der reinen Wissenschaft ruht, deutet übrigens auch auf gemeinsame Grundlage zurück: beiderseits ist eine alterthümliche Einrichtung in die Gegenwart herübergewachsen, — dort die uralte Culturstufe des Nomadenthums, hier die mittelalterliche Autonomie der Corporation. Würden die Alpen heute erst aufgeschlossen und die Universitäten erst heute gegründet, so ließe dort die moderne Oekonomie, hier die moderne Bureaucratie dergleichen ideale Emolumente gar nicht aufkommen, und griffe lieber etwas tiefer in den Geldbeutel, wie sich das auch bei den neu geschaffenen technischen Hochschulen bereits gezeigt hat.

Ich verlasse jedoch die Universitäten, um wieder zu den Sennhütten zurückzukehren, aber mit einem Sage, der nochmals auf beide gemeinsam zielt: wo die Berufsführung kraft des idealen Emolumentes der Freiheit sich der Aufsicht im Kleinen entzieht, da ist es der Stachel des persönlichen Ehrgeizes, welcher zur gewissenhaften Arbeit treibt.

Wenn auf der Alm ein Stück Vieh im Laufe des Sommers in die Abgründe gestürzt und verunglückt ist, dann darf im Herbst die Heerde nicht mit Gloden und Blumen geschmückt zu Thal fahren; sie kommt lautlos, farblos. Die geschmückte Abfahrt ist ein Festtag, die ungeschmückte ein Trauertag, und gleichviel, ob die Nachlässigkeit der Sennnerin mitschuld'ig war an dem Unglücke oder nicht, so bereitet ihr

die stumme Abfahrt jedenfalls das bitterste Herzeleid, und sie überwacht die Heerde ängstlicher im Hinblick auf diese öffentliche Schmeichelei oder Kränkung ihres Ehrgeizes, als wenn die größte materielle Belohnung oder Strafe zu erwarten stünde.

Im deutschen Bauernde und in den Städten galt der Hirt während des Mittelalters für unehrlich und obgleich Reichsgesetze von 1548, 1577 und 1731 die Hirten wieder ehrlich sprachen, so verschwand der Makel doch nicht völlig, es haftet der Fluch eines sozialen Pariaihums auf dem Hirtenleben; einsam vor dem Dorfe steht das Hirtenhaus, als fürchte der Bauer jede nachbarliche Berührung mit dem Hirten, „Ruhhirt“ und „Schweinehirt“ sind nicht selten Schimpfworte, und wenn man sich recht erheben will über einen Andern und ihn selber noch einmal besonders hinabdrücken, so sagt man: „mit dir habe ich das Vieh nicht gehütet!“

Der Hirt des Alpenlandes würde den Schimpf dieses Wortes gar nicht fassen: die reichste und schönste Bauerntochter hütet dort mit Stolz und Vergnügen das Vieh, und der reiche Bauernsohn wäre froh, wenn er nur gleich mithüten dürfte. Das Hirtenthum bewahrte sich im Hochgebirg seine volle Ehre und bedurfte keiner ehrenrettenden Reichsgesetze.

Dieser Gegensatz hat seinen großen culturgeschichtlichen Hintergrund. Der Bauer des Tieflandes stellt in sich eine sieghafte höhere Culturstufe dar, er hat in unvordenklicher Zeit den Hirtenstab mit dem Pfluge überwunden; wie die Weide in's werthlosere Außenland gerückt wurde, so ward auch

der Hirt in die Erde geschoben, dienstbar, verachtet. Racensiege, Stammsiege, Standessiege, Berufssiege haben in diesem Betrachte alle das gleiche Resultat. Die Sieger werden zur herrschenden Nationalität, zum Stammesadel, zu privilegierten Ständen oder bevorzugten Berufen, die Besiegten sinken zum Pöbel, zu Hörigen, Geloten oder Parias herab. Der Alpenhirte aber wurde niemals vom Bauern besiegt, er war und blieb Herr, sein Beruf der ausschließend herrschende von des Bodens und des Himmels Gnaden. Darum ist er auch stolz auf seinen Beruf, ja er sieht wohl gar mit einer gewissen Ueberhebung auf die Bauern des benachbarten Flachlandes herab.

Ich fragte einmal einen Schullehrer, welcher aus dem Bauernlande der Hochfläche in ein Hochthal der Alpen versetzt worden war, nach dem Zustand seiner Schule. Er klagte, daß er seine Schüler hier im Gebirg nicht entfernt so weit bringe wie draußen in der Ebene. Die Kinder seien entsetzlich dumm; „das machen die hohen Berge,“ meinte er, und fuhr dabei mit der flachen Hand gegen die Stirn, als wollte er andeuten, wie die Bergwände den Jungen förmlich auf die Köpfe drückten. Ein aus den Alpen in die Ebene versetzter Schulmeister würde wahrscheinlich gegentheils gefunden haben, daß die Bauernbuben dort viel dümmer seien, weil der weite Horizont der Fläche die Gedanken gar nicht ordentlich zusammenkommen lasse. Ist doch sogar das Vieh auf der Alm gescheidter, ansehnlicher und gutartiger, als das Stallvieh drunten. Die Kuh wird erst wahrhaft „kuhdumm“, wenn sie zur höheren Kulturstufe der Stallfütterung aufsteigt, und der Stier wird

erst böse, wenn er sich in den Pferd der Civilisation gebannt sieht. Diese Ideen könnte der Berg-Schulmeister dann weiter auf die Menschen zurückspielen.

Es herrscht eben zweierlei Art von Verstand bei den Bewohnern der Berge und der Niederung, — bei den menschlichen wenigstens.

Ich suchte nun jenen unbefriedigten Schullehrer des Flachlandes, der an der Romantik der Berge Schiffbruch gelitten hatte, zu trösten, indem ich ihm folgende Sätze zum Nachdenken anheimgab und zum Umprägen in pädagogische Scheidemünze:

Der Alpenhirte steht auf einer anderswo längst überwundenen wirthschaftsgeschichtlichen Stufe. Er hat sich dort behauptet nicht aus Verstocktheit oder in Folge von Druck, Knechtschaft und Elend, sondern weil seine schöne, in ihrer Art reiche Landesnatur ihm gar keine andere Wahl ließ. Als Hirte schritt er dann freilich fort, aber eben nur als Hirte. Darum stehet er nun so stolz, freudig und sicher in seinem veralteten Berufe, daß ihn diese Selbstgewißheit wieder über sich hinaushebt. Er ist schöner von Gestalt und Gesicht, als die Bauern der Ebene, gastfrei, mit Gemüth und Mutterwitz begabt, aber er ist weder so bildsam noch so strebsam wie der unschönere, egoistischere, gedrücktere Bauer draußen. Er ist Natur, lebt mit der Natur, ja er kann — so seltsam das klingt — sogar für die Natur schwärmen. Der Bauer spricht nicht mehr von der landschaftlichen Schönheit, der Alpenhirte spricht noch davon, er besingt sie auch, und, was das Merkwürdigste, er geht zuweilen selbst spazieren, um eine schöne Aussicht zu betrachten.

Welche Gegensätze zwischen dem Hirten, der dies noch thut, dem Bauern, der es nicht mehr und dem Städter, der es wieder thut!! Auf den Sennhütten sieht man keine Bücher, aber desto öfters Bilder, an die Thüre und an die Wand genagelt, und die Hütte mit der Sennerin selber ist ein Bild.

Der Schlüssel zu dem poetischen Charakterbilde unseres Hirtenvolkes liegt in seiner Wirthschaftsgeschichte, und der Schlüssel zu seiner Erziehung in der Poesie des Volkslebens.

VI.

Die ältesten Formen des Landbaues sind noch eng verwachsen mit dem Hirtenthum, und es bedarf oft vieler Jahrhunderte, bis der sesshafte Bauer in seiner eigenen Person den Hirten überwindet.

Im Bilde einer Höhenkarte bauten sich die Culturperioden vor uns auf: hoch oben auf den Gipfeln und Rängen einsames Jägerleben; an den hohen Weidehängen reicht der wandernde Hirt dem Jäger die Hand; tiefer unten verbindet sich das Waldleben des Holzknechtes mit der Jägerei und dem Hirtenthum; und im oberen Thalgrunde endlich wird der Hirte sesshaft und gestaltet sich zugleich zum halben Bauern. Suchen wir aber den ganzen Bauer, dann müssen wir noch viel weiter thalab wandern bis vor die Berge, hinaus auf die Hochfläche, deren ungeheure Geröllschichten die Geologen ein zertrümmertes Gebirg nennen, welches die Wasser aus dem Schooß der Berge herausgespült haben. Der Bauer liebt die Fläche und mag auch jene Hügel leiden,

die man im Norden noch Berge nennt, aber der ächte Bauer und der ächte Berg sind einander feind.

Nun hat aber jener Halbbauer des Alpenthals das Eigenthümliche, daß er nach Umständen gerade so gut vier älteste Culturperioden in seiner Person vereinigt, wie seine geliebten Berge dieselben klar unterschieden und doch in Uebergängen verbunden zeigen. Er ist Bauer, Hirt und Holzarbeiter zumal, und als naiver Romantiker fühlt er sich von unwiderstehlicher Sehnsucht nur allzu oft in die Jägerei zurückgezogen. Und da er sich sein Haus noch größtentheils selber baut und schmückt, seinen Rahn am Seeufer selber zimmert, dazu auch musicirt, singt, dichtet, schauspielert und in Holz schnitzt, so erscheint er in diesem Triebe Alles selbst zu thun, zuletzt wiederum als ganz alterthümliche Gesamtfigur eigenster Art. Die mindeste Theilung der Arbeit entspricht einer frühesten Stufe der Volksalterthümer.

So wird der Historiker auch in den durchaus nicht ruinenhaften Höfen und Weilern der Hochthäler lebendige Ueberreste längst vergangener Zeit in Fülle finden.

Schon die Flur dieser Bauern, welche man aber keine Feldflur nennen kann, ist eine solche Reliquie. Nicht das Ackerland, der Getreideboden, sondern die Wiese bildet hier die Grundlage der Bodencultur. Das spärliche Getreide wächst auf der Wiese, das heißt, kleine Parzellen des Wiesgrundes werden wechselnd mit Waizen bestellt. Sie erscheinen, vom Berg herab betrachtet, wie kleine gelbe Lappen auf dem großen grünen Teppiche. Und selbst dieser fragmentarische Getreideboden ist wandelbar. Denn der kleine Fleck, wo vor einem Jahre der Waizen reifte, trägt heuer wieder

Gras und umgekehrt, und wenn im August die Frucht geschnitten wurde, so ist Ende September der Boden schon wieder derart mit Graswuchs überzogen, daß ihn der flüchtige Blick kaum vom andern Wiesland unterscheiden kann. Die Natur sorgt schon dafür, daß die Wiese Herr bleibe und der Bauer nicht über den Hirten komme. Der Nationalökonom aber erkennt in dieser größten Feldgraswirthschaft eine sehr primitive Form des Anbaues, und die Dreifelderwirthschaft mit Brache und ewiger Weide, welche anderswo die Basis der Culturalerthümer des deutschen Bauern bildet, charakterisirt bereits eine viel jüngere Periode.

Die Kartoffel, das soziale Wahrzeichen des modernen Kleinbauern, ist noch ein selten eingebürgerter Fremdling in den inneren Gebirgsthälern. Sah ich doch Bauernhöfe, deren ganzer Kartoffelwuchs auf etlichen Laub- und Misthaufen draußen auf der Wiese stand, ähnlich wie in Nordtyrol die Kürbisse.

Die Wiese und Weide herrscht, das Ackerland ist bloß geduldet. Zwei schweizerische Forscher, Martin Kiem und Meier von Anonau, haben neuerdings nachgewiesen, daß in Obwalden und Uri der Ackerbau seit den späteren Jahrhunderten des Mittelalters sogar wieder bedeutend zurückgegangen ist, verdrängt durch neue Siege der Alpwirthschaft. „In Obwalden, dessen Kornausfuhr nach der Sage ehemals den Preis für den Markt von Luzern bestimmt haben soll, wird gegenwärtig kaum der zehnte Theil des cultivirten Bodens mühsam mit der Schaufel umgearbeitet und sind in den sieben Gemeinden kaum sechs Pflüge zu finden.“

Ob man ähnliches auch von bayerischen Alpenthälern

behaupten kann? In neuester Zeit macht hier der Pflug unverkennbare, wenn auch langsame Fortschritte. Doch wäre es möglich, daß auch diese nur als Beseitigung eines früheren und größeren Rückschlags zu Gunsten der Viehzucht erschienen. Jedenfalls kämpft der Acker mit der Wiese noch für unabsehbar lange Zeit einen sehr ungleichen Kampf.

Indem die Feldgraswirthschaft von der Wiese ausgeht und dem Getreide nur wechselnd ein kleines Stückchen des Wiesbodens gönnt, befördert sie die Abrundung der Güter und die individuelle Abgeschlossenheit der Höfe und kleinen Weiler, wie anderswo umgekehrt die feste Ausscheidung der Getreideflur von Wiese und Weide zur Feldgemeinschaft größerer Dörfer führte und hiermit zur reicheren sozialen Gliederung des Gemeinlebens und zu gemeinsamem Arbeitspläne der verbündeten Dorfgemeinschaften.

So besitzt der Alpenbauer auch große Privatwälder bei geringem Gemeindewald, stattliche Privatweiden bei unbedeutender Gemeindeweide, seine Wirthschaft schließt sich gegen andere Landstriche ab wie in sich selber, und der Mann wird selbstherrlich und fühlt sich in seiner Selbstherrlichkeit. Nicht bloß in der Sitte, auch in der Wirthschaft ist er Patriarch.

Darum fürchtet er dann aber auch mehr noch als andere Bauern, daß Fremde ihm auf den Leib rücken und als Gutsnachbarn mit Neuerungen seine Wirthschaft stören möchten. Ein Botaniker wollte ein völlig nutzloses kleines Stück Sumpfland erwerben, um dort Versuche mit Wasserpflanzen anzustellen, aber kein Geldangebot vermochte die Bauern, ihm auch nur wenige Quadratfuß des öden Fleckes

zum Eigenthum abzutreten, während er ungefragt ganz gewiß in ihrem Sumpf hätte experimentiren können, so viel er wollte.

Ein Weiler bestand aus sechs Höfen; vier derselben waren im Besiz eines einzigen Bauern. Da wurde der fünfte Hof durch Todesfall veräußlich und jener Bauer erstand ihn gleichfalls. Er klagte mir nachher, daß er diesen Hof, der ihm zur Last sei, viel zu theuer habe kaufen müssen. Auf meine Frage, wer ihn denn zu einem so schlechten Kaufe gezwungen habe? erwiderte er: „Ich muß doch vorbauen, daß nicht zu viel Fremde hereinkommen!“

Nicht was man an den Gebirgshäusern sieht, ist das Alterthümlichste, sondern hier wie auf dem Berge sind die unsichtbaren Denkmäler die ältesten. Nach unvordenklichem Herkommen trägt jedes einzelne Haus seinen Namen, meist nach früheren Besitzern, nach deren Beruf oder auch nach der örtlichen Lage. Diese Namen wechseln, aber der Wechsel geht langsameren Schrittes als der Besitzwechsel der Familien. Der Hausname verdrängt dann im volksthümlichen Sprachgebrauche nicht selten den Familiennamen des späteren Besitzers, so daß derselbe faktisch zwei Namen besitzt, einen allbekannten, der aber nicht sein wirklicher Name ist, und seinen wirklichen Namen, den aber nur Wenige kennen. Also wenn etwa das Haus „zum Bödel“ heißt, so nennt man den Bauern den „Bödel“, und wenn derselbe später etwa einen andern Hof erwürbe und bewohnte, welcher „beim Psörn“ hieße, so würde er selbst „der Psörn“, eigentlich heißt der Mann aber Hinterhuber. Umgekehrt sind mir auch Fälle bekannt, wo der alte Hausname mit dem Besitzer auswanderte und auf einen neuen, ganz wo anders

gelegenen Hof übertragen wurde. Dieses flüssige Wesen der Familiennamen, dieses gemüthliche Durcheinander von Familien- und Hausnamen ist ein ächtes Stüd Mittelalter in der Gegenwart. Am drolligsten macht es sich, wenn der Bauer seine Sitte auch auf Städter überträgt, die sich in der Gegend ansiedeln. Herr von Wydenbrugk hatte ein Haus bei Tegernsee gekauft, welches „zum Deibler“ hieß. Ich kam des Weges und fragte eine Bauernfrau, wer der Besitzer des Hauses sei? Sie antwortete mir: „Auf bayerisch heißt er der Deibler, auf deutsch der Wydenbrugk.“

Die malerischen Bauernhäuser unserer Alpen sind von den Malern unzähligemal abgebildet, sie sind auch oft genug schildernd beschrieben worden. Am Rhein sieht man noch einzelne Bauernhäuser aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, sie haben gleichsam persönlich den Wechsel der Zeiten überdauert und stehen als einsame Zeugen der Vergangenheit inmitten einer modernen Umgebung. Vierhundertjährige Gebirgshäuser findet man wohl kaum, dagegen ist hier die ganze Gattung des Bauernhauses weit alterthümlicher als am Rheine. Der reine Holzbau charakterisirt das Haus unserer Alpen, der Stein- und Fachwerkbau das rheinische. Bei den massiven Holzhäusern mit ihren Schindeldächern werden wir an das sechszehnte Kapitel von Tacitus Germania erinnert: der Holzbau geht in Deutschland dem Steinbau voran. Selbst wo die schönsten Bruchsteine vor der Thüre zu holen waren, baute, bis gegen die neueste Zeit, unser Alpenbauer sein Haus von Holz. Der Stein ist für die Kirche und für die Herren, das Holz ist für die Bauern. Steigt man über die vordersten Alpenpässe nach Tyrol, dann werden die

Steinhäuser schon häufiger, sie nehmen in dem Maße zu, als man sich den Südhängen — Italien — nähert. Denn der Italiener hat uralten Steinbau.

Die hölzernen Bauernhäuser unserer Alpenthäler harmoniren in Material und Bauart mit den Sennhütten und den Blockhäusern der Holzknächte. Steinerne Sennhütten sind bei uns weit seltener als hölzerne, sie finden sich in der Regel nur da, wo die Lage hoch über'm Wald gebieterisch zum Steine zwang. Im Grundplan ist die Sennhütte das vereinfachte Bauernhaus des Thales. Bei beiden sind Stallung, Scheune und Wohnräume unter Einem Dache und der Stall bildet meist die größere Masse. All dieses bezeugt die unlösliche Verbindung des Hirtenthums mit dem Bauernleben. Auch der Umstand, daß die Häuser keinen geschlossenen Hof haben und Menschen und Vieh überall freien Zugang gestatten, erinnert an eine Zeit, wo das Zelt des Nomaden zuerst als Hütte festgestellt wurde. Höchstens daß ein leichter Zaun den Hof umschließt, aber die Zaunthüre hat kein Schloß, Jeder öffnet sie mit einfachstem Handgriff.

Grundplan und innere Einteilung des Hauses führt zurück auf die Volksalterthümer des Stammes aus den Tagen der *lex bajuvariorum*; dagegen ist der Aufbau und der kunstvolle Schmuck der Giebel und Balkone in seinen Formen nicht einmal mittelalterlich, geschweige altdeutsch. Hier herrscht ein popularisirter Renaissance- und Rococostyl. Ich erinnere mich keine gothischen Schnitzereien gesehen zu haben an ächten Bauernhäusern, aber ebenso wenig Schnitzwerk im modernen Geschmack. Die Gothik hat der Bauer längst vergessen und die moderne Kunst noch nicht gefunden.

Liebt er doch auch in seiner Kirche vorab die Nococoschnörkel. Man könnte einen allgemeinen Satz aufstellen: in den Sitten der Familie und im wirthschaftlichen Herkommen haftet der Bauer am Alten, oft am Aeltesten; in Puß und Schmuck dagegen ist er ebenso gut neuerungslustig wie der Städter, nur daß er langsamer zugreift und also leicht um ein oder zwei Jahrhunderte hinter den städtischen Moden dreinhinkt. Das zeigt sich bei der Kleidertracht wie bei dem Schmucke von Haus und Hausrath. Derselbe Bauer, welcher seine Wohnräume genau so eintheilt wie vor tausend Jahren, stellt Tische und Schränke hinein, wie sie vor zweihundert Jahren beim Bürger Mode waren.

Sind nun aber auch unsere Gebirgshäuser mit feiner Kunst höchst mannichfach durch allerlei geschnitztes und gemaltes Ornament ausgeschmückt, so sehen sie sich doch im Großen und Ganzen allesammt auffallend ähnlich. Ja diese reizenden Formen, welche uns anfangs im Einzelnen entzücken, werden bei längerer Wanderung langweilig und ermüdend, weil sie sich ewig wiederholen. Die Regel, das Gattungsmäßige bleibt, nur die feinere Ausführung der Regel wird unendlich variirt. Auch dies ist alte ächte Bauernart. In den seit alten Tagen weit minder abgeschlossenen Thälern Tyrols und der Schweiz herrscht darum auch eine viel tiefer greifende Manichfaltigkeit des sogenannten Gebirgsstyles.

VII.

Der Naturmensch ist verschwenderisch mit dem Raume wie mit der Zeit; die höhere Cultur kargt mit beiden. So

wirthschaftet unser Hirtenbauer nicht bloß lässig, in gemüthlicher Breite, er wohnt auch gemüthlich breit, er kargt nicht mit den Räumen seines Hauses. Dies gilt wenigstens von den älteren, von den ächten Gebirgshäusern. Die glücklichen Leute besitzen hier noch leere Räume in Stall und Stube! Und je einsamer das Haus gelegen ist, je alterthümlicher der Culturstand der Bewohner, um so größere unbenützte Zimmer darf man — natürlich zugleich nach Maßgabe des Wohlstandes — erwarten. Die niedere Zimmerdecke senkt sich zwar dem Eintretenden fast auf den Kopf und die Fenster sind oft derartige Löcher, daß ein dicker Dieb unmöglich einsteigen könnte — denn erst mit der Cultur wächst das Bedürfniß von Luft und Licht —; aber die Flächen sind groß. Wie überall in unsern Alpen, so kreuzen sich auch bei diesen langen und breiten Häusern zwei scheinbar widersprechende Thatfachen: Wohlstand und primitive Cultur. Ihre Verbindung ist das nationalökonomische Räthsel des Landes.

Die großen alten Häuser wecken aber auch noch eine andere Gedankenfolge, in welcher neue Widersprüche eingeschlossen sind.

Ohne die Raumverschwendung wäre es anfangs ganz unmöglich gewesen, daß zahlreiche städtische Familien zur Sommerfrische herauszogen und neben der Bauernfamilie noch bequem Platz fanden. Die Sitte der „Sommerfrische“ wurde dann immer allgemeiner, die Gäste kamen nicht mehr bloß aus der Nähe, sondern auch von fernher, die Speculation bemächtigte sich der Sache und es entstanden Gasthöfe und Miethshäuser. Trotzdem beherbergt der Bauer noch immer die weitaus größere Masse der Fremden in seinen über-

schüssigen Räumen. Ohne die Raumverschwendung des Gebirgshauses wäre der „Landausenthalt“ gar niemals ein so allgemeines Bedürfnis der benachbarten Städter geworden. Man hat von der Allgemeinheit des Brauches, wie sie in den Städten des bayerischen und sterreichischen Vorlandes herrscht, auswärts kaum einen Begriff. Nicht bloß der reiche Mann geht da nothwendig auf's Land, sondern auch der kleine Handwerker, der kleine Beamte, ja der Tagelohner und die Mherin, — auf Monate oder Wochen, solange es nur Zeit und Geld erlaubt. Und die ganze Familie geht mit, Kinder und Diensthofen und Hunde, und wo möglich wird draußen eigene Küche gemacht.

Warum begegnet man so vielen Norddeutschen in Bayern und so äußerst selten einem Bayern in Norddeutschland? Weil der Norddeutsche reist, während der Bayer keine Zeit hat zum Reisen; denn er geht auf's Land, und zwar auf's nächste Land, in sein heimisches Hochgebirg. Dort sieht er jedes Jahr dieselben Berge, dieselben Wälder, dieselben Bauern und Kühe, lebt gemüthlich und kehrt erfrischt wieder heim, aber auch so arm an Weltkenntnis, wie er vorher gewesen. Welche weite Perspektiven erschlieft diese einfache Thatsache! Der Hamburger und Berliner und Wiener findet sich freilich auch in unsern Alpen ein, aber er muhte reisen, um hierher zu kommen, wo sich ihm eine fremde Welt erschlieft.

Nun vollzieht sich aber eine wunderbare diagonale Gegenwirkung zwischen dem Hirtenbauern des Gebirgs und dem großeren, das heißt bildungsärmeren Theile der stammverwandten Städter des Vorlandes, und diese Gegenwirkung fhrt mich auf meinen Grundtext zurück.

Der Alpenbauer wird durch die Sommergäste immer weltläufiger bei und trotz all seinen wirthschaftlichen Culturalterthümern; der Städter aber, welcher jahraus jahrein zwischen München und dem „Gebirg“ einherpendelt, verbauert nur allzuoft in seiner gemüthlichen Abschließung von der Welt, die er eben bei jenem Bauer sucht, der aber in wirthschaftlicher Cultur noch nicht einmal Bauer, im politischen und kirchlichen Liberalismus dagegen mitunter schon viel städtischer ist, als viele seiner städtischen Stammgäste.

Einen ähnlichen Prozeß hat der Hirte der Hochschweiz schon vor geraumer Zeit durchgemacht. Freilich findet sich dort längst nicht mehr die städtische Nachbarschaft beim Hirten zu Gaste, sondern die reichen Leute aus allen Ländern suchen den Gasthof und das städtische Miethhaus im Hirtenlande. Auch in unsern deutschen Alpen wird es mehr und mehr so kommen, und die Kreuzung von primitiver Bodencultur und Wohlhabenheit des Volkes, andererseits von naivem Volksthum und geriebener Weltklugheit des Bauern wird immer räthselhafter und wunderlicher ineinander greifen.

Das künstlerische Bild dieser verschlungenen Gegensätze ist das Passionspiel von Oberammergau — nicht das ältere, sondern das neue, seit den letzten drei Jahrzehnten, seit Oberammergau von den Schriftstellern für den Reisestrom entdeckt worden ist, wie unser ganzes Hochgebirg vor fünf Jahrzehnten von den Malern. Die Wenigsten merken, daß dieses Passionspiel sie gerade durch seine Widersprüche am unwiderstehlichsten fesselt. Es wird aufgeführt von Bauern, die zum kleineren Theile noch keine Bauern, zum größeren keine Bauern mehr sind, von Künstlern, die besonders

darum anziehen, weil man sie eigentlich keine Künstler nennen kann; — ein Drama, welches halb naives Volksspiel, halb berechnetes Schauspiel ist; halb Kirche, halb Theater; halb um Gottes, halb um Geldes willen; halb Natur, halb Kunst; halb ländlich, halb residenzstädtisch; in der Einsamkeit geboren, in der Einsamkeit bewahrt und auf die große Bühne eines Alpenthales vor ein Sonntags-Publikum aus allen Nationen gestellt: — kurz Alles was man will, nur nichts Ursprüngliches, Harmonisches und Ganzes mehr.

Und gerade in dieser unklaren Mischung liegt — seien wir ehrlich! — der höchste Reiz für ein übersättigtes Welt-Publikum.

Worin ruht die „Romantik,“ welche man von den deutschen Alpen wie vom deutschen Rheine rühmt? Sie ruht in uns und wir erwecken sie aus dem eigenen Gemüthe, indem wir die Vergangenheit in der Gegenwart ahnen und suchen: — dort am Rhein angesichts der Landschaft mit ihren wirklichen Trümmern, hier in den Bergen angesichts des Volkslebens, welches die Geschichte ungebrochen in sein jüngstes lebendigstes Dasein verflochten zeigt.

VIII.

So sind wir von der Höhe zu Thal gestiegen, und je tiefer wir herab kamen, um so freier öffnete sich uns der Fernblick. Das ist der wunderbare Reiz der Alpen: mag man auf dem obersten Gipfel stehen oder in der engsten Schlucht, man sieht doch immer weit, wenn man nur mit den Gedanken ebenso gut wie mit den Augen zu sehen sucht.

Unsere Alpen sind seit langer Zeit die künstlerische Domäne des Landschafters und des Genremalers. Nur der Historienmaler ging leer aus; denn wo die rechte Alpennatur beginnt, da hat in der Regel die Geschichte ein Ende. Ich wüßte aber doch eine stattliche Aufgabe für die stylvolle historische Kunst.

Befäße ich ein Schloß im Hochgebirge und wäre ein reicher Mann, so ließe ich mir die Alpenwanderung eines Historikers als Relief-Fries an die Außenwand meißeln oder als Fresken-Cyklus in's Treppenhaus malen. Vom Historiker sähe man nichts auf dem Bilde, er stünde vielmehr davor, um sich's zu betrachten.

Auf dem Bilder-Reigen aber wäre allerlei uraltes Volk zu schauen: Jäger, wie sie von den Höhen Besitz nehmen und sich Wildpret erbeuten und mit den Raubthieren kämpfen; Hirten, welche mit den Jägern streiten und sich vergleichen, ihr Nomadenzelt in eine Sennhütte verwandeln und mit der Herde vom Thal zum Berge ziehen; Waldmenschen, die als urthümliche Holzknechte die Wildniß lichten und sich ihr Blockhaus bauen; Hirtenbauern, deren Ackerfeld die Wiese, deren Rahn der Einbaum, deren Haus die vergrößerte Sennhütte. Die Landschaft des Vorder- und Hintergrundes wäre nur in jenen großen Umrissen angedeutet, welche der Technik des Bildwerkes entspräche. Aber die plastischen Grundformen des Bodens sind so charaktervoll, daß man sofort erkennen würde: hier beherrscht die Natur den Menschen und fesselt seine Arbeit dauernd in den anfänglichen Schranken. Man sähe keine Wohnung, keine Tracht, kein Werkzeug, wie es jetzt üblich ist, sondern von alle dem nur

urälteste Typen, die kein Denkmal uns bewahrt hat, Typen, welche lediglich die vereinte Phantasie des Historikers und Künstlers sich ausmalen und wiederherstellen kann. Und doch würde der Beschauer glauben, die Personen des Bildes seien das Gebirgsvolk von heute, bei seiner Arbeit belauscht, nur habe der Künstler das Kostüm entsprechend der Technik des Meißels oder Freskopinsels ganz ideal stylisirt.

So ragt hier die Geschichte in die Gegenwart, und des Volkes Arbeit und Sitte von heute ist ein Denkmal längst vergangener Jahrhunderte.

Welch contrastirendes Doppelbild: der deutsche Rhein und die deutschen Alpen! Hier, wie in dem Vortrage von der Rheinlandschaft, suchte ich, einem wissenschaftlichen und zugleich künstlerischen Antriebe folgend, Alterthum und Trümmer, um die Poesie des Menschlichen in der Naturpoesie zu finden. Hier wie dort schließe ich mit der Kunst. Die trümmervolle Rheinlandschaft wurde uns zum modernen Genrebild, die trümmerlose Alpengegend zum historischen Gemälde.

Mit gesteigertem Nachdrucke wiederhole ich von unsern Alpen den Satz: „Der Schlüssel zum poetischen Charakterbilde des letzten deutschen Hirtenvolkes liegt in seiner Wirthschaftsgeschichte, der Schlüssel zu seiner Erziehung in der Poesie des Volkslebens.“

Für das Alpenland wie für den Rhein gibt es einen höchsten Punkt jener Intuition, welche das Wort des Forschers nicht mehr deutlich machen kann, sondern nur noch das Bild des Künstlers, aber ein Bild, das als ächt historisches wiederum aus der zur Anschauung gesteigerten Erkenntniß der Volksgeschichte quillt.

Sebastian Münster und seine Kosmographie.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München;
gesprochen am 14. Februar 1859.)

I.

Sebastian Münster, vor dreihundert Jahren ein berühmter und populärer Name, ist jetzt fast verschollen; man kann heute ein gebildeter Mann sein und braucht nicht zu wissen, wer Sebastian Münster war. Ich habe ihn auch nicht um seiner persönlichen Bedeutung willen zum Gegenstande meines Vortrags gewählt und beabsichtige weder eine biographische Skizze noch eine bibliographische über den alten Baseler Professor; ich beschwöre ihn aus dem Grabe, lediglich um sein Hauptwerk, die „Kosmographie,“ zum Mittelpunkt einer „Culturstudie“ über deutsche Landes- und Volkskunde im sechzehnten Jahrhundert zu nehmen.

II.

Sebastian Münster war zu Ingelheim am Rhein geboren im Jahr 1489; sein Lebenslauf ist der ganz glatte eines ächten Humanisten und Professors damaliger Zeit.

Zuerst Franziskaner, tritt er, von den Ideen der Reformation ergriffen, aus dem Orden und wendet sich zum reformirten Bekenntnisse. Im Jahr 1524 wird er Professor der hebräischen Sprache, der Mathematik und Geographie in Heidelberg und folgt als ein durch seine Lehrgabe wie durch seine Schriften bereits berühmter Mann 1529 einem Rufe zur Universität Basel, wo er 1552 an der Pest gestorben ist.

Dieser Mann von so wenig merkwürdigem Leben hat uns jedoch ein höchst merkwürdiges Buch hinterlassen, seine Kosmographie, die „Beschreibung der ganzen Welt.“

Gewiß haben Viele von Ihnen den wuchtigen Folianten bereits irgendwo gesehen; denn er ist noch immer, auch im Privatbesitze, verbreitet, wie wenige Bücher seiner Zeit. Aber selten würdigt Jemand mehr das dicke Buch mit den wunderlichen Holzschnitten eines näheren Blickes; als ein Stück Hausrath erbt es sich mit dem alten Merian von Geschlecht zu Geschlecht, ein Spielzeug der Kinder, denen man das viertelcentnerschwere Bilderbuch zur Fesselung von Leib und Seele auf's Bett legt, wenn sie krank sind und nicht ruhig unter der Decke bleiben wollen.

Und doch hat dieses Buch eine glänzende Geschichte gehabt; fast ein Jahrhundert suchte und fand in ihm den Hauptschatz geographischer, ethnographischer, historischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse; in vielen Auflagen ward es gedruckt und wieder gedruckt, lange nach dem Tode des Autors noch immer erweitert, vermehrt, aber nicht immer verbessert, geplündert, in's Lateinische, Italienische und Französische übersetzt; ja der Kulturhistoriker muß es sogar

ein bahnbrechendes Buch nennen, ein Buch, welches seinerzeit neue Quellen zur Landes- und Volkskunde den Gebildeten aufschloß, ein Werk, welches gleichzeitig mit Sebastian Franks genialem „Weltbuch“ den nothwendigen Zusammenhang der Charakteristik und geistigen Statistik des Volkslebens mit der Geographie zuerst in deutscher Zunge zur Geltung brachte, mehr zwar ein Buch der Kenntnisse als der Erkenntniß, mehr der Gelehrsamkeit als der Wissenschaft, und dennoch eine naive Vorarbeit zur „Volkskunde als Wissenschaft,“ im modernen Sinne.

Freilich schätzt darum der Historiker der Volksgesittung jene Kosmographie höher als der Historiker der Geographie, und unter den Alterthümern der Literatur wird sie einen bedeutenderen Platz einnehmen als in der Geschichte der Wissenschaft. Weniger durch den Stoff, welchen das Buch uns bieten könnte, als durch die Wirkung auf die Zeitgenossen, ist es für uns ein Quellenbuch.

III.

Schon der äußere Erfolg der „Kosmographie“ gibt Zeugniß für den Eifer, womit das Zeitalter der Reformation trotz seiner theologischen Kämpfe die Früchte der vorangegangenen Zeit der Entdeckungen zum Gemeingut zu machen suchte. Wir staunen, daß ein so umfangreiches und theures Werk so viele Auflagen erleben konnte. Nun hat man freilich die Auflagen in jener Zeit sehr klein gemacht; Münster selber sagt zum Lobe des Bücherdruckes, wenn jetzt auch zwanzig Exemplare eines Buches vernichtet würden, so sei

darum doch das Buch noch nicht verloren, und von manchen werthvollen und immer geschätzten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts ist es bekannt, daß sie gerade wegen der Kleinheit der Auflage so selten geworden sind. Dazu kam, daß die Verleger leicht drucken konnten, weil sie den Autoren wenig oder gar kein Honorar bezahlten. Obgleich man dem Thomas Murner vorwarf, daß er bloß des Geldes wegen geschrieben, so wollte doch schon Lessing diesen Vorwurf durch den Nachweis entkräften, daß ihn die Verleger vielmehr herzlich schlecht bezahlt hätten, und wenn wir sehen, wie Münster seine zahlreichen Mitarbeiter so sorgsam mit dem verbindlichsten Danke und der Bertröstung auf ewigen Nachruhm ablohnt, so zeigt uns dies schon an, daß man in solchen Dingen den klingenden Lohn überhaupt mehr noch als eine geschenkte Gabe zu fassen gewohnt war.

Allein trotzdem ist die starke Verbreitung der Kosmographie nur zu erklären mit dem Bildungsseifer der Zeit, da selbst der zum Schuster bestimmte Sohn eines Schneiders, wie Hans Sachs, eine gründliche Gymnasiallehre durchmachte; — dann weiter mit der Begeisterung für die geographischen Studien insbesondere. Die Kunde von der neuen Welt zeigte erst recht, wie dürftig auch die Kenntniß der alten sei; strebsame Geister, die kein neues Indien mehr entdecken konnten, entdeckten neue Länder in Deutschland. Der unbedingte Glaube des Mittelalters an die griechischen und römischen Geographen war durch Columbus gebrochen. Es galt eine von Grund aus neue Erdkunde zu schaffen, und der Ruf einer neuen Wissenschaft zündet allezeit bei allem Volke.

Münster bezeichnet hier sehr klar den Uebergang von

der alten zur neuen Zeit schon darin, daß er das philologische Studium mit dem geographischen verband, von jenem zu diesem vorschritt. In den lateinisch geschriebenen Scholien zu Pomponius Mela und Solinus und in den neuen Tafeln zur Geographie des Ptolemäus erscheint Münster, der künftige Geograph, noch als Philologe, ja sein Nebenbuhler, Sebastian Frank, wirft es unserem Münster wie dem Pirckheimer, Beatus Rhenanus und Petrus Apianus geradezu als eitle Grübelei vor, daß sie die lateinischen Namen deutscher Stämme und Orte bei den antiken Schriftstellern festzustellen und auf der modernen Landkarte zu bestimmen suchten. Nützlicher sei es, sich in der Gottseligkeit zu üben, als nach der Natur und Ursache aller Dinge zu fragen, zu forschen, warum das Meer ebbe und fluthe, warum die Donau gen Morgen und der Rhein gen Abend laufe, warum die kleine Laus sechs Füße und die Kuh, welche doch so viel größer sei, nur viere habe. Man sieht, Sebastian Frank, der kühne Neuerer, wird hier im radikalen Eifer viel unwissenschaftlicher als der vorsichtige Münster, der in den Ueberlieferungen humanistischer Gelehrsamkeit Schritt für Schritt zum Neuen überging.

Auch in der Kosmographie stellt Münster noch überall die Weisheit der Alten an die Spitze. Er gibt in den einleitenden Abschnitten breite Auszüge und Uebersetzungen aus dem Ptolemäus, er citirt die Alten, so oft er kann, und wo sie, wie bei Amerika und den arktischen Ländern, keine Thatfachen berichten, da deutet er wenigstens ihre prophetischen Stellen auf diese neue Welt.

Alein er schwört nicht mehr auf das Evangelium der

alten Geographen, er erweitert und berichtigt sie und tritt schon dadurch entschieden aus den Marken der mittelalterlichen Schulweisheit. Auf seinem Grabsteine im Dom zu Basel ist Münster „der deutsche Strabo“ genannt, und er selbst sagt, er habe seine Kosmographie begonnen, „nachfolgend dem hochgelehrten Manne Straboni.“ Allein das ganze Werk beweist, daß trotz aller Verehrung und Nachfolge der dogmatische Glaube an die alten Geographen erschüttet war.

IV.

Dies sind nun freilich Züge, die Münster mit vielen Zeitgenossen theilt. Neu war bei ihm der Gedanke, eine allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache zu schreiben, gelehrt und doch zugleich allem Volke verständlich.

Das sechzehnte Jahrhundert schuf eine überaus reiche Volksliteratur. Alle Wissenschaft sollte verdeutscht werden; neben den aristokratischen lateinschreibenden Historikern liefen zahlreiche Geschichtsbücher in der Volkssprache, meist unkritisch und kunstlos, aber kraftvoll und gemüthlich, treuherzige Chroniken, Lehr- und Lesebücher zugleich, wie man sie früher nicht gekannt. Paracelsus schrieb und lehrte deutsch über die Naturwissenschaften, mit der deutschen Bibel drangen die theologischen Streitschriften in deutscher Zunge zu allem Volk; so suchte denn auch Münster die Weltkunde zu verdeutschen.

Er will, wie er selber sagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man nach so viel deutschen Geschichtsbüchern nun

auch deutsche Kosmographien abfassen könne, zugleich aber auch dem gemeinen Manne etwas „fürschreiben, sich mit Lesen darin zu erlustigen.“ Ueberall legt Münster besonderes Gewicht darauf, daß er deutsch geschrieben.

Allein er freut sich nicht nur der deutschen Sprache, er freut sich deutscher Art in allen Stücken und ist stolz auf diese; treuherzige Vaterlandsliebe ist sein schönster und allerwege vorleuchtender Charakterzug. Den größten Raum im Buche nimmt Deutschland ein, es ist für ihn der größte und beste Theil der Welt, und in den Schilderungen des deutschen Landes und Volkes hat er jedenfalls sein Eigenstes und Bestes gegeben. Er erkennt freilich, wie sehr auch hier das Wissen seiner Zeit noch Stückwerk sei, allein, fährt er fort, haben wir auch nur Bruchstücke, „so wollen wir dennoch das Klein wenig und die Stück, die wir davon finden, nicht lassen verderben, sondern zusammen lesen und in Ehren halten; denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlandes und unserer Vorsahren.“

Wo er von Deutschland spricht, geht ihm das Herz auf. Ueber die deutsche Landkarte setzt er die stolze Schrift: „Deutschland von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, eine Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Künst, eine Mutter vieler streitbaren Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut, ein reiner Tempel wahrhafter Gottesfurcht und aller Tugend.“ Er hat noch das Vollgefühl von Deutschlands äußerer Macht, wie es denn der deutsche Gelehrte der Reformationszeit kaum anders haben konnte, der ja ringsum sah, wie trübig deutsche Art auf den eigenen Weinen zu stehen begann, und selber dazu

mithalf. Gerade das stete Herausstürmen so viel äußerer Feinde auf das Reich seit der alten Römer Tagen ist Münster ein Zeugniß, daß dieses Reich doch besonders viel werth sein müsse.

Er gedenkt dabei aber auch des Spruches: „Will Einer Streiche lösen, so sahe er mit den Deutschen Streit an.“ Er widerlegt in vortrefflicher Ausführung die alte und damals wieder besonders spruende historische Keßerei der Franzosen, daß Karl der Große ein Franzose gewesen und also das römische Reich bei den Franzosen begonnen habe, zeigt klar den Unterschied zwischen Franken und Franzosen und daß Karl vielmehr als ein deutscher König im heutigen Frankreich, nicht als ein Franzose in Deutschland geherrscht habe. Er zürnet sogar auf Tacitus, weil ihm derselbe das alte Deutschland zu rauh und öde darstellt, und setzt dagegen das sonnenhelle Bild deutscher Landesart, welches uns fast wie die lichten Landschaftsgründe bei Dürer und Holbein anmuthet. „Die Büchel bringen uns, was uns lieb ist, wir haben hübsche und lustige Wälder, Ueberfluß an Frucht, weinträgige Berg, groß und klein fließende Wasser, die das Erdreich begießen, lustige, wohlschmeckende und gesunde Brunnen, viel Quellen heißen Wassers, viel Salz-Gruben und Brunnen, mehr Erzgruben denn kein Land um uns gelegen; ich geschweige hie, wie zierlich das Deutschland mit großen und kleinen Städten, Märkten, Kastellen, Dörfern und Schlössern erbaut ist.“

Die größten Vorzüge des Charakters schaffen einem rechten Schriftsteller allezeit auch seine größten literarischen Vorzüge. So ward Münster durch seinen deutschen Sinn

zu einer höchst fleißigen Schilderung des deutschen Volkes nach Stamm und Sitte, nach den Hauptseiten seines socialen Lebens geführt. Er war nicht der Erste, der über diese Dinge schrieb, aber der Erste, der fremde und eigene Beobachtung so vollständig zusammensügte, ordnete, verglich und in ein Gesamtbild der Landes- und Volkskunde einrahmte.

Wenn uns auch fast der ganze übrige Inhalt der Kosmographie jetzt als ein längst veraltetes Sammelwerk erscheint, so können wir doch wenigstens diese Kapitel nicht ohne Freude und Dank betrachten, denn sie sind der erste naive Versuch eines Deutschen, der geistigen Statistik des Volkslebens ihren Platz im Gesamtgebiet der historischen und geographischen Wissenschaften anzuweisen.

V.

Dazu überraschen den Forscher manche merkwürdige Einzelzüge. In Sprüchwörtern, Volkswägen, in allerlei Sagen und Aberglauben sehen wir, wie damals das Volk sich selber aufgefaßt hat. Freilich fallen diese Schlaglichter sparsam und wollen gesucht sein; die Kunst, sie zu suchen und zu deuten ist aber auch eine der feinsten Aufgaben des Culturhistorikers.

Oft urtheilt Münster selbst über derlei Dinge noch gerade so wegwerfend, wie jetzt der gemeine Mann. Er sagt z. B.: „Es weiß Jedermann, was und welche Kleider und Speiß jetzt im deutschen Lande im Brauch sind, darum nicht von nöthen, etwas davon zu schreiben.“

Nicht was er uns absichtlich bietet, sondern was ihm zufällig mit unterschlüpft, ist oft das Beste. Wo er mit Vorsatz charakterisirt, da geschieht es meist in den allgemeinsten Zügen, die wenig oder nichts sagen. Die Kunst, durch Vergleichung und historische und statistische Grundlage solchen Schilderungen scharfe Umrisse und dauernden Werth zu geben, steht ihm noch fern.

Es ist fast rührend, wie er hie und da nach einem statistischen Ausdruck ringt; so mißt er noch die Erde nach Tagemärschen, wie Frank im „Weltbuch“ nach Rosläufen. Um uns einen Begriff von der Größe der Stadt Alexandria zu geben, sagt er, sie sei gleich anderthalb Nürnberg; die Volksmenge von Augsburg schätzt er nach der Zahl der in zwei Jahren daselbst Geborenen; Andere schätzten sie nach der Zahl der jährlich geschlachteten Ochsen.

Daneben überraschen uns dann wieder andere Versuche zur genaueren Zeichnung der Volksart aufs Höchste. So widmet z. B. Münster ein ganzes Kapitel der Untersuchung über Stamm und Wortsinn der deutschen Ortsnamen. Das erinnert an die gleichzeitigen Studien Luthers und Aventinus über Wurzel und Bedeutung unserer Personennamen, auch an die so zahlreich damals gesammelten Sprüchwörter und Volkslieder; denn alles dies sind erst kindliche Versuche, sich der deutschen Volksalterthümer zu bemächtigen, Weissagungen auf die germanistischen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei der Charakteristik der vier Stände des deutschen Volkes ist Münster über ein genaueres Bild des ersten Standes, der Geistlichen, hinweggeschlüpft. Er war ein

kluger Mann, in politischen und religiösen Fragen eben so vorsichtig als in der nationalen ununwunden, und stellt es im Eingang als seinen ausdrücklichen Voratz hin, widerwärtige Streitfragen lieber zu umgehen, als nach irgend einer Seite anzustoßen. So erhebt er auch mit besonderem Lobe den Erasmus und Melancthon, während er sich bei Luther auf trodene, thatsächliche Notizen beschränkt. Seine Kosmographie konnte eben so gut in einer Klosterbibliothek sich einbürgern wie in einem protestantischen Hause, und diese Farblosigkeit hat gewiß nicht wenig zur allgemeinen Verbreitung des Buches in einer Zeit so leidenschaftlicher Gegensätze beigetragen.

Um so auffallender erscheinen dann aber die schneidenden Worte, in welchen er den Verfall des deutschen Adels zeichnet und der bedrückten Bauern sich annimmt. Bei einem so vorsichtigen und conservativen Manne wie Münster, der bereits im reiferen Mannesalter die Greuel des Bauernkrieges aus nächster Nähe selbst mit angesehen hatte, ist dies wohl ein bemerkenswerthes Zeugniß.

VI.

Der Ruhm Münsters, die Volkskunde als einer der Ersten wieder in neuerer Zeit mit der Landeskunde durchgreifend verbunden zu haben, hat in unsern Tagen durch den mit so großem Eifer wiedererweckten Sebastian Franck von Donaunörth einen mächtigen Nebenbuhler erhalten. Franck als Socialist und Pantheist früher ebenso hart verdammt, wie jetzt hoch erhoben, schrieb nämlich gleichzeitig

mit Münster eine freilich in viel engerem Rahmen gehaltene Kosmographie unter dem Titel „Weltbuch“ und veröffentlichte dieselbe mehrere Jahre vor dem Werke Münsters.

Beide Bücher stehen ganz unabhängig nebeneinander. Frank bezieht sich nur auf die oben erwähnten antiquarisch-geographischen Vorstudien Münsters; Münster gedenkt des Weltbuchs meines Wissens mit keiner Sylbe.

Frank ist eine ohne Vergleich genialere und schöpferischere Natur als Münster, und die politischen und religiösen Reperen, welche man ihm vorwirft, sollen uns nicht abhalten, seinen Verdiensten um die Landes- und Volkskunde gerecht zu sein. Franks Hauptwucht ruht in der Kunst allgemeiner Charakteristik: sein Counterfei der Geistlichkeit, des Adels, der Juden, des Pöbels ist jedes ein Meisterstück in seiner Art. Wenige Pinselstriche geben uns hier ein leibhaftiges, wenn auch sehr tendenziöses Bild. Verhaßt nämlich waren ihm von Grund des Herzens die Pfaffen, die Ritter, die Juden und der Pöbel, und wenn Frank zornig ist und schimpft, dann wächst sein Styl zu Lessing'scher Genialität.

Vortrefflich hat er auch die Charakterzüge einzelner deutschen Stämme (wenn schon meist aus fremden Quellen) zusammen gestellt, und auch hier läßt er wenige ungerupft durch. Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben bekommen jeglicher ebenso gut seinen Theil, wie die Ritter, Pfaffen und Juden.

Obgleich nun aber Frank solche allgemeine Charakteristik weiter und tiefer greift als Münster, die Volkskunde überhaupt breiter und selbständiger behandelt, so ist ihm doch

Münster in Fleiß und Treue des Einzelwerks und im Anschlagen neuer Stoffe gewiß überlegen. Beide ergänzen sich, Beide haben gleichzeitig und neben einander den gleichen Fund gethan und inögen sich wohl theilen in den Ruhm dieses Fundes; daß sie aber von so verschiedenem Ausgang in demselben Ziele zusammen trafen, beweist, wie nothwendig dieses Ziel im ganzen Geiste des Jahrhunderts gesteckt war.

Es ist äußerst verlockend, eine weitere Parallele zu ziehen zwischen Münster und Frank als Kosmographen. Jeder Zug birgt hier ein ganzes Charakterbild. Der gelehrte Baseler Professor nennt sein Werk „Kosmographie;“ Frank, der Volksmann, der stolze Literat, der übrigens nebenbei auch Pfarrer, Seisensieder und Buchdrucker gewesen, betitelt das seinige „Weltbuch.“ Die Kosmographie ist das dicke Sammelwerk eines Gelehrten unter vieler Mitarbeit, das Weltbuch, die mäßig große Schrift eines schöpferischen Autors, in Einem Gusse geschrieben. Münster hat seinen Folianten weidlich mit hebräischen, griechischen und lateinischen Citaten gespickt; Frank citirt sparsam, aber wo er je einmal einen lateinischen Vers bringt, hat er ihn wenigstens mit deutschen Lettern drucken lassen; abgerechnet die Jahreszahl des Titelblatts, steht kein einziger lateinischer Buchstab im ganzen Weltbuch. Münster gab ein Haus- und Handbuch, ein Nachschlagebuch, Frank ein Lesebuch. Münster lehrt, Frank predigt. Jener bringt neue Stoffe, dieser neue Gedanken; nur im ungenirten Griff nach fremdem Gut sind Beide vollkommen einig. Münster schreibt patriotisch, treuherzig-gemüthlich, ein Herodot im Professorentalar, der uns im Großvaterstuhl alle Wunder der Welt erzählt; Frank

schreibt überall als ein Philosoph und Kritiker, als ein Agitator, der Buße und Umkehr predigt, und selbst in diesem geographischen Buche ist sein Geist wie ein schneidender Nordwind, der über die schäumenden Wogen des Jahrhunderts dahin segt. Münster schreibt einen ziemlich guten Styl, weil Kraft und Frische der jungen hochdeutschen Prosa der ganzen Zeit eigen war; Frank schreibt, nächst Luther, die beste deutsche Prosa seines Jahrhunderts, nicht weil der gute Styl in der Zeit, sondern vielmehr, weil er in seinem Geiste saß. Münster meidet jeden Anstoß bei den Parteien, Frank sucht ihn. Münster spiegelt unbefangenen den Geist des Volks, Frank will den Geist des Volks erziehen nach seinem eigenen. Er schilt das Publikum, oder, wie er sagt, die Welt, indem er sie belehrt. So wie aber das Publikum einmal merkt, daß man es belehren will, und gar mit Grobheit belehren, hört es auf, unsere Bücher zu lesen. So ist denn auch Frank wenig gelesen worden und bald verschollen, während Münster durch hundert Jahre ein vielgelesener Autor blieb. Unsere Zeit dagegen, die an Münsters Stoffschätzen wenig mehr lernen kann, hat Frank wieder ans Licht gezogen und in Haß und Begeisterung hoch gewerthet. Denn der gelehrte Stoff veraltet und gerade der beste neue Stoff wird am raschesten Gemeingut, das heißt trivial. Aber ein origineller Mensch wird nur einmal geboren und bleibt ewig jung, wie der eigene Gedanke in eigener Form.

Lessing sagt: „Ich bin nicht gelehrt, ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich gestrebt habe, ist, im Fall der Noth ein gelehrtcs

Buch brauchen zu können. Eben so möchte ich um Vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichthum in barem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Bare Kasse ist gut, aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will sie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an diese meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweisen. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener.“

So sagt Lessing, der doch wohl der gelehrteste unter den Heroen unserer neueren Nationalliteratur gewesen ist, und zeichnet in diesem Gegensatze von Gelehrsamkeit und Erfahrung und Weisheit zugleich den Gegensatz Münsters und Franks.

Münster hat seinen ganzen Reichthum in klingender Münze in der Kosmographie ansgelegt, Frank zeigt bloß, daß er ein gelehrtes Buch zu brauchen weiß zur Stütze seiner eigenen Erfahrung. Wer aber alles sagt, was er weiß, wird niemals ein klassisches Buch schreiben; Münster hat darum mit Recht keinen Namen in unserer künstlerischen Nationalliteratur, während Frank in der Geschichte der deutschen Prosa nicht minder zählt, wie in der Geschichte der Wissenschaft. Münsters Kosmographie ist eine culturgeschichtliche Quelle, doch mehr weil man an dem Buche Studien machen kann als aus dem Buche.

Franks neuester Biograph, Hermann Bischof, bedauert, daß Münsters Kosmographie etwas später als Franks Welt-

buch erschienen sei; „denn mit welchem Erfolg hätte Frank diese ausgedehnten Quellen benützen können!“ Ich glaube kaum. Frank hat im Weltbuch mit dürftigen Quellen das Beste gemacht, aber mit reicheren Quellen würde er sicherlich Besseres gemacht haben; denn die Kühnheit der Gedanken und der Nerv des Wortes sind bei ihm das Beste. Münster und Frank personificiren zwei Grundcharaktere ihrer bewegten Zeit: hier der friedfertige, still forschende Humanist, dort der kriegsmuthige Umwälzer und Reformator; Münster, der kein Wasser trübt, und Frank, von dem Luther meint, er scheine sich mehr vom Lästern und Schänden zu nähren, denn vom Essen und Trinken. Beide schreiben ein deutsches Hausbuch der allgemeinen Weltkunde. Wären Beider Vorzüge in einem Geiste vereinigt gewesen, so würde dieser Kosmograph zu den größten Lehrmeistern unseres Volkes zählen.

VII.

Ich nannte vorhin Münsters Kosmographie ein gelehrtes Sammelwerk, welches unter der Mitarbeit Vieler entstanden sei. Münster fand nämlich über zahlreiche Städte und Gaue Deutschlands so wenig literarisches Material vor, daß er sich nach neuen Quellen umthun mußte. Persönlich in jene Orte zu reisen und Archive und Bibliotheken zu durchforschen, war zu selbiger Zeit ein schwierig, weitschweifig und zweifelhaft Ding. Münster arbeitete ohnedies achtzehn Jahre lang an seinem Buch; hätte er dazu noch ganz Deutschland auf Reisen durchforscht, so wäre er gar nicht zu Ende gekommen. Auch mochte ihn eine warnende Erfahrung von

solchen Reisen zurückschrecken. Da er nämlich als Professor dreier Lehrsächer in Heidelberg mit fünfundsanzig Gulden Jahresgehalt angestellt, von dort eine wissenschaftliche Reise nach Basel unternahm, zog ihm die Universität für die Dauer seiner Abwesenheit das Gehalt ein.

Man begreift daher, daß er die Lust an wissenschaftlichen Reisen verlor und in der Vorrede zur Kosmographie mit besonderem Behagen die damals noch neue Wahrheit verkündet, wie bequem es sei, ruhig in der Studirstube zu bleiben und aus Büchern dennoch die ganze Welt kennen zu lernen.

Allein die Bücher reichten ihm, wie gesagt, nicht aus. Er verfiel darum auf eine Auskunft, die seinem Werk für lange Zeit eigenthümlichen Werth verlieh. Wie nämlich Petrus Martyr von Anghiera seine Dekaden über die transatlantischen Entdeckungstreisen zusammenbrachte, als wäre er selber mit dabei gewesen, indem er die Berichte der heimkehrenden Seefahrer aufgriff und diese, wie sie eben waren, frisch aneinander reihete, so ließ Münster ein Ausschreiben ergehen an weltliche und geistliche Fürsten, Grafen und Herren, Rechtsgelehrte, Aerzte, Vögte, Richter, Stadtmagistrate und andere Leute mit der Bitte, ihm ihr Land, ihre Stadt zu beschreiben.

Viele Mittheilungen liefen ein, darunter manche vortreffliche; namentlich beeiferten sich die Städte, durch einen Stadtschreiber oder Pfarrer ihre historischen Herrlichkeiten, des Gemeinwesens Freiheiten und der Bürger Tüchtigkeit für die Kosmographie abzubilden zu lassen. Es spricht der Eifer des damaligen Bürgerthums für den Glanz und die Ehre

der Gemeinde gar freundlich aus diesen zahlreichen Skizzen. Hundert Jahre später würde Münster bei den gebrochenen deutschen Städten schwerlich mehr solche Theilnahme gefunden haben.

Viel feine Einzelzüge aus dem Volksleben sind durch dieses Verfahren in die Kosmographie gekommen und manche Notiz, die von da durch hundert andere Ortsbeschreibungen als ein ewiges Erbstück fortläuft, hat in jener Münster'schen Correspondenz wohl ihre erste schriftliche Quelle.

In ähnlicher Weise brachte Münster die zahlreichen Stadtprospekte und Pläne zu seinem Werke zusammen. Er schrieb an die Städte nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England, Italien, Frankreich, Polen und Dänemark. Manche blieben jede Antwort schuldig, andere schickten nichts, weil sich kein Maler in der ganzen Stadt fand, noch andere lieferten ihm Bilder, welche bewiesen, daß der Maler weder malen noch zeichnen konnte, viele aber sandten auch ein gutes Blatt; namentlich rühmt Münster die italienischen Städte, welche ihm die trefflichsten Ansichten zugeschiedt, von denen in der That einige noch jetzt als Studien für Künstler dienen können.

Wenn wir nun bei der vorerzählten wissenschaftlichen Reise Münsters von Heidelberg nach Basel den deutschen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts in seiner ganzen Demuth und Beschränkung gesehen haben, so erblicken wir hier wieder denselben Mann, wie er mit Erfolg halb Europa in Contribution setzt und gegen ein gutes Wort und die Verheißung ewigen Ruhmes Fürsten und Bischöfe, Magistrate, Gelehrte und Künstler zur Mitarbeit an seinem Werke

bewegt; und der deutsche Professor dieser merkwürdigen Zeit erscheint uns in seiner einsamen Studirstube doch wieder in so stolzer Gestalt, daß wir ihn darob beneiden könnten.

VIII.

Was vor dreihundert Jahren vielleicht als der größte Vorzug unserer Kosmographie erschien, ihre Allwissenheit, die jegliches Ding der Welt umfaßte und Geographie und Geschichte, Volkskunde und Physik, die Kunde von allen Königreichen wie von allen Naturreichen zwar leidlich gut geordnet, aber doch ohne alles System neben einander abhandelte, — der encyclopädische Charakter, der, wie gesagt, weiland wohl als des Buches größter Vorzug galt, — das erscheint uns jetzt als dessen größte Schwäche. Allein das sechzehnte Jahrhundert war die Zeit der Sammelwerke. Diese begleiteten und stützten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien bereits durch mehr als zwei Jahrhunderte unsere Entwicklung und halfen mächtig zum vollen Bruch mit dem Mittelalter. So ruhen auch die größten Schätze der Geschichtschreibung aus Münsters Zeit nicht in selbständig durchgearbeiteten Büchern, sondern in riesigen Compilationen und Quellensammlungen. Unsern zugespitzten Begriff des geistigen Eigenthums kannte man noch nicht. Keiner schrieb damals über historische Dinge, der nicht im Auge unserer Zeit wie ein Zusammenstoppeler oder wie ein Dieb erscheinen würde. Es galt zunächst, die verschlossenen Wissensschätze durch den Druck aufzuschließen; es galt den Stoff zu ver-

breiten, nicht ihn im Feuer eigener Gedanken und Formen vorerst zum persönlichen Besitz des Autors umzuschmelzen.

Erst als der Heißhunger der Welt nach Wissensstoffen und Büchern etwas gesättigt war, entwickelte sich der moderne Begriff des Plagiats. Münsters Kosmographie war für ihre Zeit, was für unsere ein Conversationslexikon; diese Parallele erklärt ihre Verbreitung, ihren Einfluß und gibt das rechte mittlere Maß ihres Werthes.

Die Welt ist inzwischen so unendlich größer geworden und doch besitzt auch unsere Zeit einen „Kosmos.“ Er führt aber seinen Stammbaum nicht zurück auf Münsters Kosmographie, sondern auf die späteren Versuche einer systematischen Konstruktion der Erde und des Weltalls durch die großen Physiker und Astronomen. Die Welt ist für Münster wesentlich die Erde; nannte man doch Amerika sogar damals eine „neue Welt,“ ja Frank glaubt selbst Britannien, weil es vom Meere ganz umflossen sei, eine andere Welt nennen zu dürfen.

Münsters Geographie ist ebenso gut ein Magazin des Wissens wie des Aberglaubens und der Volkspheantasie seiner Zeit. Er gibt noch die gelehrteste Untersuchung mit reichen Citaten aus alten und neuen Werken über die Existenz der Tritonen, der Seefrauen und Seemänner, er schreibt nicht bloß eine Naturgeschichte der Thiere, sondern auch der Unthiere, er faßt die ganze buntfarbige geographische und physikalische Mythenwelt des Alterthums und Mittelalters im getreuen Conterfei zusammen. Die abenteuerlichen Seefahrten des fünfzehnten Jahrhunderts stürzten freilich dieses Jahrtausende alte Reich der Sage, aber zunächst spannten sie

auch die Phantasie der Europäer auf's höchste, und niemals hat man vielleicht erregter und gemüthlicher gefabelt über die Wunder des Oceans und seiner fernen Reiche, als in dieser selben Zeit, wo die Art an die Wurzel des alten Märchenbaums gelegt ward.

IX.

Das sechzehnte Jahrhundert konnte sich selbst die Landes- und Volkskunde nicht ohne einen religiösen Hintergrund denken, und wenn wir das Wort nur recht verstehen, so sollen wir es nicht minder. Denn die tiefste Idee der Geschichte: die Erkenntniß der gerechten und allmächtigen Hand Gottes in den Geschehnissen der Völker, ist auch die tiefste Idee der Volkskunde, und in ähnlich hohem Sinne schrieb der größte deutsche Geograph der Gegenwart, Karl Ritter, als sein Motto das Bibelwort: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Werke verkündet seiner Hände Werk.“

Vor die Landkarten der Münster'schen Kosmographie ist (wenigstens in späteren Ausgaben) als Titelvignette das jüngste Gericht gestellt, wo vor dem Winke Gott Vaters Sonne und Mond erlöschen und dieselbe Erde in Trümmer bricht, deren Fülle und Pracht nachgehendes in Bild und Schrift gezeichnet werden soll. Wahrlich, auch diese kleine Vignette zeigt den großen Hintergrund einer über die tiefsten Fragen des Menschenaseins mächtig und düster bewegten Zeit, die den Erdkreis selbst in den nüchternen Linien der Landkarte nicht sehen mochte ohne den Gedanken, daß er einst vergehen solle wie ein Kleid und verwandelt werden wie ein Gewand.

So beginnt denn auch Münster den Text seiner Kosmographie mit einem Hinweis auf die göttliche Offenbarung als den Ausgang aller Weltkunde, und beschließt sie wie eine Predigt unter Anrufung des dreieinigen Gottes mit einem „Amen.“

In der Widmung des Buches an den König von Schweden stellt Münster das Walten Gottes in der Geschichte und die Erkenntniß der Eitelkeit irdischer Macht als den rechten Kern alles historischen Wissens dar, und zwar in einem Tone, der uns den frommen und erusten Autor dem Fürsten gegenüber noch ganz in dem männlichen Selbstbewußtsein eines Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts zeigt, in einer Männlichkeit, die so wohlthuend absticht gegen die Kriecherei und Heuchelei der nachfolgenden Rococo- und Popsperiode. Nachdem Münster dem Könige die Eitelkeit aller irdischen Macht vorgehalten, schließt er: „Solches aber schreib ich, nicht daß ich Ew. k. Majestät lehren wolle, die solches wohl weiß, sonderu daß ich etwas Anzeigung gebe, was mich verursacht hat zu schreiben dies Buch, das vor mir Keiner unterstanden hat in solcher Gestalt und in deutscher Zungen.“

Nun darf man jedoch in diesen Dingen bei Münster nichts weiteres suchen als einen gemüthlichen Ausdruck der volksthümlichen Frömmigkeit seiner Zeit; er ist kein speculativer Theolog, kein Philosoph der Geschichte. Die Naturgesetze sind ihm nicht der Wille Gottes selber, sondern er nimmt noch einen besondern Willen Gottes neben diesen Naturgesetzen an, eine himmlische Kabinettsregierung neben der verfassungsmäßigen. Gott und die Welt, Gott und die

Geschichte stehen in starrem Zwiespalt neben einander, und nicht umsonst ist der Fürst dieser Welt, der Teufel, so oft und vielgestaltig in der Kosmographie abgebildet, zumeist mit einem Blasbalg in der Hand, womit er den Menschen die bösen Gedanken in's Ohr bläst.

Zu naivster Weise zeigt Münster seine Vermenschlichung der Macht Gottes, namentlich bei dem Abschnitt von Deutschlands Klima und Landesart. Er findet nämlich, wie ich schon oben erwähnt, daß die Alten, vorab Tacitus und Seneca de gubernatione mundi, Deutschlands Luft und Boden doch gar zu rauh, wüßt und ungeschlachtet darstellen, während ihm als einem Deutschen, und obendrein als einem gebornen Pfälzer, auch in diesem Punkte nichts über die Herrlichkeit seines Vaterlandes geht, und sucht nach Gründen, warum denn Deutschland, das jetzt so lieblich und fruchtbar, vor tausend und mehr Jahren so rauh und öde gewesen sein könne. Zunächst bringt er das natürlichste Argument, nämlich: die Fruchtbarkeit sei im Lande gewesen sonst wie jetzt, die Menschen hätten sie nur nicht herausgezogen. „Hätte man damals das Erdreich gebaut wie jetzt, so hätte man auch Getreide und Wein gewonnen, und hätte man den Metallen nachgegraben, so hätte man sie auch gefunden.“ „Aber,“ fährt er dann fort, „es wäre auch möglich, daß das Erdreich durch Verrückung der Himmel etwas vermög, das es zur andern Zeit nicht vermag.“ Dieser merkwürdige Satz sieht fast aus wie ein prophetisches Wort, hindeutend auf jene Frage der modernen Physik, ob nicht durch die veränderte Neigung der Erdoberfläche ein Umschlag in unsern Klimaten herbeigeführt werden könne.

Gegen solche natürliche Gründe stellt alsdann aber Münster im Geiste seiner Zeit einen übernatürlichen. Gott hat, um die Kraft seines Wortes zu erweisen und den Unbestand menschlicher Dinge, weiland öde Länder, wie Deutschland, fruchtbar gemacht, dagegen das ehemals so fette Egypten und Babylon wüste und mager.

Man sieht, auch hier steht Münster ganz im Gedankenkreise des Volkes. Wie uns die Volksage von der „über-gossenen Alp“ erzählt, die durch einen Zauber plötzlich eine Wüste geworden, so soll Gott umgekehrt über Nacht das Silber in die deutschen Berge gelegt haben, das zur Heidenzeit noch nicht darin gewesen, und jene Grundstoffe in die Felder, die aus einer Wüste ein Paradies aufkeimen ließen. Um seine persönliche Kraft zu erweisen, hat er sein eigen Werk nachträglich umgearbeitet. Allerdings war es Gottes Fluch und Segen, der Egypten und Babylon verdorren und Deutschland so lustig ergrünen ließ, nämlich der Fluch, der auf der Faulheit, und der Segen, der auf dem Fleiße des Volkes ruht, und so versumpft und vertrocknet auch das Land, wo das Volk versumpft und vertrocknet.

Im schärfsten Gegensatz faßt Frank in seinem Weltbuch das Walten Gottes in der Natur ganz pantheistisch, und was wir, die wir selber nur ein Ausdruck Gottes sind, täglich sehen, Sonne und Luft und Land und Meer ist ihm an sich schon das größte Wunder; denn jedes Ding, das uns umgibt, ist Gottes voll, und voll seines Wortes.

Frank citirt beständig Bibelstellen und predigt ohn Unterlaß vom Leben in Gott, aber die Theologen werden wenig Freude an dieser Predigt gefunden haben. Er schließt auch

sein Buch nicht mit einem Amen, sondern indem er einer Reihe von Lügen über der Heiden Aberglauben und falsche Lehre aus Tertullian, Lüge von der Hochherzigkeit und Todesverachtung der Heiden gegenüber stellt. Auf dem Titel citirt er den Psalmvers: „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der so wunderbarlich ist über die Menschenkinder.“ Die citirte Stelle heißt aber gar nicht so, sondern: „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet.“

Das Zerstören mochte nun zwar wohl, wie wir sehen, einem conservativen Kosmographen wie Münster auf's Titelblatt passen, aber nicht einem radikalen wie Frank; darum bog dieser die zweite Hälfte des Bibelspruchs in's Gegentheil um, denn Frank nahm die guten Gedanken, wo er sie fand, und setzte sie zurecht, wie er sie brauchte.

X.

Sebastian Münster hat nicht nur so große Liebe für sein deutsches Vaterland, er hatte auch noch eine besondere kleine Liebe für seinen Geburtsort Ingelheim. So oft er kann, erzählt er uns, daß dort Karl der Große und auch er, Sebastian Münster, geboren sei, in dem wohlgesreiten Ort, dessen Einwohner, außer vom Getreide, weder den großen noch den kleinen Zehent zu geben brauchen. Münsters ganzes Werk ist ja in Ziel und Anlage auf das nationale und örtliche Heimathbewußtsein gebaut; warum sollte der Verfasser nicht auch von jenem Lokalpatriotismus erfüllt sein, den er bei seiner Quellsammlung so trefflich zu nützen wußte?

Vor längeren Jahren kam ich einmal nach Ingelheim und beschaute die merkwürdige gothische Kirche. Ein alter Rüster führte mich herum und erzählte mir unter anderem, daß in Ingelheim Karl der Große und auch Sebastian Münster geboren sei, genau mit den Worten, wie sie in der Kosmographie stehen. Der Alte besaß das Buch und war darin zu Hause wie in der Bibel, und schier jedes Kind in Ingelheim weiß seit Urgroßvaterszeit, daß nächst Karl dem Großen Sebastian Münster, welcher die ganze Welt beschrieben, der berühmteste Mann von Ingelheim gewesen ist. Münster lebt in seinem Geburtsort nach dreihundert Jahren wirklich noch im Volksmund, und er hat es verdient durch seine treue Anhänglichkeit an Ingelheim, wo Karl der Große und auch er geboren ist. Seine Kosmographie aber ist immer noch hie und da in süddeutschen Familien das Erbstück eines Hausbuches, und der Altmeister deutscher Landes- und Volkskunde sollte in der That auch im Volke nicht ganz vergessen werden, und wäre es auch nur wegen des ehrlichen deutschen Herzens, das wir so warm und stark schlagen fühlen unter dem dicken Panzer kosmographischer Gelehrsamkeit.

Der Musiker in der Bildergalerie.

(Gesprochen im „Kaufmännischen Verein“ zu Mannheim am 28. Oktober 1871.)

I.

Ein junger Kapellmeister, ein Mann voll glühender Begeisterung für seine Kunst, etwas stürmisch genial, aber verheißungsvoll begabt als Componist, ging durch die Säle der Bildergalerie seiner Vaterstadt.

Zu seinem Erstaunen sah er dort einen unserer berühmtesten Historienmaler vor einem Gemälde von Dietrich sitzen und die Hauptgruppe desselben mit raschem Pinsel copiren.

Nachdem er bald den in die Arbeit versunkenen Maler, bald das Originalbild fragend betrachtet, klopfte er Jenem auf die Schulter und rief: „Lieber Freund! Wie können Sie, diesen Dietrich um mehr als Kopfeslänge überragend, der Sohn einer größeren Kunstepoche — wie können Sie das Bild dieses alten Dresdener Hofmalers Ihres Studiums würdigen?“

Der Künstler blickte lächelnd auf: „Als Antwort gebe ich Ihnen eine andere Frage zurück. Wie wäre es, wenn ich Sie beim Durchspielen einer Partitur des alten Dres-

denck Hofoperncomponisten Haffe überraschte? Beide waren nicht bloß Landsleute, sondern, glaub' ich, auch Zeitgenossen.“

„Das werden Sie nie!“ fiel rasch der Musiker in's Wort. „Haffe ist ein völlig überwundener Standpunkt. Ist doch die ganze Götter- und Helden-Oper jener Tage kalt und Todt für uns, ja ein beleidigender Widerspruch gegen unser heiligstes Ideal dramatischer Tonkunst! Und zudem war Haffe ein Deutscher und schrieb italienisch. Dies allein schon genügte, ihn unserem Herzen zu entfremden.“

Der Maler erhob warnend den Finger: „Wären Sie ein ebenso kluger als leidenschaftlicher Fechter, so würden Sie mich jetzt beileibe nicht an die Italiener erinnern! Denn das musikalische Italien ist ein gar lehrreich warnendes Exempel. Vor anderthalb hundert Jahren zogen die deutschen Musiker noch über die Alpen, um die feinsten Geheimnisse ihrer Kunst zu erlauschen, und ganz Europa beugte sich der italienischen Musikherrschaft. Wie ist das anders geworden! Im Wiegenlande der modernen Musik ist diese edle Kunst fast am tiefsten gesunken, und eine der Hauptursachen des tiefen Verfalls wurde so oft betont, daß ich mich fast scheue, sie zu wiederholen: die Italiener kennen ihre eigene Musikgeschichte nicht mehr. Bei ihnen hat jedes Jahrzehnt seine neuen Componisten, die im nächsten Jahrzehnt wieder vergessen werden. Seit Menschenaltern arbeiten die Künstler vom Tage für den Tag; kein Wunder, daß die Kunst zuletzt proletarisch geworden ist. Würden die Italiener so leichte Opern schreiben, würden sie ihre edlen Kirchen-

und Kammermusik so ganz verloren haben, wenn Künstler und Kunstfreunde im vertrauten Verkehr geblieben wären mit den nationalen Meistern der früheren großen Epochen von Palestrina bis Scarlatti und Paesello? Nur der Künstler, welcher für die Gegenwart schafft, indem er sich an der Vergangenheit stützt und verjüngt, hat heutzutage Aussicht, daß er auch für die Zukunft dauere.“

Der Kapellmeister biß sich in die Lippen; denn die Italiener boten allerdings ein bedenkliches Beispiel. Er konnte dem Maler nicht ganz unrecht geben. „Allein wenn ich nun doch einmal alte Meister studieren soll,“ rief er aus, „dann seien es auch nur die ewig lebendigen größten Meister! Und so wäre ich nicht verwundert gewesen, Sie vor einem Raffael, einem Michel Angelo, Dürer oder Holbein zu überraschen. Aber wie kommen Sie zu diesem Dietrich?“

Der Maler erhob sich. „Die größten Meister sind mir noch nicht groß genug: denn größer als jeder Einzelne ist seine Epoche, von welcher er immer nur einen Theil bildet. Als moderner Musiker ringen Sie nach dem Ideal des Großen, das versteht sich ja von selbst bei den Epigonen Beethovens. Lassen Sie mich in einem Gleichnisse reden. Der großartigste Anblick auf Erden ist der Himmel, der Sternenhimmel — ein Bild, so groß, daß es noch kein vernünftiger Maler zu malen versucht hat. Aber der Sternenhimmel ist nicht dann am größten, wann Abends nur die Sterne ersten Ranges im weiten Raume leuchten — mit der steigenden Nacht, wann sich Sternbild an Sternbild reiht und auch die tausend schönen kleinen Lichter wie hin-

gefaßt zwischen den großen Himmeln und die Milchstraße ihren verschwebenden Schleier durch das funkelnde Gewimmel schlingt, erst wenn der Himmel sich füllt mit Größen jeglicher Art, erst dann wird er so unermesslich groß. So empfinden wir auch die ganze Tiefe und Erhabenheit der Kunst erst im Anblick der Epochen, wo wir die Heroengestalten der Großmeister von den Reigen der Vorgänger und Schüler umringt sehen. Ja, in den Schülern erkennen wir erst recht die fortzeugende Kraft des Meisters; aber freilich auch — was oft noch wichtiger — seine Schwäche.“

„Schade, daß es am Himmel der Kunst doch etwas anders aussieht, als am astronomischen Himmel!“ fiel der Kapellmeister in's Wort. „Eine ganze Milchstraße von mittelmäßigen Künstlern wird uns niemals erhaben dünken: in der Kunst sind nur die Sterne ersten Ranges wirkliche Sterne.“

„Sie gebrauchen das rechte Schreckwort, womit man heutzutage die Kunstjünger verwirrt, das Wort „mittelmäßig!“ rief der Maler. „Sprachen doch modernste Musiker von der Einsetzung einer „Mediokratie“, wenn jemand nur den Versuch wagte, auch den achtbaren Schülern eines großen Meisters im Gesamtbilde der Epoche gerecht zu werden! Auch ich hasse die mittelmäßigen Künstler; mögen sie in Vergessenheit sinken! Aber nicht jeder mittlere oder vermittelnde Meister ist darum ein mittelmäßiger.“

„Es gibt Leute, die ordnen Künstler und Kunstwerke wie der Kaufmann sein Lager; sie unterscheiden zwischen Primawaare, Mittelgut und Bafel, und glauben rechte Aristokraten des Geistes zu sein, wenn sie nur Primawaare

in die Hand nehmen und alles andere als unpreiswürdig und mittelmäßig in die Kumpelkammer werfen. Das ist dann freilich ein wohlfeiler Handel; man gewinnt aber auch nicht viel dabei. Der Künstler läßt sich nur schätzen im Zusammenhang der Epochen, und da gibt es dreierlei Gruppen, die allezeit des Studiums und Genusses würdig sind. Vorerst die schöpferischen Genien, welche die Epochen machen; dann die bloßen Talente, denen das Glück vergönnte, in einer wahrhaft classischen Zeit zu leben, und die nun durch den Geist ihrer Epoche über sich selbst emporgehoben werden; endlich aber jene hochbegabten Naturen, welche im Kampfe mit einer unreifen oder sinkenden Epoche niedergezogen werden, daß ihren Werken die volle Harmonie versagt bleibt; aber im tragischen Ringen zünden und leuchten sie oft doppelt wunderbar mit den Blitzen ihres Genius.“

Der Musiker bat den Maler um musikalgeschichtliche Beispiele der beiden letzten Gruppen.

Jener antwortete: „Franz Schubert als Instrumentalcomponist dünkt mir ein ächtes Genie, welches unter dem Druck einer sinkenden Epoche nicht zur vollauf reinen Aussprache kommen konnte. Betrachte ich andererseits einige der reizendsten, von Laune sprudelnden Symphonien — erschrecken Sie nicht! — Ignaz Pleyels, dann erscheint dieser Mann als ein leichtes, ja leichtfertiges bloßes Talent, welches, getragen vom Geist einer classischen Zeit, vereinzelte, durchaus erfreuliche Werke geschaffen hat, die viel besser sind, als ihr Autor. Wollen Sie aber ein höher gegriffenes Beispiel der letzteren Art, dann nenne ich den ganzen Cherubini.“

Bei diesen Worten hat der Musiker, das Gespräch abbrechen. Es empörte ihn zu tief, daß der Maler Schuberts Instrumentalwerke nicht für classisch gelten ließ, und daß er's der Mühe werth erachtete, heute noch von Pleyel zu reden, ja dessen Namen gar in einem Athem mit Franz Schubert zu nennen. Bei solchem Zwiespalt der Grundgedanken war ja keine Verständigung mehr denkbar.

Der Maler bemerkte lächelnd: die Musik sei freilich eine etwas zu aufregende Kunst. Allein der junge Freund werde ihm doch wenigstens gestatten, seine Erfahrungen aus den friedlicheren Hallen der Malerei mitzutheilen; denn da er ihn einmal herausgefordert und über sein Studium Dietrichs zur Rede gestellt habe, so müsse er nun auch seine Rechtfertigung ausshören.

„Das Wort „Studium,“ fuhr er fort, „wiegt übrigens zu schwer. Ich studiere Dietrich nicht, ich plaudere nur mit dem alten Herrn. Besuchen Sie mich in einigen Tagen auf dem Atelier, dann werden Sie sehen, welchen Gebrauch ich von meiner Skizze, von den Früchten jenes Plauderns mache. Sie haben ganz recht: studieren soll man eigentlich nur die besten Meister, die besten Epochen. Aber man kann Beide nur studieren, wenn man mit den kleinen Meistern zugleich im kleinen, traulichen Verkehre bleibt. Wir Maler haben's da nun wirklich recht gut in den Bildergalerien. Wenn ich manchmal planlos durch die Säle schlendere, da und dort naschend, blickt mir ein Bild freundlich in's Gesicht, welches ich gar nicht suchte; es winkt mir, es redet mich an, es erzählt mir von einem neuen Bilde, von einem ungemalten, und im Geiste male ich das sogleich, vielleicht

aus purem Widerspruch oder auch aus Sympathie, wie's eben kommt. Der schaffende Künstler soll seine Zeit nicht im Studium der Kunstgeschichte verbringen, diese überläßt er den Gelehrten; aber er soll verkehren mit Künstlern aller Zeit und Art, er soll einen jeden in seiner Sprache verstehen, bei jedem zu Hause sein. Wer immer mit guter und vielseitiger Gesellschaft verkehrt, der wird selber auch ein vielseitiger, gewürfelter Mann.“

„Nur leider allzu oft auf Kosten seiner Originalität,“ ergänzte trocken der Kapellmeister.

„Mangel an Originalität! das ist schon wieder so ein Schreckwort!“ rief der Maler. „Ich will es aber zu einem wirklich erschreckenden Worte wenden: aus lauter Originalität kann man alle Ursprünglichkeit verlieren. Und das beweisen uns gerade die modernsten Musiker und auch manche moderne Maler, welche man aber niemals in einer Bildergalerie findet. Betrachten wir's dann genau, so leiden die Künstler, die am übertriebensten nach Originalität haschen, Autochthonen von Kopf bis zu Fuß, in der Regel unter dem despotischen Druck eines einzigen großen Meisters. Er allein ist ihnen mustergültig; sie wollen dies aber vor sich selbst nicht Wort haben, sie verhüllen ihre Ketten und verlieren so jede Ursprünglichkeit aus purer Originalität. Ich kenne einen Coloristen, der die Tannenbäume roth malt und die Felsblöcke grün und blau; er erreicht damit bezaubernde neue Stimmungseffekte, namentlich wenn er noch den verbindenden Zwischenton eines braunen Himmels darüber legt, scheinbar als reinstes Originalgenie. Und doch ist er ganz gefangen in den Fesseln Rembrandts, der nie-

mals so gemalt hat. Einem Maler ist dies doppelt Sünde; denn uns wirft sich ja die Kunst aller Jahrhunderte täglich in den Weg, wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um uns im Umgange mit vielen guten Meistern von der erdrückenden Macht eines einzelnen Genius zu befreien. Ihr Musiker habt es weit schwerer, weil ihr nichts besitzt, was gleich einer Bildergalerie wirkte. Ja, ich behaupte: wenn die ganze heutige Musik-Epoche unter dem übermächtigen Drucke Beethovens leidet, so liegt der Hauptgrund darin, daß ihr nicht tagtäglich mit Meistern aller Zeit und Art verkehren könnt, wie wir in unsern Bildersälen.“

Das war nun wieder ein böses Wort. Denn der Musiker wollte durchaus nicht zugeben, daß Beethoven als einseitiges Vorbild irgendwie auf seine Folgezeit drücken könne. Er hielt ihn für den größten, ja für den absoluten Meister, und es war ihm eine verfluchte arianische Ketzerei, wenn Jemand Beethoven nur für gottähnlich und nicht für gottgleich anzusehen wagte.

Darum würdigte er denn auch des Malers letzte Worte gar keiner Erwiderung, sondern griff zum ursprünglichen Thema zurück, und fragte im Saale umherblickend: ob denn die großen Maler, deren Bilder diese Wände schmückten, ob ein Tizian, Raffael oder Rubens auch im steten Verkehr mit todtten Künstlern jeder Art sich frei zu machen gesucht, und nicht vielmehr aus sich selbst geschöpft und im eigenen Genius ihre Freiheit gefunden hätten?

„Sie thaten Beides,“ antwortete der Maler. „Sie studierten die Antike und manchen ihrer Vorgänger und Zeitgenossen dazu. Aber freilich konnten sie nicht so reichen

Verkehr mit der Vergangenheit pflegen wie wir, denn diese Vergangenheit war noch gar viel ärmer; und dann brauchten sie's auch nicht, denn sie lebten in einer naiven Zeit des Schaffens, und ihnen lag es vielmehr ob, im Sturme jugendlicher Begeisterung das große Grundvermögen zusammenzutragen, mit welchem wir Nachgeborenen zu wirthschaften haben."

"Und die Musik stünde jetzt auch in einer solchen Epigonenzeit?" fragte der Kapellmeister.

"Ganz gewiß! und diese beginnt schon bei Weber. Zu Mozarts Tagen waren noch die größten Tondichter naiv. Wer dagegen heutzutage naiv musicirt, der ist ein Musikant. Vielleicht ist Franz Schubert der letzte echte Musiker gewesen, welchem es vergönnt war, naiv und dennoch ein großer Künstler zu sein. Weber ästhetisirt und kritisirt bereits, er schreibt Bücher zu seinen Noten. Mendelssohn, Schumann, Wagner sind dann durchaus vom bewußten Studium getragen — technisch wie ästhetisch — und hätte ich eine Musikgeschichte zu schreiben, so würde ich ihr Kapitel betiteln: „Die gelehrten Romantiker.“ Die großen Tonsetzer fallen dormalen nicht mehr vom Himmel, sie kommen allesammt aus der Schulkstube, können sich darüber jedoch mit unsern Malern und Poeten trösten."

"Hier steht nun aber die Musik an einem besonders bedenklichen Wendepunkt. Die Componisten bedürfen des steten historischen Studiums, wie des täglichen leichten Verkehrs mit den großen und kleinen Trägern früherer Epochen. Aber das wichtigere Material steht ihnen nur mangelhaft zu Gebot, und die Gelegenheit zu jenem leichten plaudernden Ver-

fehr fehlt ihnen gänzlich. Wir haben in der Musik nichts, was der Bibliothek des Poeten, der Galerie des Malers ganz entspräche. Dieser einzige Mangel macht unsere ganze musikalische Production einseitig. Die neueste Musik wühlt sich ein in ästhetische Paradoxen —: schafft den Musikern die Leichtigkeit und Fülle historischer Anschauungen, schafft ihnen etwas wie eine Bildergalerie, und das Alles wird anders werden!“

Der Kapellmeister mochte nicht weiter streiten. Er verabschiedete sich; aber er sann, wie er dem Maler durch die That beweise, daß er in einem Grundirrtum befangen sei, indem die Musiker ja genug und übergenug von einer solchen Galerie besäßen.

II.

Nach kurzer Zeit erhielt der Maler eine Einladung des Kapellmeisters zu einem „historischen Concert.“

Der Zettel war imposant; er hatte 24 Nummern; das Miserere von Allegri machte den Anfang und eine „symphonische Tondichtung“ von Franz Liszt den Schluß. Dazwischen bewegten sich Händel und Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schubert, Schumann und noch zwölf Andere, Deutsche, Franzosen und Italiener in bunter Reihe, jeder durch ein kleines Vocal- oder Instrumentalfragment vertreten. Die Meister kamen genau nach dem Altersrang, und ihr Geburts- und Sterbegrundjahr war ihnen auf dem Zettel zur vollkommenen Legitimation sogleich mitgegeben. Weitere historisch-kritische Notizen bot die Rückseite deszettels. Von der Neuheit und dem ge-

lehrten Ernst der Sache ergriffen, war das Publikum so andächtig still, wie brave Kinder in der Schule. Der Kapellmeister wurde am Schlusse gerufen, und als die Menge den Saal verließ, konnte man auf der Treppe überall die gegenseitige Versicherung hören, daß dies ein ebenso belehrender als genußreicher Abend gewesen sei. War man doch in drei Stunden durch drei Jahrhunderte gegangen, und immer auf demselben Stuhle sitzen geblieben!

Tags darauf besuchte der Maler den Kapellmeister. Die erste Frage des Musikers an seinen älteren Freund war: wie er das gestrige Concert gefunden habe?

„Es war höchst interessant, ja noch mehr, qualvoll interessant. Ich hatte genau die Empfindung eines Mannes, der die ganze Dresdener Galerie in zwei Stunden durchläuft und jedes Bild betrachtet. Eine innere Kraft wird da unmerklich wunderbar geschärft — die Verdauungskraft; denn als sichersten Gewinn bekommen wir einen erstaunlichen Hunger.“

Der Kapellmeister war mit Recht böse über die unartige Antwort, und meinte: er habe besseren Dank verdient, denn sein historisches Concert sei eben doch die Probe einer musikalischen Bildergalerie.

„Ich könnte einwenden,“ entgegnete der Maler, „ein bloßes Proböchen einer Galerie sei just das Gegentheil einer Galerie, die ja nur durch ihre Fülle und Masse wird, was sie sein soll, wie auch die bloße Probe eines Berges kein Berg ist, sondern vielmehr dessen Widerspiel, ein Hügel oder Erdbaufen.“

„Sie spielen mit Sophismen!“ unterbrach der Musiker.

„Gut! dann behaupte ich umgekehrt: diese historischen Concerte sind darum so unfruchtbar, weil sie viel zu viel bieten, oder richtiger zu vielerlei. Kaum beginne ich bei einem Meister warm zu werden, kaum finde ich mich ein klein wenig in den Styl und Geist einer Epoche, so kommt schon wieder ein anderer Mann, eine andere Periode, und wirft mich in grundverschiedene Stimmungen, und das geht so fort, bis man zuletzt vor lauter Heßjagd der Contraste gar nichts mehr denken und empfinden kann.“

„Sie geben da das getreue Bild der Eindrücke eines Galeriebesuchs,“ rief der Kapellmeister.

„In der That, eines nur allzu gewöhnlichen unfruchtbaren Galeriebesuchs,“ sagte der Maler. „Es dünkte mir auch während des Concertes als bewege ich mich in einem Schwarm von Reisenden, welche mit dem Wädelker in der Hand durch lange Bildersäle rennen, um pflichtgemäß die „Kunstschätze“ der Stadt zu sehen. Allein der Künstler und Kunstfreund besucht diese Säle ganz anders. Er betrachtet nicht was er muß, sondern was er will. Da liegt der große Unterschied. Die Freiheit der eigenen Wahl fehlt mir bei all' euren Concerten, historischen und nicht-historischen. Von Gemälden kann ich sehen was ich will, von Gedichten lesen was ich mag. Nicht so in der Musik. Da kriege ich nur zu hören, was mir die ausübenden Musiker bieten wollen. Der Musikfreund steht unter der Dictatur der Kapellmeister, und diese führen überwiegend nur auf, was dem Geist und der Technik ihrer eigenen Schule verwandt ist. Es gibt aber noch schlimmeres, und das ist die Dictatur der Geiger, Clavierspieler, Sänger, die nur vor-

tragen wollen, was der Entfaltung ihrer besondern Technik günstig, was virtuosenhaft dankbar erscheint. Könnte ich doch ein bedeutendes Concert-Institut nennen, welches bis vor kurzem schlechterdings kein großes Orchesterwerk brachte, dessen Partitur der Clarinetten entbehrte, weil statutengemäß nur diejenigen Musiker einen Antheil aus der Tageskasse bekamen, welche in der Symphonie mitgespielt hatten! Also duldeten es die Clarinettisten nicht, daß ein derartiges Werk von Händel oder Bach, Haydn oder Mozart gegeben wurde! Wie stünde es mit unserer Malerei, wenn ihr nur sehen dürftet, was euch die Maler zeigen wollen? wie mit unserer Poesie, wenn wir nur lesen dürften, was die Dichter uns vorzuführen für gut fanden! Die Kunstübung der Maler und Poeten wäre unendlich einseitiger, die Kunstbildung des Publicums unendlich schief und flacher.“

Der Kapellmeister meinte: zugegeben, daß daraus ein Mangel für die Tonkunst entstehe, so sei die Schuld doch nicht den Musikern aufzubürden. Die Musik könne ihre Gebilde nun einmal nicht neben einander, sondern bloß zeitlich nach einander vorführen, und müsse sich also beschränken auf eine Auswahl des Besten und Zeitgemähesten. Uebrigens lägen dem, welcher weiter strebe, gedruckte Partituren und Clavierauszüge zum allseitigen Studium nicht minder offen, als dem Freunde der Poesie die gedruckten Gedichte.

„Doch nicht ganz ebenso!“ wandte der Maler ein. „Die Dictatur der Musiker beherrscht das Concert; sie beherrscht auch den Musikverlag. Was ihr Herren nicht spielen laßt, das wird auch nicht gedruckt. Lessings sämtliche Werke finde ich in jedem gebildeten Hause; verrathen Sie mir doch,

wo ich Gluck's sämtliche Werke finde? Selbst Tieck's und Heinrich Kleist's Gesamtausgaben stehen in jeder größern Bibliothek; man würde mich aber auslachen, wenn ich nach einer Gesamtausgabe Spohr's fragte. Und doch war er ein mindestens ebenso bedeutender Romantiker wie Jener."

"Vergessen Sie nicht, daß da eine Hauptursache in der ungleich kostspieligern Herstellung der Musikdrücke liegt," fiel der Musiker ein. "Die Tonkunst braucht zehnmal mehr Papier als die Dichtkunst, und die Lumpen werden mit jedem Jahr theurer. Trotzdem sind neuerdings so erstaunlich viele alte und neue Tonwerke in umfassenden billigen Ausgaben gedruckt worden, daß sich der strebsame Musiker sehr reiche historische Anschauungen zu erwerben vermag. Gerade hierin haben wir einen großen Fortschritt gemacht, und die Musiker haben ihr rühmlich Theil daran."

"Einen Ruhm, den ich gewiß nicht schmälern will," ergänzte der Maler. "Ja, ich wäre vielleicht gar nicht im Stande, so gründlich zu räsonniren über die Lücken dieser Publikationen, und mehr und planvolleres zu fordern, wenn man uns nicht bereits so viel geboten und dadurch das Auge fürs Ganze geschärft hätte. Uebrigens genügen mir diese gedruckten Noten unter allen Umständen nur halb. Musik will nicht bloß gelesen, sie will gehört sein. Selbst dem gewandtesten Musiker bietet das bloße Partiturlernen bei fremdartigern oder zusammengesetztern Werken doch nur ein Schattenbild der vollen Klangwirkung. Nur ein gar kleiner Bruchtheil der neuerdings gedruckten Werke aller Schulen und Zeiten wird auch ausgeführt und vollends öffentlich ausgeführt. Und so wiederhole ich: das Publikum leidet

trotz all der schönen kritisch correcten Ausgaben unter der Geschmacksdictatur der Musiker; es kann sich nicht einleben in die Fülle und Mannichfaltigkeit der Tonschöpfungen, es muß noch dankbar zufrieden sein, wenn man ihm manchmal eine „neue“ Gabe aus den Schätzen unserer größten Meister wie ein Almosen darreicht.“

„Halt!“ rief der Kapellmeister. „Sie machen da einen kühnen Sprung! Vorher sprachen Sie von den Studien der Künstler, jetzt sprechen Sie plötzlich vom Publikum. Diesem gegenüber ist aber die Dictatur der Musiker vollkommen berechtigt. Das Publikum muß den Künstlern folgen, denn sie verstehen die Sache besser; es muß sie nicht führen und beeinflussen wollen.“

Der Maler sprach: „Was den Sprung betrifft, so haben Sie mir, lieber Freund, mit Ihrem historischen Concerte denselben vorgemacht; denn Sie gaben es doch auch nicht für die Musiker, sondern fürs Publikum. Uebrigens bin ich als Künstler Republikaner, und die deutsche Kunst vorab erscheint mir von Grund aus demokratisch. Jeder Versuch der Geschmacksdictatur einer Schule oder gar eines einzelnen Meisters ist bei uns noch immer verderblich auf das Haupt der Dictatoren zurückgefallen. Das bezeugt die ganze neuere Literatur- und Kunstgeschichte von Gottsched bis Richard Wagner. Nur im versöhnlichen, anerkennenden Zusammenwirken der Schulen und Meister von mancherlei Art, nur im wechselnden Austausch der Künstler, Kenner und Kunstfreunde gedeiht die Kunst trotz aller berechtigten Aristokratie des Genius. Ein selbständig gebildetes Publikum ist das Gewissen des Künstlers; wer es einseitig gängelt und unmündig hält, der

beraubt sich selbst der förderndsten Kritik. Mit Recht wählt man in die Vorstände unserer Kunstvereine nicht bloß Künstler, sondern auch Kenner und Liebhaber, die niemals einen Pinsel oder Meißel führten. Es wäre gut, wenn die Musiker dies bei ihren Concert-Instituten auch nachmachten; statt dessen betonen sie den Gegensatz des „Künstlers“ und des „Dilettanten“ hoffärtiger, als man's in irgend einer andern Kunst wagen würde. Sie fürchten für ihre Dictatur. Es fällt keinem vernünftigen Maler ein, Kunsthistoriker wie Kugler und Schnaase, Aesthetiker wie Vischer Dilettanten zu nennen. Denn wenn diese auch nicht malen können wie die Künstler, so kann andererseits der Maler die Geschichte und Philosophie seiner Kunst nicht so gründlich durcharbeiten wie der Kunstgelehrte. Sie sind entweder alle beide Dilettanten, oder sie sind es alle beide nicht. Wodurch erhebt sich aber der Forscher und Kenner, welcher kein Künstler ist über den Dilettantismus? Zunächst durch das umfassende Studium der Epochen, durch den vertrauten Verkehr mit Künstlern aller Zeiten und Schulen — und da kommen wir also immer wieder in die Bildergalerie. Gewänne aber ein musikalischer Schriftsteller solch umfassendes Kenntniß ohne Galerie, das heißt durch unendlich mühseligere Studium, so wäre er vollends erst weit vom Dilettantismus entfernt, und die meisten Musiker wären ihm gegenüber erst rechte Dilettanten. Und also behaupte ich: weder die Geschmacksdictatur der Musiker, noch ihre stete Fehde und Eiferjüchtelei gegen die Dilettanten würden vorhanden sein, wenn die gesammten Schätze der Tonkunst zum allgemeinsten Studium und Genuß offen lägen.“

Statt aller Antwort gieng der Kapellmeister zu seinem Schreibpult und zog einen dicken Pack Concertzettel hervor. Sie gewährten die Ueberschau sämtlicher Musikstücke, die während der letzten Jahre unter seiner Leitung waren aufgeführt worden: da konnte der Maler sehen, wie reich die Auswahl gewesen, und daß die Dictatur der Kapellmeister doch so gar schlimm nicht sei, denn sie hatte hier dem Publikum nur das Schönste und Beste von allerlei Art dictirt.

Der Maler prüfte ruhig die Zettel und entwarf sich im Kopfe geschwind eine kleine Statistik. Die Programme boten genau den mittleren Durchschnitt dessen, was man heutzutage ein „gutes“ oder „classisches“ Concert nennt. Händel, Bach, Haydn, Mozart waren sparsam vertreten; dagegen hatte man sehr viel Beethoven, Mendelssohn, Schubert und Schumann aufgeführt; die lebenden Tonsetzer fanden sich wiederum dürftig genug berücksichtigt und, wie es schien, fast mehr aus persönlichen Gründen, als in irgend planvoller Wahl.

„Diese Zettel,“ sprach der Maler, „bekunden ohne Zweifel einen großen Fortschritt; unsere Concerte sind seit zwanzig Jahren weit gewählter und inhaltreicher geworden. Aber in welchem engem Ring drehen sie sich doch fort und fort trotz alledem! Es sollte Einer nur einmal zusammenstellen, welche Symphonien und Quartette binnen Jahr und Tag in den bedeutendsten Städten Deutschlands öffentlich aufgeführt werden; die Zahl der Werke würde erschreckend klein ausfallen, denn man gibt immer und überall wieder das nämliche; und hat Jemand zwei Jahre lang solche „classische“ Concerte in einer größern Musikstadt pflichtlich besucht, dann hat er im wesent-

lichen alles gehört, was während zehn Jahren im ganzen Deutschen Reich wenigstens von älteren Meisterwerken geboten wird.“

Der Kapellmeister wollte Einwendungen machen, allein der Maler schnitt sie durch die Frage ab: „Sehen wir doch nach, wie viele Symphonien von Joseph Haydn seit fünf Jahren in Ihren Concerten ausgeführt wurden?“

Es fanden sich vier, und zwar allesammt aus der Spätzeit des Meisters, aus der Gruppe der sogenannten Londoner Symphonien. Der Maler meinte: eine ähnliche Verhältniszahl würde sich wohl auch an den meisten andern Orten finden, und fragte dann den Kapellmeister: „Wie viele Symphonien von Haydn kennen Sie überhaupt?“

„Ehrlich gestanden — fünfzehn aus der Partitur, und dann noch etwa fünfundsiebenzig in Clavierauszügen!“

„Da haben Sie's im Studium Haydns weiter gebracht, als die meisten Ihrer Collegen! Uebrigens schrieb Haydn gegen einhundert und fünfzig Symphonien, und die wenigen allgemein bekannten fallen fast durchaus in seine letzte Periode. Die früheren bilden unter sich wieder mannichfache und sehr selbständige Gruppen von frischester Originalität, und darunter sind Werke höchst ernsten, ja tragischen Charakters. Aber wer hat sie gehört? Vielleicht kann sich zur Zeit kein Mensch rühmen, alle Symphonien Haydns auch nur gelesen zu haben, und doch zählt er zu den drei größten Meistern der Symphonie, ja er ist der eigentliche Schöpfer dieser hohen so echt deutschen Kunstform. Wir besitzen keine Gesamtausgabe dieser Werke, von vielen derselben nur alte geschriebene oder gedruckte Stimmen, also keine Partitur.

Die deutsche Nation hat hier eine Ehrenschild abzutragen; es ist eine Schmach, daß wir's nicht längst gethan haben. Da wird nun Haydn frischweg classificirt und charakterisirt von Aesthetikern und Historikern, die mehrentheils nicht den zwanzigsten Theil seiner Werke gründlich kennen; Einer schreibt dem Andern nach. Wie stünde es um das Gesamtbild Schillers oder Goethe's in der Literaturgeschichte, wenn uns nur eine so mäßige Auswahl ihrer Hauptwerke bekannt wäre?"

Der Kapellmeister konnte dem Maler wiederum nicht Unrecht geben. Allein wie sollte geholfen werden? „Es kostet mich Kopfbrechens genug, alle Symphonien Beethovens binnen zwei bis drei Jahren vorzuführen, und deren sind doch nur neun. Wollte ich alle Symphonien Haydns bringen, dann müßte ich fünfzehn Jahre lang nur Haydn spielen lassen, und würde doch kaum kaum fertig.“

„Es ist auch gar nicht nöthig, daß Sie alle diese Symphonien geben,“ beruhigte der Maler. „Nur sollten die Kapellmeister nicht bloß an den spätesten kleben bleiben, die freilich die formreichsten, aber nicht immer die gedankenreichsten sind. Dagegen fordere ich eine charakteristische Auswahl aus den verschiedenen Epochen des Componisten, damit wir seine Totalität wenigstens ahnen können. Das weitere ließe sich durch ein ganz modernes Mittel erreichen, welches uns schon zu gar vielem, anscheinend unerreichbarem verholten hat: durch die Association. Führt uns die Bach- und Händel-Gesellschaft einer kritischen Gesamtausgabe dieser Tondichter entgegen, so kann man denselben Weg auch bei andern großen Meistern einschlagen. Aber dies allein genügt nicht; mit solch kostbaren Bibliothekwerken für Künstler und Kenner

ist nur der erste Schritt gethan. Wir wollen unsere Kunstschätze genießen, wir — das ganze musikgebildete Publikum — wollen die vielen schönen Tonschöpfungen aus alter und neuer Zeit endlich einmal hören, welche uns die Dictatur der Musiker beharrlich vorenthält; nachher sollen die Gelehrten doppelt und dreifach studieren. Und also beantrage ich, daß man recht viele und vielgestaltige Vereine gründe „zur Aufführung von Werken, welche uns die Musiker nicht spielen.“ Diese Vereine allein werden im Stande sein, die vielbesprochene Geschmacksdictatur zu brechen.“

Der Kapellmeister schüttelte den Kopf. Er erklärte, daß er gerade einer solchen Geschmacksdictatur zum Troß bereits Mitglied des „Wagner-Vereins“ geworden, ja sogar „Patron“ für Bayreuth sei — seine Börse und sein Gewissen ertrügen zunächst keine weiteren Vereine für Musik, welche die Musiker nicht spielen mögen.

III.

Für den nächsten Sonntag Abend hat der Maler den Kapellmeister in sein Haus. Er fand dort in dem stattlichen kunstgeschmückten Salon eine Anzahl Musikfreunde versammelt, Herren und Damen, und der Hausherr stellte dem Gaste die Gesellschaft als einen musikalischen Verein vor, der sich den „Trutzverein“ nenne, und schon seit Jahresfrist allwöchentlich zu großer Freude und Erbauung zusammenkomme.

„Der Name klingt etwas herausfordernd,“ bemerkte der Maler, „aber nach dem strengen Wortsinne ist er das

doch nicht, und soll es auch nicht sein. Wir sind durchaus friedliche Leute, wir agitiren nicht, wir begehren nur unsere Freiheit für uns, die Freiheit des germanischen Ideals, kraft deren Jeder thut, was er will, dafür aber auch die Andern treiben läßt, was sie mögen. Und da die herrschenden Musikdictatoren etwas ganz anderes mögen als wir, so trugen wir eben. Wir musiciren — das ist unser ganzer Truß. Alle bekannten und geläufigen Werke, die man in öffentlichen Concerten hört, sind hier ausgeschlossen; wir hören sie dort, wenn wir Lust haben. Hier aber machen wir nur Musik, welche uns die Musiker nicht machen. Wir sind, was ich kaum zu sagen brauche, sammt und sonders nur mäßige Techniker, nehmen's aber im heiligen Eifer mit jedem Künstler auf. Uebrigens huldigen wir dem Grundsatz, daß es besser sei eine gute Composition ganz anspruchslos vorgetragen zu hören, als eine schlechte mit hinreißender Meisterschaft."

Nach diesem kurzen Vorwort griff man zu den Instrumenten.

Das Programm des Abends war seltsam genug. Zuerst wurde ein Kammer-Trio des Kirchencomponisten Anton Calbara geigt, für zwei Violinen und Violoncell. Dann folgte eine schwermüthige Scene und Arie mit Chor aus dem Oratorium Hiob, von dem Altmeister der komischen Oper, Karl Dittersdorf. Das sinnig feine Andantino aus dem Streichquartett op. 14, 3 von Peter Hänsel bildete hierauf eine Art Ruhepunkt und Uebergang. Dann, entsprechend jener gar ernsthaften Musik des Komikers, kam nun eine recht lustige, vom ernsthaftesten aller deutschen Meister componirt, eine Reihe von Nummern aus Sebastian Bachs komischer Operette „Der Streit zwischen Phöbus und Pan.“ Man be-

ganu mit dem Recitative des Momus: „Ei hört mir doch den Pan, den großen Meistersänger an!“ und der daran geknüpften Arie: „Patron, Patron! das macht der Wind!“ Zum Schluß wurde das einzige, lange Zeit verschollene, Streichquintett gespielt, welches wir von Joseph Haydn besitzen.

Der Kapellmeister gestand, daß das Programm allerdings so paradox wie möglich gewählt sei; theilweise erinnere es fast an jene vor hundert und fünfzig Jahren beliebten Geigen solos mit verstimmten Saiten — „die doch harmonisch klingen,“ ergänzte der Maler.

„Wir sehen bekannte Meister,“ fuhr der Musiker fort, „scheinbar auf den Kopf gestellt“ —

„Und sie fallen dennoch nicht um!“ unterbrach der Maler abermals. „Die Münchener Pinakothek rühmt sich Kirchenbilder von Rembrandt zu besitzen und die Regenbogen-Landschaft von Rubens. Warum sollen wir im Trugsverein nicht auch ein komisches „drama per musica“ von Sebastian Bach singen, welches selber eine Art Trugmusik ist?“

„Vielleicht wollten Sie mir auch eine Parodie meines historischen Concerts zu hören geben,“ bemerkte der Kapellmeister; „aber hüten Sie sich, daß Ihr Programm nicht zur unfreiwilligen Parodie Ihres eigenen Strebens wird!“

„Das wäre kein Unglück,“ meinte der Maler sehr gelassen. „Man muß auch seine eigenen Consequenzen humoristisch verspotten können, es ist ein Act der Selbstbefreiung, und man fühlt sich so wohl darauf, wie wenn man einmal tüchtig geniest hat. Uebrigens läge mir's näher, sämtliche Concertprogramme zu verspotten, die modernen und die alten noch mehr. Eine künftige Zeit wird sich königlich ergözen

über unsere sinnlosen Concertzettel mit ihren tollen Sprüngen und Contrasten. Ohne Zweifel hat ja dann auch ein Schalk unser heutiges Programm ausgewählt, und der Truchverein geigt und singt in der Regel weit ernsthafter und logischer. Nur meine ich, was wir eben alles gehört, das reize uns besonders, unser Gespräch aus der Bildergalerie fortzusetzen, und vielleicht war dieser harmlos freundliche Grund der entscheidendste bei der Auswahl."

Der Kapellmeister sprach: „Dann bitte ich zuerst um Aufschluß, weshalb Sie mir das Andantino von Peter Hänsel vorführen?"

„Alle übrigen Nummern spielten wir für Sie," erwiderte der Maler, „nur diese einzige Nummer haben wir in erster Linie uns selber gespielt. Grundsätzlich wählen wir für jeden unserer musikalischen Abende wenigstens ein Tonstück, welches gar nichts weiter als schön ist. Denn nichts vergessen unsere heutigen Künstler leichter, als daß auch die Schönheit so heiläufig zu der Kunst gehört. Wollen Sie einen Commentar zu jenem Andantino, so möge ihn Mörike in Versen für mich sprechen. Der Dichter sieht ein sehr unscheinbares Kunstwerk, eine Lampe:

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückst du,
An leichten Ketten zierlich aufgehangen, hier
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
Der Epheukranz von goldengrünem Erz umfließt,
Schlingt fröhlich eine Kinderschaar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

„So wählte ich auch das Quintett von Haydn, obgleich es weit weniger eine klar durchgebildete künstlerische Absicht verräth als viele seiner Quartette. Es hat nicht die bezaubernde Fröhlichkeit, noch die geistreichen Antithesen des Humors und Ernstes, noch so tiefe Gedanken oder eine so kunstvolle Form wie andere Hauptwerke dieses Meisters; aber es ist sinnig heiter, selig in sich selbst, es ist einfach schön, und gerade das sich selbst genügende Schöne ist so unendlich schwer zu schaffen und so schwer zu verstehen. Uebrigens habe ich dieses Quintett auch darum besonders gern, weil in den Büchern als ein besonderes Charakterzeichen Haydn's erzählt wird, daß er niemals ein Quintett geschrieben habe, und wenn er es ja versucht, dann sei immer ein Quartett daraus geworden.“

„Hinter jeder Note, welche Sie spielen, steckt, wie mir scheint, eine kleine Bosheit,“ bemerkte der Kapellmeister.

„Leicht möglich! Doch allezeit eine sehr gutartige Bosheit. Wir lieben den Humor in der Musik, wie in der Kritik; aber wir lassen ihn niemals zur persönlichen Satire auswuchern; denn das letzte Ziel unseres Witzes bleibt doch nur, Jedem gerecht zu werden. Betrachten Sie jene drei Instrumente, mit welchen Caldara's Trio geigt wurde, selbst in der Wahl dieser Instrumente steckt eine solche Bosheit.“

Der Kapellmeister hatte vorhin schon den überaus edeln und großen Ton der zwei Geigen und des Violoncelle's im stillen bewundert, und auf seltene altitalienische Instrumente geschlossen. Bei näherer Prüfung zeigte sich's jetzt, daß sie alle drei von Carlo Vergonzi, dem getreuesten Schüler des

unvergleichlichen Anton Stradivarius verfertigt waren in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

„Diese Geigen,“ erläuterte der Maler, „sind demnach vermutlich nur um wenigstens jünger als das Tonstück, welches wir auf ihnen vortragen hörten. Nun las ich aber einmal: die guten alten Cremoneser Geigen seien eigentlich als reine Zukunfts-Geigen gemacht worden. Denn zur Zeit des Amati, des Stradivarius und Guarnerius habe es ja gar keine Instrumentalmusik, und vollends in Italien, gegeben, die so edler Instrumente würdig gewesen, erst Beethovens späteste Quartette böten die einer echten Stradivari-Geige vollkommen entsprechende Musik, und so hätten denn auch jene unerreichten Cremoneser Geigenmacher gleichsam in prophetischer Vorahnung für den absoluten Meister der absoluten Musik gearbeitet, der nach hundert und mehr Jahren kommen sollte. Gerade im Hinblick auf diese Argumentation, die so göttlich einfältig und doch gegenwärtig so hoch charakteristisch ist, spielen wir mit besonderem Behagen altitalienische Trios von Corelli bis Alessandro Vesozzi auf gleichzeitigen Cremoneser Geigen, und freuen uns, wie wunderbar der große edle Ton des Instruments den einfach edlen Tongebilden entspricht, die in ihrer knospenhaften Schönheit aus dem strengen Kirchenstyl zur freieren Form der Sonate und Suite hinüberführen, und denken, jene Geigen seien, wie alles, was vernünftige Menschen thun, doch zunächst für die Bedürfnisse der eigenen Zeit gemacht. Hören wir dann aber ein Beethoven'sches Quartett auf denselben prächtigen Instrumenten, dann freuen wir uns nicht minder, wie sie auch diesen Werken von ganz anderer Kunst und Art so

sympathisch dienen, ja auch ihnen erst zur vollen Wirkung verhelfen. Das kann eben nur die Geige, das künstlerischste unter allen Musikinstrumenten. Sie überdauert nicht nur lange menschliche Geschlechterreihen, sondern sie dient auch dem wechselnden Geschmack der Generationen mit immer gleicher, bildsamer Treue — vorausgesetzt, daß sie selber von Anfang an vortrefflich war.“

Hierzu bemerkte der Kapellmeister: „Jene Ansicht, daß Stradivarius als prophetischer Geigenmacher eigentlich für Beethoven gearbeitet habe, mag zunächst lächerlich klingen, genauer betrachtet birgt sie trotzdem einen feinen und tiefen Sinn. Denn die ganze ältere Instrumentalmusik ist doch eben nur eine Weissagung auf Beethoven, und man kann sagen: nach der geheimnißvollen Dekonomie der Kunstgeschichte mußten Bach und Haydn und Mozart ihre Suiten, Symphonien und Quartette schreiben, damit Beethoven zuletzt der Vollender der absoluten Musik werden konnte. Dem ganzen Volk gehören darum dessen Hauptwerke, während die Schöpfungen der Vorgänger als höchst schätzbares Material der Kunstgeschichte aufbewahrt und studiert werden sollen, und in ähnlicher Weise dienten jene köstlichen Geigen zunächst allerdings den Vorläufern, um bei Beethoven, dem Meister des großen Tones und Striches, erst sich selber zu finden in der Entfaltung ihrer eigensten Kraft.“

Der Maler wurde ganz zornig. „Ihr Musiker habt ein wunderliches Bedürfnis, eure Kunst arm zu machen! Haben Sie jemals von einem Poeten gehört, daß Lessing bloß gedichtet habe, damit Schiller und Goethe nachher desto besser hätten dichten können, und daß man, wenn alles

Volk den Faust und Wallenstein besitze, den Nathan füglich den Literaturhistorikern überlassen dürfe? Oder haben Sie ähnliches je von einem Maler oder Bildhauer in Betreff ihrer Kunst vernommen? Allerdings erhebt sich jeder spätere große Meister auf den Schultern seiner Vorgänger, und sie waren in diesem Sinne da, um ihn zu heben und zu tragen. Zugleich aber schafft jeder echte Künstler, und wenn er auch nur zu den kleineren Meistern zählt, Werke, welche auf sich selber stehen, schön und fertig in sich, mag hinterher kommen, was da will. Jedes Kunstwerk ist eine kleine Welt, die sich um ihre eigene Achse dreht. Und was ich da von den Künstlern sage, das gilt auch von den Epochen. Darum ist Sophokles nicht antiquirt durch Shakespeare, noch Shakespeare durch Goethe; der romanische Baustyl brachte es zu Werken, die für sich ein Höchstes darstellen, wie der gothische, wie die Renaissance, obgleich einer aus dem andern hervorstach. Wenn Sie fleißig in der Bildergalerie verkehren oder gar dem Trupfverein beitreten wollten, dann würden Ihnen diese einfachen Grundanschauungen bald geläufig werden, wie sie längst ein Gemeingut der gesammten Künstlerwelt geworden sind — die Musiker ausgenommen; denn diese haben ihre ganz aparte Aesthetik und Kunstgeschichte neuerdings aus dem Aermel geschüttelt.“

„Wie lange Zeit brauchten wir wohl um diese einzige Frage, die Sie da mit Ihren Cremoneser Geigen hineingeworfen, erschöpfend zu besprechen?“ fragte der Kapellmeister.

„Ich dächte vierzehn Tage. Wenigstens würden wir uns dann erschöpft haben, ob wir aber die Gründe erschöpft hätten, das bleibt dahingestellt.“

„Dann erlauben Sie mir eine andere Frage, die sich vielleicht rascher erledigen läßt,“ sagte der Musiker. „Das heutige Programm zeigt nur die Namen längst verstorbener Meister: einem Lebenden ist wohl die Pforte des Trugvereins völlig verschlossen?“

„Ganz im Gegentheil!“ erwiderte der Maler. „Wir geben uns fortwährend die größte Mühe, die Lebenden hereinzuziehen. Aber sie bleiben meist mitten in der Thüre stecken, und zwar aus einem ganz impertinent einfachen Grunde: wir spielen die Componisten der Gegenwart so selten — ich sage es Ihnen ins Ohr — nicht weil wir sie nicht spielen mögen, sondern weil wir sie nicht spielen können. Der moderne Musiker schreibt technisch für virtuosenhaft geschulte Künstler, verlangt aber, daß seine Werke in jedem kunstgebildeten Hause sich einbürgern möchten. Da widerspricht der Nachsatz dem Vordersatz. Denn wer einen Meister genau will kennen lernen und lieb gewinnen, der muß seine Werke nicht bloß hören, er muß sie auch selber für sich ausführen. Nur wenn die Dilettanten eine Musik fleißig singen und spielen, wird sie Gemeingut der Nation. Lügen Beethovens Symphonien nicht vierhändig auf allen Clavieren, so würden sie ungeachtet der trefflichsten Concertaufführungen nicht entfernt ihr gegenwärtiges unermeßliches Publikum besitzen. Da hat die Trias Haydn-Mozart-Beethoven einen gar gewaltigen Vorsprung vor Bach, dem großen Polyphoniker, wie vor den gelehrten Romantikern und virtuosenhaften Componisten der Neuzeit: jene Classiker bauten ihre meisten Werke so einfach auf, daß sich der Kunstfreund mit mäßiger Technik den Kern ihrer Wirkung

selber veranschaulichen und sich so aufs Anhören einer vollen künstlerischen Reproduction vorbereiten kann. Diese einfache Technik, welche z. B. in der C-moll-Symphonie ihren höchsten Triumph feiert und von Beethoven in seinen Spätwerken freilich theilweise wieder aufgegeben wurde, war aber keineswegs ein Zugeständniß an den Dilettantismus; sie war eine innere ästhetische Nothwendigkeit und Quell zugleich und Ausfluß des Geistes classischer Harmonie. Die vergleichende Kunstgeschichte lehrt uns bei allen Künsten, daß mit der einseitig überwuchernden Technik allezeit gleichen Schrittes die Kunst verfällt. Das ist aber wiederum ein Satz, über welchen man mit einem Musiker vierzehn Tage streiten kann, ohne zum Ende zu kommen; kehren wir also lieber zu unserm Trugverein zurück. Wenn wir hier auch nur wenige Werke lebender Meister aufzuführen vermögen, so nützen wir doch den Lebenden. Wir befriedigen hier im Verein unser Verlangen nach Tonstücken, welche uns die Musiker nicht spielen wollen, und gewinnen dadurch Lust, jene anderen Werke, welche sie uns spielen, in ihren Concerten desto ruhiger und gerechter anzuhören. In der Bildergalerie hängen allerlei Meister friedlich nebeneinander, und die Besucher betrachten sich, was sie wollen: in der Musik dagegen wird fortwährend der Darwin'sche Kampf ums Dasein gekämpft, denn man kann nicht zwanzigerlei Musik zu gleicher Zeit aufführen. Da heißt es: steh' auf, daß ich mich auf deinen Stuhl setze! Daher die fieberhafte Gereiztheit bei den schaffenden Musikern. Einer beneidet und beeifersüchtelt den Andern, ja die Lebenden sind gar eifersüchtig auf die Todten. Diese aber erscheinen dann lebenswürdiger als die Lebenden,

weil sie friedliche Leute geworden sind, völlig außer Stand auf ihre allein gültige Mission herrschsüchtig zu pochen und ihre Vorgänger und Nachfolger mit dem Ellbogen hinweg zu stoßen.

„Je öfter wir über diesen einzigen Umstand nachdenken, daß man Musik nur nach einander hören kann, um so sicherer erklärt er uns viele sonst ganz unerklärliche Ungeheuerlichkeiten in unsern jetzigen Musikzuständen. Das einzige Mittel aber dem trostlosen Krieg Aller gegen Alle zu steuern, liegt meines Erachtens darin, daß man möglichst viele Vereine und Concertinstitute gründet, wo möglichst vielerlei gute Musik je in selbständigen Gruppen geübt wird, wo also Jeder nach Geschmack und Neigung finden kann, was er wünscht, und also auch kein Recht mehr hat, sich zu ärgern, wenn Andere Anderes begehren und ausführen. Trußvereine überall werden zuletzt allen Truß aufheben.

„Im Hinblick auf die Zukunft ihrer eigenen Werke werden sich dann auch die schaffenden Musiker mit dieser Selbsthülfe der Musikfreunde versöhnen. Wie viele jetzt lebende Componisten halten ein Streichquartett von Andreas Romberg oder Franz Krommer auch nur noch des versuchsweisen Spielens würdig? Und wie viele unter diesen lebenden Componisten haben Leistungen aufzuweisen, die für unsere Zeit einen Rang und Einfluß behaupteten, wie die besten Quartette von Romberg und Krommer für ihre, doch wahrlich nicht schlechte, Zeit? Müssen nun aber jene Quartette jetzt nothwendig zum alten Eisen geworfen werden, wie wird es dann in fünfzig Jahren gar erst unsern stürmischen Zeitgenossen ergehen, die um so wegwerfender über

jene alten Köpfe aburtheilen, je weniger sie dieselben kennen? Gedenken Sie Ihrer eigenen Zukunft, und Sie werden besonnener und gerechter die Vergangenheit würdigen!

„Im Studium der größten Meisterwerke demüthigen wir Maler uns, wenn wir stolz werden; im Anblick der guten Bilder kleiner Meister erheben wir uns, wenn wir verzagen wollen. Ich weiß, daß ich kein Raffael oder Dürer bin, aber ich habe doch manches Bild gemalt, das sich in unserer Zeit mit Ehren sehen lassen darf. Wenn ich nun kleinmüthig werde, und denke, was bedeuten selbst deine besten Leistungen? sie versinken wie Welle um Welle in dem ungeheuren Strom des Besten und Guten, welchen die Jahrhunderte daher wälzen und immer riesiger wachsend, weiter wälzen werden — — dann flüchte ich mich in die Galerie. Da sehe ich — mein Blick schweift aufs Gerathewohl — einen flotten Tintoretto, der uns noch immer frisch und lebendig anspricht, obgleich er weitaus kein Tizian ist — oder ein gediegenes Porträt von Christoph Schwarz, dessen gesunde Charakteristik selbstgewiß und nothwendig, wie die Natur wirkt, obgleich es kein Dürer oder Holbein — oder eine geistreiche Landschaft von Waterloo, die nicht ganz unwürdig neben Ruysdael hängt. Und ich denke: sind die besseren Werke solcher und zahlloser anderer Meister zweiten und dritten Ranges durch Jahrhunderte lebendig geblieben, dann könnte es ja auch einzelnen deiner besten Werke ähnlich ergehen, und so finde ich Muth und Begeisterung, fröhlich wieder zum Pinsel zu greifen.

„Achten Sie doch auf ein sehr merkwürdiges Zahlenverhältniß. Es gibt gewiß mehr als zweihundert ältere

Maler, die man gute Meister nennt, deren Bilder im öffentlichen und Privatbesitz fortwährend lebendig wirken, und im Kunsthandel mit weit höheren Preisen bezahlt werden, als den Künstlern jemals zu Lebzeiten geboten wurden. Mögen viele dieser Bilder auch alterthümlich sein, veraltet nennt man sie nicht. Nun zählen Sie einmal jene ältern Musiker, welche man allgemein gute und noch heute lebendige Meister nennt! Sie bringen vielleicht fünfzehn Namen zusammen, die man allseits unbestritten gelten lassen wird, dann noch etwa zwanzig weitere, die man Ihnen je nach dem Parteistandpunkte verwirft oder zugesteht. Hiermit sind wir aber fertig. In einem Jahrhundert haben die Holländer allein, wie es scheint, mehr gute Maler aufzuweisen, deren Kunst heute noch lebendig wirkt, als alle Nationen Europa's gute fortwirkende Musiker während dreihundert Jahren. Dies ist aber nur ein Schein. In der That besitzen wir eine große Zahl von guten Componisten, deren Werke noch höchst lebensfähig wären. Aber der „Kampf ums Dasein“ hat sie hinweggebissen; sie sind nur noch Material für den Musik-Historiker; dieser aber wird nur von den wenigsten seiner Leser verstanden, eben weil sie das Material nicht kennen, welches er darstellt. Sind das nicht trostlose Zustände? Der ehrgeizige Kunstjünger, welcher sieht, daß in der Musik Vergangenheit und Vergessenheit mehrentheils gleichbedeutend sind, klammert sich dann krampfhaft an die Gegenwart, indem er sich in blinder Hoffart über alles Maß aufbläst, die Gunst des Augenblicks verzweifeln festzuhalten und zu steigern sucht, und der eigenen drohenden Zukunft so wenig gedenkt wie der fremden Vergangenheit. Darum wuchert dann auch die Reclame,

welche sonst der deutsche Künstler tief unter seiner Würde fand, neuerdings bei einzelnen Musikern und ihrer Gefolgschaft derart, daß selbst der berühmte Scheerenschleifer Walcott sich beschämt überwunden erklären muß.“

V.

Wochen vergingen. Der Maler bemerkte, daß der Musiker inzwischen öfters nachdenklich durch die Säle der Galerie strich. Er trat ihm eines Tages in den Weg, und fragte: „Sie kommen ja recht fleißig hieher; sind Sie ein so großer Bilderfreund geworden?“

„Nein! Ich besuche die Bilder als Musiker. Ich erwäge, wie nun alles in unserer Kunst wäre, und würde, wenn wir's ähnlich gut hätten wie Sie. Und dazu will ich meine Schwäche gestehen: ich suche mir Muth im Anblick der kleinen Meister, und dachte eben: wenn dieser Hühnerhof von Hondelcoeter, auf welchem sich zwei Hähne beißen, zweihundert Jahre Stich gehalten hat, sollte dann meine neue große Es moll-Symphonie in sechs Sätzen, wo sich die ganze Welttragik des Menschenherzens in streitenden Tonheeren auskämpft, nicht wenigstens fünfzig Jahre überdauern?“

Der Maler gerieth in komische Verzweiflung. „Sie machen einen bedenklichen Gebrauch von meiner goldenen Regel! Die Hühnerhöfe, lieber Freund, pflegen im allgemeinen weit dauerhafter zu sein als die Welttragik des Menschenherzens, und ein kleiner Maler leistet nur dann großes, wenn er sich einen bescheidenen Stoff wählt, den er ganz zu beherrschen vermag. Ich versprach Ihnen übrigens

zu zeigen, welchen Gebrauch ich von meiner Skizze nach Dietrich, von meinem mehrtägigen Plaudern mit dem alten Herrn gemacht habe. Wollen Sie mich auf mein Atelier begleiten?“

Der Kapellmeister fand dort ein historisches Genrebild seines gestrengen Freundes, äußerst farbenkräftig gehalten und fast vollendet auf der Staffelei. Die Skizze nach Dietrich war unmittelbar daneben aufgehangen. Lange verglich der Musiker beides mit einander, er suchte nach irgend einer Nachahmung des Motivs der Skizze, konnte aber nichts der Art finden; es bestand augenfällig gar kein Zusammenhang zwischen der Skizze und dem Gemälde.

Nachdem er seine Verwunderung darüber ausgesprochen, meinte der Maler: „Es wäre dann doch auch traurig, wenn ich den alten Dietrich bestohlen hätte! Ich will Ihnen erklären, wie er mir geholfen hat. Sein Bild hat einen ganz originellen warmen Goldton; man merkt die ausklingende Rembrandt'sche Schule. Dieser Ton reizte mich zu einer contrastirenden und doch innerlich verwandten Farbe, zu dem warmen Grün, welches Sie auf meinem Bilde bemerken werden. Ich stimmte meinen Ton weit tiefer als Dietrich den feinigen, und fand da im steten Anblick der Skizze während der Arbeit einen Maßstab, der mich zur Steigerung reizte. Hätte ich mir ein Rembrandt'sches Bild so hart neben die Staffelei gestellt, so würde der gewaltige Colorist viel zu fesselnd, er würde lähmend auf mich gewirkt haben; mit Dietrich konnte ich's schon wagen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß ein Künstler jemals ganz aus sich heraus erfinde. All unser Schaffen knüpft, bewußt oder unbewußt, an früher Gehörtes und Gesehenes, wie unsere Phantasie

überhaupt nichts anderes ist, als das activ gewordene Gedächtniß. Man denke sich Mnemosyne männlich, so wird sie zum Phantasus.“

„Da werfen Sie eine neue Frage herein,“ rief der Musiker, „über welche wir so wenig zum Schluß kommen würden, wie über die früher erörterten. Wir führen den dialogue de mais, wie Voltaire sagt: Jeder antwortet dem andern fortwährend mit einem Aber, und nachdem alle einzelnen Aber beseitigt sind, bleiben Beide zuletzt in dem größten Fundamental-Aber stecken.“

„Und dies wäre die ganze Frucht unserer Debatte?“ fragte der Maler.

„Nicht doch!“ entgegnete sein junger Freund. „Ich bekenne, daß ich unter der Hand ein altes Notenbuch studiert habe, welches schon jahrelang unbeachtet unter meinen ausgemusterten Musitalien liegt. Ich fand es neulich so auf den ersten Griff: es ist die gedruckte Ausgabe von Philipp Emanuel Bachs Gellert-Liedern. Das Singen und Spielen dieser spröden, zopfigen, geistreichen, sinnigen Lieder ist mir eine erfreuliche Buße, die mir zum Genuße wird. Die Musik ist oft weit schöner als das Gedicht.“

„Und doch,“ fiel der Maler ins Wort, „kennt ganz Deutschland diese großentheils veralteten Gedichte, und sie werden immer wieder neu gedruckt; die viel schönere Musik Philipp Emanuels kennen wohl kaum hundert Menschen. Jeder deutsche Dichter, bis zum modernsten Stürmer und Dränger hat den alten Gellert irgend einmal gelesen. Keiner glaubt, daß diese Lectüre ihn am Ende gar zu altmodischer Schreibart verlocke oder den freien Adlerflug seines schlechthin originalen Genius hemme! Wie viel hat die Musik doch

nachzuholen, um mit der Gesamtbildung unserer Zeit in vollen Einklang zu kommen!“

Der Kapellmeister mußte dem Maler recht geben. Aber er war ungewiß, ob er ihn lieber zerreißen oder ihm die Hand drücken sollte. Dieses Doppelbestreben hielt sich in sich selber in der Schwebe, und so brachte er zuletzt nichts weiter heraus, als eine gleichfalls schwebende Frage: „Ob wir beide uns wohl ganz verstehen?“

„Vielleicht nicht ganz!“ erwiderte der Maler. „Aber wir haben uns gegenseitig zum Vergleichen und Nachdenken angeregt; wir haben uns von Grund aus beunruhigt, und Sie haben insbesondere Ihr Auge auf einen Punkt wenden müssen, wo es fehlt in Ihrer Kunst; Sie werden es nicht wieder abwenden können, Sie werden den Aufruhr nicht wieder los werden, den der eine Blick der Erkenntniß in Ihnen angefacht hat. Das ist wenig und sehr viel!“

So schieden sie.

* * *

Ich richte die Frage des Kapellmeisters auch an Sie, meine verehrten Zuhörer! „Ob wir uns wohl ganz verstehen?“ — Und Sie antworten am Ende mit dem Maler: „Vielleicht nicht ganz!“

Aber wenn ich Sie zum Vergleichen und Nachdenken angeregt, wenn ich Gedanken über die moderne Bewegung der Musik in Ihnen geweckt, gleichviel ob gegnerische, ob beifällige, ja ich sage es gerade heraus, wenn ich Sie recht beunruhigt habe, dann können auch wir befriedigt von einander scheiden. Denn die Unruhe führt zur Arbeit und die Arbeit zur Erkenntniß, in welcher wir die Harmonie uns selber erringen.

Die Popsperiode des deutschen Liedersakes.

(Diesem und dem folgenden Vortrag liegen zwei umfassendere Vorlesungen über das deutsche Lied des 18. Jahrhunderts zu Grunde, welche ich 1857 und 1861 im „Chemischen Laboratorium“ zu München hielt.)

I.

Wir belauschen das Gemüth des Volkes in seinen Liedern, wir empfinden ihm nach, was es empfunden hat. Dies gilt nicht bloß von dem naiven Volk und den sogenannten „Volksliedern,“ es gilt von allem Volke, also auch dem gebildeten, sofern es uns nur als ein Ganzes entgegentritt und in einer genügend entfernten Sehweite für den Beobachter. Da gewinnt dann selbst das individuellste Kunstlied die Bedeutung eines Volksliedes, nicht, weil es sich im Volke weiterbildete, wie der ächte Volksgesang, sondern lediglich, weil es von den Gebildeten allgemein gesungen wird, ihre Gemüthsstimmung gleicherweise beeinflussend und aussprechend. Heutzutage singt man mit Vorliebe Schubert und Schumann: ein künftiger Beobachter wird aus dieser Thatfache berechnete Schlüsse ziehen auf die Empfindungsweise der gebildeten Kreise unserer Zeit, und wenn deren Herrschlag längst erstorben ist, wird er ihn noch nachempfinden

und kritisch nachweisen in den Tönen dieser heute maßgebenden Lieder. Wie ganz anders empfanden unsere Großväter und Großmütter, wenn sie im geselligen Kreise Schulze's und Reichardt's helle, einfache Liedchen anstimmten und der Chor zu jeder Strophe im Mundgesange einfiel! Man versuche eine Reihe solcher alten Lieder unter Freunden wieder vorzutragen, man versuche jenen ungeschulten Chorus im Unisono wieder einfallen zu lassen: der Eindruck wird ein ganz eigenthümlicher sein, — es wird uns durchschauern, als ob der Geist der Vergangenheit lebhaft und lebendig wieder unter uns trete.

Durch die Zauberformel des Liedes möchte ich nun auch in dieser Stunde den Geist einer vergangenen Zeit beschwören. Aber ich greife noch um weitere fünfzig bis siebenzig Jahre zurück über die Jugend unserer Großväter und über Schulze und Reichardt hinaus.

Ich versetze Sie in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ob die deutschen Bauern damals schon wieder so gut singen gelernt hatten wie vor dem dreißigjährigen Kriege, das weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß der gedrückte, in's Kleinleben zurückgedrängte Bürger, der Gebildete, noch nicht recht vermochte, seines Gemüthes im Liede froh zu werden. Die Noth lehrt bekanntlich zunächst beten, — nicht singen. Und so würde jene Zeit dem Kunstforscher geradezu gemüthsarm und gemüthlos erscheinen, wenn die kunstvoll erhabene religiöse Musik Bach's und Händel's nicht bewiese, daß sich die Aussprache des Gemüthes in die Tiefen der religiösen Geheimnisse zurückgezogen und dort lebendig er-

halten hätte. Nur weil und wo man das Veten nicht verlernte, hatte man dazumal auch das Singen nicht verlernt.

Aber die Kirchenmusik war eine Welt für sich, und Bach und Händel stehen in ihrer Zeit als erhabene Aristokraten des Genies; ihre Aufgabe zielte nicht auf das kleine Lied, welches den Spuren des dachtenden Lyrikers folgend, das Gemüthsleben des häuslichen und geselligen Kreises aussprechen und verschönern will. Und eben nur auf dieses Lied wende ich hier mein Augenmerk.

Zu Gehör bringen kann ich Ihnen nun freilich jene alten Lieder nicht, aber ich kann Ihnen wenigstens erzählen, wie sie gedacht und gemacht sind, wie die Zeitgenossen darüber urtheilten, und wie sich die musikalische Liebesweise zur lyrischen Poesie der Periode verhielt.

II.

„Zwölf teutsche Sing=Oden, beym Clavier zu singen, verfertigt von Hieronymus Christoph Rohleder“. — so ungefähr lauten die Titel der meisten Liederhefte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Schon dieser Titel ist ein ganzes Stimmungsbild.

Die deutschen Dichter „verfertigten“ damals noch Gedichte, und die deutschen Musiker „verfertigten“ dürftige, winzig kleine Lieder, welche sie „Oden“ nannten. Im Oratorium, im Kirchen- und Opernsatz blühte eine ächte und erhabene Kunst, im schlichten deutschen Liede hingegen florirte das Handwerk. Wie hätte der Componist auch

ein Lied, welches der Dichter bloß fertiggestellt hatte, wahrhaft in Tönen umdichten können? Harßdörffer hatte einen Nürnberger Trichter für die Poeten geschrieben und Martin Heinrich Fuhrmann verfaßte 1706 einen Berliner Trichter für die Sänger. Die lebendigste Kunst und das todteste Handwerk streiften in dieser Musikperiode hart aneinander. Schrieb doch Kiruburger noch 1757 seinen „allezeit fertigen Polonaisen- und Menuettcomponisten,“ damit sich auch der unmusikalische Mensch „durch rein arithmetische Manipulationen so viele Polonaisen und Menuetten componiren könne, als ihm beliebe,“ und Philipp Emanuel Bach setzte, halb im Scherz, halb im Ernst, seinen „Einfall“ daneben, „einen doppelten Contrapunkt in der Oktave von sechs Takten zu machen, ohne daß man die Regeln wisse.“

Nun läßt sich aber bekanntlich in Poesie und Musik nichts weniger „verfertigen“ als das Lied, welches die unmittelbarste Empfindung in der knappsten Form aussprechen, welches ohne alles Nachwerk zum Herzen tönen soll. Kein Wunder, daß das Lied verachtet war, so lange man auf das Fertigstellen das höchste Gewicht legte; denn man mochte sich drehen, wie man wollte: es war doch nicht viel zu fertigen am Liede. Also steckte auch nach den Begriffen jener Zeit im Liede nur sehr wenig Musik und noch weniger Kunst.

Man könnte die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darum kurzweg auch als die Periode der Verachtung des deutschen Liedes bezeichnen.

Zeugnisse der Zeitgenossen für jenes harte Wort gibt es in Fülle. Die Tonsetzer selber achteten ihre eignen Lieder gering, sie waren Nebenarbeit, Spielerei. Als bloßer Lieder-

componist konnte sich Niemand einen musikalischen Namen machen. Obgleich gar viele, ja viel zu viele Lieder gesetzt wurden, erschienen sie doch häufig anonym. Bei den zahlreichen Liederansammlungen weiß man oft nicht, ob der auf dem Titelblatt genannte Autor nicht bloß der Sammler und Herausgeber ist. Die Berliner Schule der fünfziger Jahre bezeichnet in dieser Aeußerlichkeit wie in wichtigeren Dingen den Uebergang zu den namhaften Meistern des Liedes. In den unsern Kennern wohlbekannten, gesammelten „Oden mit Melodien,“ Berlin bei Birnstiel 1753, sind weder Componisten, noch Dichter genannt. Erst nachträglich theilt Marburg in seinen „historisch-kritischen Beiträgen“ — „mit vermuthlicher Erlaubniß der Herren Autoren“ — die Namen mit, und wir sehen, daß wir sowohl die bedeutendsten Poeten des Hagedorn-Ramler'schen Kreises, wie die besten Berliner Musiker, Graun, Quanz, Bach, Krause, Benda, Agricola u. A. vor uns haben. Von da an pflegte die Berliner Schule, wenigstens in der Regel den Namen des Componisten des Kennens werth zu achten. In Norddeutschesland schrieb man seitdem auch meist den Namen des Dichters hinter den Text, im Süden dagegen wird noch ein Menschenalter später selbst in vielen größeren Liederansammlungen (z. B. in der Mannheimer Ausgabe von Haydn's Liedern) kein Dichter genannt; denn nach altväterlichem Herkommen galt hier das Gedicht nur für die Leinwand, auf welche der Componist sein Tonbild malte.

Wo sich aber bedeutendere Musiker fast schämten, als Liedercomponisten offen hervorzutreten, da nahmen natürlich auch die Biographen und Literatoren von solchen Werken

kaum Notiz. Daraus erwächst dem Forscher große Mühsal. Er muß nicht bloß die Quellen, d. h. die alten Liederwerke, durcharbeiten, sondern vorerst ermitteln, wer denn überhaupt damals in bedeutsamer Weise, oft anonym oder pseudonym, Lieder gesetzt habe? Wenn vereinzelte gelegentliche Versuche, wie z. B. die zwei Lieder Seb. Bachs durch hundert Jahre vergraben lagen, so hat das nicht viel auf sich. Dergleichen kleine Gelegenheitsarbeit wird in aller Literatur und Kunst selbst bei den größten Meistern noch täglich neu entdeckt; sie kann die Physiognomie des Künstlers mit einem neuen feinen Zuge bereichern, nicht aber die Kunstgeschichte mit einer neuen Thatfache. Wenn dagegen bei dem Dramatiker Gluck so lange Zeit vergessen blieb, welchen Umschwung derselbe durch seine leitenden Grundideen, wie durch wenige aber um so gewichtigere Musterstücke in der Behandlung des deutschen Liedes anbahnte, oder wenn wir den Theoretiker Marpurg nur noch als einen Mann des Generalbasses und der Musikgeschichte kennen, dagegen ganz vergessen haben, daß derselbe Marpurg ein gut Theil seiner Kraft an eine gereinigtere Lehre vom deutschen Lied setzte und an praktische Versuche in der Liedercomposition, so sind dies offenbare Lücken in der Kunstgeschichte. Die Schuld trifft freilich die Masse der gedankenlos nachschreibenden späteren Historiker, noch viel mehr aber die kritischen Zeitgenossen jener Meister selber, welche die Arbeit am Liede gar nicht besonderen Aufhebens werth achteten. Der Engländer Burney, dessen musikalisches Reisetagebuch von 1770 eine stets von neuem ausgeschöpfte Quelle geworden ist, gedenkt kaum irgendwo des damals so fröhlich ausblühenden deutschen

Liedes: dennoch nimmt es ihm Forkel gewaltig übel, daß er neben ehrsamem Kunstmusikern auch „ächte Vänfelsänger“ auf's genaueste beschrieben habe. Wie wichtig sind uns dagegen gerade Burney's Notizen über einen „Vänfelsänger“, wie Hiller, eben weil dieser ein Vater des modernen Liedes war und zwar zumeist da, wo er für Forkel am entschiedensten Vänfelsänger gewesen! Wie treffend dünkt uns jetzt das Urtheil des Engländers, wenn er erzählt, auf der Floßfahrt von München nach Wien habe er aus dem Munde bayrischer und österreichischer Bauern erst ächte deutsche Lieder kennen gelernt, während man in den Kunstkreisen der Musikstädte nur italienisirte Lieder zu hören bekomme! Darüber konnte der kunstgerechte Musiker jener Zeit nur die Achsel zucken, und Forkel meinte ein andermal mit einem Seitenblick auf Lied und Arie: „Es gibt eben Liebhaber, die an einer musikalischen Kartoffel eben so viele Freude finden, als Andere an einer musikalischen Ananas!“

Solche Worte erregten nun in den siebenziger Jahren freilich schon starken Widerspruch, allein sie konnten noch als Stichwörter einer mächtigen Partei gesprochen werden; in der Zeit der „verfertigten Lieder“ dagegen, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wagte kaum Jemand sich zu rühren wider derlei Nachsprüche. Es war dies die rechte Zeit der Verachtung des deutschen Liedes.

Wie man jetzt ein gutes Lied herabsetzen würde, wollte man es eine Arie schelten, so sprach man damals seine Geringschätzung gegen eine Arie aus, indem man sie ein Lied schalt. In diesem Sinne soll Sebastian Bach Haff's Arien verächtlich „die schönen Dresdner Liedchen“ genannt

haben. Das gut deutsche Wort Lied ward überhaupt als gar zu volksunwürdig und hänkelsängerisch gemieden und auch der schlechteste Gassenhauer hieß, wofern er gedruckt wurde, eine „Singode,“ eine „Ode“ schlechtweg, ein „Gesang,“ wohl gar eine „Arie.“ Schon von Standes wegen wurde dieselbe Weise, welche in eines Bauern Mund ein Lied gewesen, im Munde einer Standesperson zur Arie oder Singode. Noch in Don Carlos singt die Prinzessin Eboli ihre „liebste Arie“ zur Laute, als sie sich vom Insauten überraschen läßt, und sogar die Lieder in den „Räubern“ bezeichnete man damals noch mit dem vornehmen Musikanterausdruck als Arien. (In der Vorrede zur 2. Aufl. der Räuber (1782) heißt es am Schluß: „Ein Meister setzte die Arien, die darin vorkommen in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.“ Dieser Meister war der damals zweiundzwanzigjährige Zumbsteeg.)

Rousseau in seinem musikalischen Wörterbuch (1768) weiß noch nichts vom deutschen Lied, und welch niedrigen Begriff er von dem volkstümlich ächten, damals zum Frommen der französischen Kunstmusik schon so glücklich ausgebeuteten „Chanson“ hatte, erhellt aus seiner ergötzlichen Definition des Wortes. Er sagt: „Chanson ist ein ganz kleines lyrisches Gedicht, welches sich gemeinhin um irgend einen angenehmen Gegenstand dreht. Man paßt ihm eine Sangesweise an (un air), um das Chanson im trauten Kreise zu singen, etwa bei Tisch, unter Freunden, mit der Geliebten, oder sogar auch für sich allein: der Reiche, daß er auf einige Augenblicke die Langeweile banne, der Arme, daß er leichter sein Elend trage und seine Arbeit.“ Ganz würdig

dieses Begriffes beginnt dann auch Rousseau seine Einteilung der Chansons mit den airs de table.

Obgleich der Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts wohl oft genug den Italienern, nicht aber den Franzosen den Rang vor der vaterländischen Musik einräumte, so überschrieb er seine Liederhefte doch manchmal sogar: airs et chansons, nur um das fatale deutsche „Lied“ zu vermeiden. Das hat sich nun seltsam gedreht; denn seit Alfred de Mussets Vorgang nennt selbst der Franzose das deutsche Lied „le Lied“, weil er inzwischen gelernt hat, daß der Begriff ebenso anschließend deutsch ist, wie das unübersetzbare Wort, und während sonst manches schlechte deutsche Lied behufs der Standeserhöhung Chanson getauft wurde, läuft jetzt manche Weise als „un Lied“ in Frankreich um, die doch eigentlich nur ein verdorbenes Chanson ist.

Es ist überhaupt ein wunderlich Ding um den Kurs der Wörter und Begriffe, und doch ist andererseits so viel historische Vernunft in all der Wunderlichkeit! Als die Lieder zum Ariens- und Odetitel aufgestiegen waren (dieses Avancement beginnt schon im siebzehnten Jahrhundert), wollten nachgerade die Musikanten auch nicht mehr Musikanten heißen. Mizler tadelt es in seiner musikalischen Bibliothek (1738), daß Scheibe „den Herrn Hofcompositeur Johann Sebastian Bach den vornehmsten unter den Musikanten in Leipzig“ genannt habe und meint, man solle ihn füglich einen „Virtuosen“ nennen. Mein der „Musikant“ bezeichnet denn doch den Meister der ganzen Musik, Virtuoso, nur den Mann der Fertigkeit und der äußern Macht. Welch eine Entwürdigung dünkt es uns jetzt wieder von dem Virtuosen Bach zu reden!

Gottsched, der Diktator der verfertigten Poesie, schlug statt Musikant gar „Spielmann“ vor, und Migler entgegnete ihm mit Recht, das heiße den Titel nicht erhöhen, sondern herabdrücken, denn Spielleute seien ja gerade die gemeinsten Musikanten. Den Grund aber, warum der Spielmann gemeiner ist als der Musikant, blieb Migler schuldig, weil er so wenig wie Gottsched von dem innern Unterschied des schöpferischen und des blos fertig reproducirenden und spielenden Tonkünstlers eine Ahnung hatte. Musikanten können ein Lied componiren, Virtuosen können es nicht, sie bringen es höchstens zur Verrfertigung einer „Singode,“ dem Zwitter von Lied und Arie.

III.

Statt weitere Zeugen für die undankbare und ungeschickte Pflege des deutschen Liedes in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts abzuheören, dürfte es indessen nützlicher sein, den Gründen tiefer nachzugehen, woraus jener Zustand entsprang.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte sich die deutsche Musik dem Liebe äußerst fleißig zugewandt, und selbst in den traurigen Tagen des dreißigjährigen Krieges war das Lied unsern gequälten und verkümmerten Vorfahren ein Quell der Freude und des Trostes. Es ist fast rührend, wenn Michael Altenburg noch vom Jahre 1620 schreibt, daß „an allen Orten (namentlich in Thüringen) Musica in vollem Schwange gehe“ und es tröstet uns heute noch, aus den vielen Auflagen von Heinrich Alberts acht Liederheften zu ersehen, daß selbst in der schauerlichen zweiten Hälfte

jenes Krieges und unmittelbar nach demselben von allen Künsten fast nur die Lyrik, die poetische wie die musikalische, nicht ganz konnte todtgeschlagen werden.

Allein jene alten Lieder, die gleichzeitig mit der volksthümlichen Poesie des sechzehnten Jahrhunderts am reichsten blüheten und mit den vereinzelt verklingenden Dichterlauten eines Paul Gerhard, Fleming und Simon Dach auch musikalisch allmählig abwelkten, sind weltweit verschieden vom modernen Liederfang, wie er im Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts anhub, im achtzehnten und neunzehnten sich erweiterte und vollendete.

Ich kann diesen Grundunterschied mit Einem Satze klar andeuten: das alte Lied war viestimmig, von keinem Instrument begleitet; enge sich anlehnend an die contrapunktische Kunst des Kirchengesanges nahm es in seinen Tenor Volksweisen auf und vernichtete sie zugleich wieder im Gewebe der Stimmen. Auch der Text geht unter in der harmonischen Ueberfülle des Gesanges. Das neuere Lied dagegen ruht zunächst auf einstimmiger Melodie mit begleitendem Instrumente; es contrapunktirt nicht mehr gegebne Themen des Volksanges, es ringt vielmehr dem Volksliede selbständig nach und da es die Musik dem Texte bald gleich zu ordnen, bald dienstbar zu machen strebt, so mußte es mehr in dem subjectiven Pathos der Opernarie und der gleichzeitig aufkeimenden höhern Instrumentalmusik als in dem Kirchengesange ein weiteres Vorbild suchen.

Der scheinbar sehr äußerliche Umstand, daß seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das einstimmige, blos vom Basso continuo des Klaviers begleitete Lied maßgebend

wird, während vordem der vielstimmige reine Gesang den Mittelpunkt der Kunst des Liederfaches gebildet hatte, schließt eine wahre technische und ästhetische Revolution in sich. Es beginnt eine von Grund aus neue Epoche, welche nun bereits zweihundert Jahre währt; denn wenn wir neuerdings auch vielfach wieder vierstimmige Lieder singen, so sind doch selbst diese aus dem Geiste unserer Klavierlieder hervorgewachsen, und man braucht nur die zumeist bahnbrechenden Liedercomponisten der klassischen und romantischen Zeit zu nennen, um schon in den bloßen Namen jedem Kundigen die unbedingte Herrschaft des Klavierliedes ins Gedächtniß zu rufen: Hüller, Schulze, Reichardt, Mozart, Zelter, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann.

Es heisste aber eine lange Uebergangszeit, um aus dem contrapunktisch vielstimmigen Sage, in welchem man sich so recht gründlich eingefungen zu einer einfachen, bloß vom Klaviere begleiteten Liedermelodie vorzuschreiten. Gab es doch Virtuosen des Singens und Sprechens, die ein mehrstimmiges Lied singend improvisiren konnten, die ein damals sogenanntes Quodlibet im strengen Sage aus der Faust sangen, indem sie sich nach hergebrachtem Leisten gegenseitig die Stimmführung am Mund absehen! Solche brodlosen Kunststücke mußten erst wieder verlernt werden, man mußte sich einer das Gedicht erstickenden contrapunktischen Ueberfülle entäußern, um eine schlichte, aber das Texteswort charakterisirende Melodie dafür zu gewinnen. Und um jenes alte Lied zu verlernen, brauchte man beiläufig hundert Jahre. Das sind jene mageren hundert Jahre von 1650 bis 1750, die Zeit der Verachtung und Verkennung

des deutschen Liebes und doch eine Zeit der Zucht und des Vorstudiums für das reiche Jahrhundert, welches folgte.

Man sprang, wie bei allen Revolutionen, von einem Extrem mit gleichen Füßen in's andere. Statt der gesuchten Einfalt kam zunächst das Einfältige, statt des knappen Maßes Armuth und Leerheit. Gelehrte vier- und mehrstimmige Contrapunkte waren zu viel gewesen für einen schlichten Liedertext; nun setzte man bloß eine dürftige, nüchterne Bassstimme zu einer gegebenen Melodie und dies war zu wenig. Wurden doch selbst Telemann's „für fast alle Hälfe bequemen“ Lieder (1741) noch besonders deswegen als „ächte Oden“ gerühmt, weil man sie eben so gut ohne alle Begleitung als mit dem bloßen Generalbass spielen könne! Allein in der wahren Musik gibt es keine Stimme, die man ad libitum beifügen oder weglassen mag, und das ganze achtzehnte Jahrhundert mußte reichlich Lehrgeld zahlen, bis wir im neunzehnten gelernt hatten, daß alles ad libitum im Sarge entweder zu viel ist oder zu wenig. Kann uns doch auch das deutsche Volkslied schon zeigen, welch tiefes Bedürfniß nach harmonischer Vertiefung des Ausdruckes unsere Weisen in sich tragen! Die Melodie selbst unserer leichtesten Volkslieder sehnt sich fast durchweg nach einer zweiten oder gar dritten Stimme, und schon vor hundert Jahren bewunderte Burney gerade dies als einen dem deutschen Volke eingeborenen musikalischen Zug, daß unsere Bauern kaum ein Lied ersinnen können, welches nicht von Anbeginn wenigstens zweistimmig gedacht ist.

Die meisten Menschen halten das Einfachste in der Kunst für das Leichteste, da es doch oft gerade das Schwerste

ist. So glaubte nun Jeder ein Lied setzen zu können, weil man die Lieder so gar einfach begehrte. Ich sagte, es habe ein Jahrhundert bedurft, um die alte Kunst des Liedes zu verlernen. Allein „verlernen“ ist ein ander Ding, als „nichts lernen.“ Man sollte ja nur die alte kirchenmäßige Polyphonie des Liedes verlernen, lernen dagegen sollte man neue, rhythmisch und melodisch reichere Formen und einen neuen Geist des Liedes. Viele glaubten aber, wer überhaupt nichts gelernt habe, der sei der berufenste Liedmeister. So öffneten sich alle Schleusen; die gedankenlose, zuchtlose Masse der Kunsthandwerker bemächtigte sich des Liedes und die wahrhaft Berufenen zogen sich nicht selten trüßig und zunftstolz zurück. Jeder Stümper „vermelodeite“ seine Oden (wie es in der geschraubten Popsprache hieß) und die Meister vermaledeiten dann mit jenen Stümpfern zugleich die ganze Odenschreiberei. Noch im Jahre 1775 schrieb der Aesthetiker Schubart in seinen Schriften „von der musikalischen Deklamation“: „Lieder und Oden werden für eine Kleinigkeit angesehen und von Anfängern gewöhnlich zum ersten Gegenstande ihrer musikalischen Arbeit gewählt, da sie doch mit der größten Behutsamkeit behandelt und in gewissem Betracht billig erst das Probestück eines Meisters sein sollten.“

So schrieb ein Aesthetiker. Die Musiker hatten viel Musik verlernen und viel künstlerische Bildung, viel Verständniß der Poesie erringen müssen, um die Kleinigkeit eines Liedes rund zu kriegen. Sie mußten namentlich durch lange Lehrjahre zu der Einsicht kommen, daß ein Tonstück im Sage höchst rein und schön und doch ästhetisch unrein sein kann, und diese innere Correctheit erprobt man nirgend

leichter, als im einfachen Liedersage. Schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, just zur selben Zeit, wo der objectiv vielstimmige Liedergesang in das bewegtere farbenvollere Tongedicht des modernen Klavierliedes überging, hatte der Philolog Isak Vossius in fast prophetischem Geiste die Worte geschrieben: „Kurze Sylben verlängern unsere heutigen Musiker und lange verkürzen sie wider die Natur der Sprache, ein einziges Wort wiederholen sie oft zehnmal und verunstalten und verstümmeln durch dieses Verfahren die wahre und richtige Aussprache so sehr, daß man nicht im Stande ist, den Inhalt ihres Liedes zu begreifen. Mit einziger Ausnahme des theatralischen Recitatives hört man jetzt kaum noch eine Musik, in welcher gehörig auf den Verstand der Worte gesehen wird.“ Und Vossius meint dann weiter, es scheine den jetzigen Tonsetzern zwar nicht am Gehör, sehr oft aber am Gehirn zu fehlen.

Schon der äußere Anblick der Liederhefte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gibt uns das lebendigste Bild jenes lyrischen Interregnums.

Es sind oft hunderte von Liedern zu einem Band vereinigt, namenlose oder gesammelte Arbeiten neben namhaften; gattungsmäßige Stückarbeit. Kein einzelner Meister herrscht, alle versuchen sich: die Person des Autors tritt zurück.

Wie vordem die Musik das Gedicht überwucherte, so überwuchert jetzt ganz äußerlich der Text die Musik. Ein kleines Streifchen Melodie mit einem trockenen Klavierbass schwimmt zwischen Dutzenden von Versen umher wie die Mücke in der Milchschüssel. Die Musik ist nicht selten auf ein fingerbreites Stückchen Kupferplatte gestoßen, der endlose

Text auf mehreren Seiten mit Typen hinten dran gedruckt. Der Druck der Verse kostete oft weit mehr, als der Stich der Noten. Bei den Cramer'schen Liedern, componirt von Kunzen (also schon von einem Meister der späteren und bessern Periode), ist darum nur die erste Strophe zur Musik gedruckt und für die folgenden auf Cramer's Gedichte verwiesen, weil, wie der Herausgeber Klug bemerkt, der Käufer billiger führe, wenn er sich das auf dünnes, kleines Papier gedruckte Buch zu den Noten kaufte, als wenn man ihm die zahllosen Verse auf dem starken Notenpapier böte. In der Wiederholung derselben musikalischen Phrase hatte das achtzehnte Jahrhundert überhaupt eine schwindelerregende Ausdauer. Haydn's Pudelromanze mit 15 sechszeiligen Strophen kann schon starke Lungen und starke Ohren in Schrecken setzen; sie gibt es aber doch noch wohlfeil gegen ein Lied Kirnberger's von 20 Strophen zu je acht Zeilen. Obgleich nun zwar schon Giller in den sechziger Jahren die Beschränkung auf vier Strophen als ein wünschenswerthes Maß erklärt hatte, so war doch die Pudelromanze und Kirnberger's Lied noch knapp und bescheiden gegen einen „Pilgergesang“ von Heß (1785), der eine elfzeilige Strophe zu fünfzigfacher Wiederholung setzt. Allein selbst diese 50 Strophen lange Buß- und Pilgerfahrt wird noch weit übertroffen durch das bekannte Krambambuli-Lied, welches in seiner ältesten Fassung (1745) nicht weniger als einhundert und zwei Strophen auf dieselbe Melodie absingen läßt! Man sieht nun freilich, dieses endlose Strophengeschlepp ist nicht bloß der Zeit vor 1760 eigen, sondern reicht noch bis in's neunzehnte Jahrhundert. Doch gebührt den reformatorischen Liedersängern

aus den fünfziger und sechziger Jahren wenigstens der Ruhm, die musikalische Armuth eines solchen Wandwurmcs von Wiederholungen erkannt und gerügt zu haben. Neben dem eben erwähnten Zeugnisse Hiller's kann ich mich hier auch auf die Berliner Liedercomponisten der Graun'schen Schule berufen. In der anonymen Oden Sammlung der Häupter dieser Schule von 1753 heißt es in der Vorrede, die Conseger hätten die ihnen befreundeten Dichter gebeten, ihre Texte für die Musik neu zu überarbeiten und zu kürzen, und so erscheint denn in der That hier zum erstenmale die Strophenfülle durchgehend auf ein leidliches Maß beschränkt. Ueberdies hatte die Frühzeit des achtzehnten Jahrhunderts nicht bloß dieselbe Melodie bei Duzenden von Strophen wiederholt, sondern oft genug obendrein jede Einzeltrophe in zwei Theile zerfällt, die (wie etwa bei den zwei Theilen eines Menuetts) je für sich wiederholt wurden, so daß man also bei einem zwanzigstrophigen Liede der Art die magere Melodie nicht zwanzigmal, sondern vierzigmal hörte! Dieser grausame Brauch war aber zu Ph. C. Bach's und Hiller's Zeit bereits ganz veraltet.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte man Versmaß und Reim des Textes zu wenig berücksichtigt im Baue der Melodie, worüber ja auch Isak Vossius in der oben mitgetheilten Stelle klagt; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts liefen umgekehrt die musikalischen Accente fast nur den Versfüßen nach und schier auf jeden Reim fiel ein musikalischer Ruhepunkt. So deklamiren die Kinder und so deklamirt auch nicht selten das Volkslied. Einen entschiedenen Protest gegen diese todte Manier finde ich zuerst in einem anonymen

Freimaurerliederbuche (componirt „von einem Mitgliede der Loge Zerobabel, Kopenhagen 1749“). Der Verfasser spricht hier sehr vernünftig von der Nothwendigkeit, den Gedankenaccent und nicht bloß das Metrum im Tonaccente darzustellen und meint, er habe der allgemeinen Gewohnheit entgegen alle Strophen eines Liedes in Erwägung gezogen, bevor er seine Melodien ausgedacht. So dämmert es im musikalischen Liede von allen Seiten zu derselben Zeit, wo es auch in der deutschen Poesie zu dämmern beginnt.

IV.

Wenn nun aber auch die Musiker, welche Lieder der sogenannten „Wasserpoeten“ von den Schlesiern bis Gottsched in Musik setzten, noch so eifrig sich beßissen hätten, die „Gedankenaccente“ ihrer Dichter musikalisch zu potenziren, so konnte doch nicht viel dabei herauskommen, weil eben jener Literatur die dichterischen und vollends die musikalisch lyrischen Gedanken fast ganz und gar ausgegangen waren. Schäferlich kokette oder auch schlüpfrige Liebeslieder, trockne Lehrgedichte mit hausbackener Altweibermoral und witzige Spielereien bilden den Grundstock der damaligen musikalischen Lyrik. Wie konnte sich der Londichter an solchen Stoffen begeistern!

Wer den ungeheuer langen Zopf dieser Periode des Liedes gleich in Einem Griffe fassen will, dem empfehle ich etwa: Sperontes „Singende Muse an der Pleiße. 1742.“ In mehreren Oktavbänden (denn die meisten damaligen Liederhefte, in welchen die Noten an Masse weitaus von den

Versen überwogen werden, sind im Bücherformat gedruckt) finden wir hier 200 Lieder, bei denen jedoch schon Marburg „eher einen Stallknecht als eine Muse“ glaubte singen zu hören. Allein ein Stallknecht würde sich doch wenigstens geschicktere Texte gewählt haben, als diese Gedichte zum Preis der Liebe und des Lenzes, des Schnupf- und Rauchtobaks, der Natur und des Kaffees, der Jagd und des Willards, des Kartenspiels, des Schäferlebens, Oden an Phyllis und an einen Mops, an den Leichtsinn und an die Beständigkeit. Will Einer dann etwa zur Ergänzung neben diesem hölzernen Reim- und Tongeklapper auch noch die saftige Gemeinheit einer verlüderlichten Zeit mit Händen greifen, so blättere er nur ein wenig in des Göttinger Musikdirektors, Johann Heinrich Hesse, „Lieder zum unschuldigen Vergnügen“ (1757), die laut dem Titelblatt „auf Verlangen herausgegeben,“ schier ebensoviele Boten als Noten enthalten und trotz des sauberen Musikticks eine wahre musikalisch illustrierte Kloake sind. Freilich standen die Liederbücher von Sperontes und Hesse schon bei den Zeitgenossen in schlechtem Credit; allein wie viele deutsche Musiker aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben sich überwiegend bessere Texte gewählt? Und wenn sie auch nach solchen gesucht hätten, wo waren dieselben zu finden?

Als ein wahrer Meehlthau lag aber vor Allem die lehrhafte, moralisirende Tendenz der Poeten auf dem älteren Liebergesang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Gedicht sollte predigen, bessern, aufklären, und der Componist, in derselben Nützlichkeits-Aesthetik befangen, wollte vollends auch noch in Tönen den Schulmeister spielen. Kein Wunder,

daß er darüber noch viel mehr die Musik verlor als der Poet die Poesie. „Moralische Oden“ waren lange Zeit ein musikalischer Lieblingsartikel. Mitzler, der die Tonkunst in eine philosophische Wissenschaft verwandeln wollte, setzte z. B. 1739 eine solche Sammlung „auserlesener moralischer Oden zum Nutzen und Vergnügen,“ allein so viel Nutzen er mit seinen Büchern stiftete, so wenig Vergnügen wußte er mit seinen Liedern zu bereiten. Joh. Adolf Scheibe componirte gar „Kleine Lieder für Kinder zur Beförderung der Tugend“ (Jlensburg 1766) und der aus der Blüthezeit des Weimar'schen Musenhofes bekannte Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolf gab „Wiegenliederchen für deutsche Ammen“ (1775) heraus, von denen er sagt: „vielleicht geben sie einen angenehmen Beitrag zu unsern Erziehungsschriften, vielleicht dankt mir eine gute, zärtliche Mutter dafür, wenn sie sich ans Klavier setzen und ihrer kleinen, lieben Lily eine Moral ins Herz singen kann!“

Das Schlimmste aber ist, daß dieser lyrische Predigt-eifer, der mit den Stürmern und Drängern bereits aus der Poesie verschwand, bei gar vielen Musikern noch durchs ganze achtzehnte Jahrhundert fortbauerte. Hier rächte sich die Halbbildung der Musiker, welche oft um mehr als ein Menschenalter hinter dem literarischen Fortschritte drein hinkte. Achte Reformatoren des Liedes freilich, wie Schulze und Reichardt, wußten auch schon frühe ächt musikalische Texte zu wählen. Allein der große Troß der Musikanten begreift ja selbst heute noch nicht, daß ein schlechter Text mit der göttlichsten Musik zusammen doch immer nur ein ungenießbares Lied gibt.

Am abenteuerlichsten erscheint uns der zopfige Lieder-
 sang des vorigen Jahrhunderts übrigens nicht da, wo er
 sich um allgemein lehrhafte Moralgedichte rankt, wie etwa
 in erbaulichen Liedern „für Junggesellen“ oder für Animen,
 oder in „Abendbetrachtungen eines Schwindstüchtigen,“ oder
 in geistlichen Oden, welche das Glück aufgeklärter Frömmig-
 keit preisen, oder in philosophischen, welche „sparsame
 Wollust“ für die höchste Lebensklugheit erklären, sondern in
 den zahllos componirten Fabeln. Bekanntlich gibt es
 nichts Unmusikalischeres als die Fabel, die didaktische Lieb-
 lingsdichtung unserer Urgroßväter. Dennoch sang man um
 die Wette Gellert's Fabeln sammt angehängter Moral. Ja
 diese Fabeln halfen wesentlich den Geschmack am unstrophisch
 durchcomponirten Liede anbahnen. Herbing componirte
 1760 Gellert'sche Fabeln mit langen Recitativen, und sogar
 in der Speyer'schen Anthologie von 1789 finde ich noch
 Gellert's „Tanzbär“ recitativisch behandelt mit melodramatisch
 dazwischen klingendem Bären Tanz und Bärengebrumm, so
 daß dann erst die Schlußmoral „Sei nicht geschickt, man
 wird dich wenig hassen“ Raum gibt zu einer fingerlangen
 liedartigen Melodie! Selbst „Phylax, der so manche Nacht
 Haus und Hof getreu bewacht,“ entrann dem Schicksale
 nicht, zusammt seinem verscharrten Schinkenbein öfters durch-
 componirt zu werden.

Sachariä, der Dichter des Renommisten, zugleich ein
 eifriger Musikfreund und Liedercomponist, sagt im Vorwort
 zum zweiten Theil seiner „musikalischen Versuche“ (1761):
 Obgleich die Sammlung nur deutsche Texte enthält, „so
 schmeichle ich mir doch nicht ohne Grund, daß deutsche Worte,

besonders die Poesien eines Gellert, sich ebenso gut singen lassen als die Poesien eines Metastasio.“ Ein solches Wort in jener Zeit erfreut uns doppelt aus dem Munde eines Dichters, der zugleich Musiker war. Allein die Freude wird bedeutend getrübt, wenn wir nun nachsehen, welche Gellert'sche Texte dieser poetische Musiker componirte und das Gedicht: „Werb' ohne Kummer zur Maschine, man mag gleich stumm und hirnlos sein, man sei nur schön, so nimmt man ein“ im Ariensstyl „vermelodeit“ finden! Bei allem Deutschthum gesteht man sich dann beschämt, daß Metastasios wasserhelle und wasserdünnere Verse doch immer noch unendlich mehr musikalisches Zeug gehabt haben als diese biedere gereimte Prosa.

Von den bekannteren deutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts ist Zachariä wohl der am meisten „musikalische,“ — wenn man dieses Wort in dem äußeren Sinne nimmt, daß er spielte, sang und setzte, wie ein gelernter Musiker. Er erfreute sich dazu eines musikalischen Erfolges, wie er sogenannten Dilettanten selten zu Theil wird. Seine zwei Hefte musikalischer Versuche erschienen in zwei Auflagen (1761 und 1768) und aus seinen „Oden mit Melodien“ kriftete sich wenigstens manches Lied in Sammlungen und Blumenlesen einen längeren Bestand. Die Kunstmusiker achteten den ungünstigen Genossen. Der wahre Liebercomponist, Friedrich Gottlob Fleischer, ließ, als er in seinen „Oden und Liedern“ (1756) ein Lied Zachariä's, „das schlafende Mädchen,“ componirte, mit seiner Courtoisie die Melodie des Dichters daneben abdrucken, freilich nicht zu seinem Nachtheil, denn der Musiker erscheint hier in der

Melodie zum fremden Gedicht viel poetischer als der Dichter in der Melodie zu seinen eigenen Versen. Auch Hiller schätzte die Lieder Zachariä's und in Marburg's kritischen Briefen wird unser musikalischer Dichter gar „der berühmteste Poet Deutschlands“ genannt, „der nicht allein einem Homer und Pindar gleich zu dichten, sondern zugleich die Lyra annehmlich zu rühren, von der Göttin der Parnasses die doppelte Gabe erhalten habe.“ Allein trotz all solch kleiner Erfolge und solch großer Speichelleckerei, leistete Zachariä für die Entwicklung des musikalischen deutschen Liedes doch eigentlich gar nichts; denn in seiner Seele war keine Musik, in seinen Versen war keine Musik; er machte überhaupt bloß Musik und hatte keine Musik. Dagegen wissen wir, daß Dichter wie Klopstock, Bürger, Claudius, Herder, Goethe, die nie eine Note componirten, den größten Einfluß auf das Erblühen der Liedermusik geübt, weil sie musikalisch dichteten und dachten, oder, wie insbesondere Klopstock und Herder, neue Gedanken über den Liedersatz in den Köpfen der Musiker weckten. Zachariä zeigt uns nur, daß beim trockenen Vers auch die Musik eintrocknen muß, selbst wenn der Dichter zugleich „die Lyra annehmlich zu rühren“ weiß.

Ganz denselben Erfolg sehen wir dann auch bei den Musikern, die sich in jener unpoetischen Zeit ihre Texte selbst dichteten. Sie bringen darum doch keinen Hauch von Musik in die todte Poesie. Als ein solches Gegenbild zu Zachariä's Liedern seien hier nur die selbstgedichteten Oden des berühmten Matthäson erwähnt. Sie gehören freilich dem Greisenalter des vielgeschäftigen Mannes an und waren wohl sein letztes praktisches Musikwerk, mit welchem er be-

reiß im Aufgange einer neuen Zeit, Abschied nimmt von der schaffenden Tonkunst. Das sauber in Kupfer gestochene Heft ist dormalen eine Rarität musikgeschichtlicher Sammlungen, allein auch seinem Inhalt nach ein Raritätsstück. Der Titel heißt: „Odeon morale, — Jucundum et vitale, — Eitliche Gesänge, — Angenehme Klänge, — Gut zur Lebenslänge; — Text und Ton — Von Mattheson.“ Hamburg 1751. So lahm und versteift die Musik in diesen Liedern einherschreitet, so erinnert sie doch durch manchen kräftigen Zug auch wieder daran, daß ihr Verfasser ein Zeitgenosse Händel's war. Die Texte dagegen, meist lehrhaften Inhalts, sind höchst hölzern, manchmal (vollstümlich zu reden), unter dem Nachtwächter. Dazu ist das ganze Heft mit lateinischen, italienischen, deutschen und französischen Motto's und Citaten ausgespidt; die Bibel- und die Prosapoeten, die alten Klassiker und die modischen Franzosen müssen herhalten, um den Liedern noch etwas Pfeffer und Salz zuzusetzen; ja selbst Zeitungsnotizen helfen zum Aufputz dieser musikalisch-poetischen Lyrik. So steht z. B. bei der Stelle:

„Was pocht der Uebermuth in Rossen und Karossen,
Wo hundert Schüsseln kaum genug zum Mittagsmahl
Und so viel Humpen Wein;“

als Note unter den Noten: „Bierzehntausend Flaschen Wein sollen zu Paris auf dem Rathhause geleert worden sein bei dem Mahle, das der König daselbst im November 1744 eingenommen hat.“ Außerdem ist das Werk eingeleitet, „mit vorgesehten sonderbaren, nach dem neuesten Geschmack eingerichteten sieben Anreden,“ die den sieben verschiedenen Sorten von Lesern den Inhalt der Lieder klar machen.

Ich beschrieb dieses Matthieson'sche Werk etwas ausführlicher, nicht bloß weil es uns den gräulich nüchternen Ungeschmack der damaligen Liedercomponisten recht grell vor Augen führt, sondern weil neben der moralischen Tendenz hier das Lied auch noch insbesondere als ein Spiel des Witzes gefaßt erscheint.

Bekanntlich waren die Poeten jener unpoetischen Zeit gar fleißige Epigrammendichter, und Witz und Satyre, wenn auch noch so zahm und pedantisch, beleben immerhin mit frischerem Hauch das hohle Pathos und die dürre Lehrweisheit. Witzige Lieder wollte man aber nicht bloß lesen, sondern auch singen; allein da der musikalische Witz unendlich viel seltener ist als der poetische, so folgte die Melodie zumeist nur in allgemein lustigen, neckischen Zügen dem witzigen Text. Die Freude an heiter tändelnder Musik zu satyrischer Poesie war aber in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so allgemein und die Zahl solcher Lieder so groß, daß man damals die musikalische Kunst des Liedes wohl schlechtweg „die witzige Kunst“ nannte. Welcher Gegensatz zu unserer Liedermusik, die inzwischen so romantisch übergefühlvoll geworden ist! Bekanntlich sind die ganz schlechten Bücher ebenso selten, wie die ganz vortrefflichen; denn selbst in die elendeste Schartele ist doch fast immer auch etwas Gutes untergeschlüpft. Solche kleine Stückchen des Guten oder Erträglichen, als Schleichwaare, finden sich dann auch in den schlechtesten Liederbüchern unseres Zeitabschnitts, und zwar sind dies fast immer die satyrischen und lustigen Lieder. Sie allein halten mitten unter italicischem Geschnörkel noch einen volkstümlich deutschen Ton,

und weiffagen in Form und Inhalt frühe schon den gefunden Humor Hillers, Dittersdorfs und Haydns. Aus diesem Streben, das Launige, Neckische, Witige musikalisch zu fassen, erklärt sich's denn auch, wie in den fünfziger bis siebenziger Jahren die Lieder Lessings so fleißig componirt werden mochten, ja wie Lessing, den wir bei allem Geist und Wit seiner kleineren Gedichte nicht einmal für einen Lyriker schlechthin, geschweige denn für einen musikalischen Lyriker halten, ein Lieblingsdichter der damaligen Berliner Tonschule werden konnte. Auch bei Gellerts weltlicher Poesie suchte man das Musikalische oft gerade in dem Wit, der zwar ganz anmuthig ist, aber uns doch das unmusikalisch Tonlofeste an diesem Dichter däncht.

Für uns Moderne hat die pedantisch steif einherschreitende, mit Trillern, Mordenten und ähnlichen Schönheitspflästerchen aufgepuzte sogenannte galante Musik jener Zeit einen unfreiwillig satyrischen Charakter, der sich höchst wirksam zur Selbstironie des Jopfes ausbeuten ließe. Ich fand drei Beispiele in der Geschichte des Liebes, die uns das schrittweise Vorschreiten zu dieser Selbstironie andeuten. Hagedorn hat ein weiland sehr beliebtes Gedicht: „die Alte,“ worin ein altes Weib in näselndem Tone die gute alte Zeit preist: — „Zu meiner Zeit bestand noch Recht und Billigkeit!“ Dieses Lied wurde von Mützel, Fleischer und Mozart componirt und zwar schrieben alle Drei eine zopffige Musik zu der Zopfsatyre des Textes. Mützel, ein ächter alter Bachianer, setzte das Lied in bitterem Ernst gerade so stark und schnörkelhaft feierlich, wie alle seine übrigen Texte; Fleischer, gleichfalls aus der Schule Bachs, aber als

ein entschieden lyrisches Talent freieren, volksthümlicheren Formen zustrebend, durchwebt seine geschmeidigere Melodie schon sichtbar ausnahmsweise mit gesucht alterthümlichen Zügen; Mozart gibt eine ganz absichtliche Karikatur, vertauscht seinen Styl fast vollständig mit dem altmodisch pedantischen und stellt so der Satyre des Textes eine Satyre auf die Musik der „guten, alten Zeit“ zur Seite. Wir haben also hier ein Aufsteigen von der unbewußten zur halb-bewußt spielenden und zur völlig freien und bewußten Selbstironie des musikalischen Jokes.

Um die urtheilslose Wahl der Texte bei den alten Musikern epigrammatisch zu bezeichnen, citirt man gewöhnlich zwei Anekdoten; Lully soll gesagt haben: „Man gebe mir die Amsterdamer Zeitung, ich werde sie in Musik setzen!“ und unserem Telemann legt man das Wort in den Mund: „Man muß Alles singen, auch den Thorzettel.“ Zwischen diesen zwei Aussprüchen ist jedoch ein großer Unterschied. Wenn der Franzose so gesprochen hat, so war es nur aus Spott oder Prahlerei; denn Lully wählte seine Gedichte mit höchster Sorgfalt, componirte zu einer Zeit, wo die französische Poesie eben ihren klassischen Höhepunkt erreicht hatte, und war ein rechter Quälgeist der Poeten, die ihm ihre Verse fast nie musikalgerecht genug machen konnten. Telemann dagegen konnte in bitterem Ernst den Thorzettel empfehlen; denn viele seiner Zeitgenossen saugen Texte, die um kein Haar musikalischer waren als der Thorzettel, und bei der lyrischen Trockenheit der damaligen Poeten mußte eben auch das schlechteste Gedicht noch gut genug sein, und dies besagt der Spruch vom Thorzettel, nur mit etwas anschaulicherem Worte.

Für den dauernden Werth einer Liedercomposition ist der poetische Gehalt des Textes entscheidender als für irgend eine andere Art von Vokalmusik. Darum wäre der Unstern, welcher über der lyrischen Dichtkunst leuchtete, an sich schon Grund genug gewesen, daß die Liedercomponisten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wenig galten und rasch vergessen wurden. Allein kaum minder als vom Dichter hängt hier der Tonsetzer auch von seinem Hörerkreise ab, für welchen er schreibt. Die Geschichte des Liedes hat neben der literargeschichtlichen auch ihre sociale Seite und ist eben darum ein so äußerst dankbarer Stoff für den Culturhistoriker. Und die gesellschaftliche Sitte wirkte dann auch in jener Periode des Verfalls nicht wenig mit zur Verkümmern und Mißachtung des Liedes.

V.

Es ist leicht zu fragen, aber schwer zu beantworten, wo denn eigentlich jene zahllosen alten Lieder gesungen wurden? Im Concert gewiß nicht. Denn dort herrschte die Arie und zwar zumeist die zur sogenannten Solo-Cantate erweiterte italienische Arie; erst seit den achtziger Jahren kommt die Opernarie auf das Concertprogramm, und erst in unsern Tagen endlich vermochte sich auch das Lied Concertrecht zu erringen. Die Concert- und Opernmusik herrschte aber nicht bloß bei den öffentlichen, zunstigerechten Vorträgen der Musiker, sondern auch im geselligen, häuslichen Zirkel der Musikfreunde. Ein Bild solcher Hausmusik gibt uns Zachariä in seinen „Tageszeiten.“

„Wenn der Abend lang dich schon an den einsamen Schreibtisch
 Oder auch an das lehrende Buch bezaubernd gefesselt:
 Dann erheit're den Geist, der anfängt matter zu denken,
 Durch die mächt'ge Musik. Auf einer Stainer'schen Geige
 Zeig' entweder die Kunst in langsam seufzenden Noten,
 Die wie Farben in Farben sich in einander verlieren!
 Oder ergreif' die gaukelnde Flöte. Harmonische Sprünge,
 Schnelle Triller, und hüpfende Töne, wie rieselnde Wellen
 Schallen im Saal und reizen von fern den horchenden Nachhall.
 Aber vor Allem setze dich hin zum hohen Klaviere;
 Denn hier bist du allein dir selber ein ganzes Orchester;
 Auch erwähle vor Allem die Schöne den silbernen Flügel.
 Wenn sie es will, so ertönt die Ouvertüre der Oper
 Durch ihr schallend Gemach in ganzer, voller Begleitung.
 Und dann rauschet der Vorhang hervor; die Arie singet
 Durch die silbernen Saiten! Und hat sie selber gelernt,
 Ihre Stimme zu biegen und von den Wälzchen zu borgen,
 So wird unser Vergnügen durch zärtliche Worte vermehrt,
 Wenn der bezaubernde Mund mit wahrer Empfindung sie singet;
 Ihre Fertigkeit wird ein Kreis von Bewunderern preisen.“

Man sieht, bei dieser einsam geselligen, häuslichen Musik
 ist kein Raum für das arme, einfältige Lied. Die instru-
 mentale Kunst und der Operngesang befruchteten damals den
 neuen Liederfag; denn an der Arie lernte der Liedercompouist
 die tiefere Farbenmischung der Empfindung und Leidenschaft,
 an der Sonate die ausdrucksfähige Klavierbegleitung, welche
 ihm das vielstimmige Tongewebe der alten reinen Vokal-
 lieder ersetzen mußte. Allein diese beiden Lehrmeisterinnen,
 die Theater- und Kammermusik, schoben zunächst das Lied
 tief in die Ecke. Freilich nur, damit es in einer späteren
 Periode um so strahlender wieder aus Licht treten könne.

Als ein weiteres Zeugniß, welche Art von Gesang in
 der feineren Welt vor hundertundfünfzig Jahren haus- und
 salonsfähig war, führe ich noch Reinhard Keisers „musi-

kalische Landluft“ an. Dieses viel genannte und wenig gekannte Musikwerk vom Jahre 1714 enthält mehrere Cantaten a voce sola mit beziffertem Baß. Der berühmte Tonsetzer schreibt im Vorbericht, er habe die Gesänge auf dem Land „in einer vergnügten Einsamkeit“ entworfen und so wünscht er auch, daß sie den Käufern „zu einer edeln Landluft, diesen Sommer über, auf ihren Gärten und zu einem angenehmen Zeitvertreib“ werden möchten. Und für diesen Zweck, der uns doch zunächst sinnige, volkstümliche Lieder erwarten ließe, bietet ein Mann wie Keiser ein Fest Concertarien. Bei genauerem Einblid sehen wir freilich, Keiser konnte sich in seiner „vergnügten Einsamkeit“ des Liedes nicht ganz erwehren; es schlüpft ihm unvermerkt in die Arie. Gleich an der Spitze begegnet uns nämlich ein ächtes Lied: „Beklünte Felder, ihr grünen Wälder,“ welches als erster und (mit variirtem Baß) als letzter Satz ganz schulwidrig die Cantate beginnt und schließt. Wir sehen, damals schon kämpfte das mißachtete Lied mit der vornehmen Arie, und der Liederstyl dringt manchmal schon eben so fest in den Opernstyl, wie anderswo der Arienklang den ächten Liederton zu Boden singt. Uebrigens zeigt gerade jenes als Schleichwaare untergelaufene Lied und dann weiter der reizende, wenn auch in Arienform gebaute Satz: „Holde Saiten spielt und scherzet,“ wie sehr Keiser berufen war, ein Meister des deutschen Liedes zu werden, wäre das ächte Lied damals überhaupt möglich gewesen. Verständniß des Textes, knappe, süße, innige Melodie und eine bei aller Einfachheit höchst charakteristische Begleitung verkünden uns bei Keisers Arien den Geist des leise aufsteigenden neuen deut-

schen Liedes deutlicher als hunderte von damaligen „Sing-
oden,“ die sich blos im äußeren Nachwerk als Lieder aus-
weisen.

Wenn aber schon in Norddeutschland die wahre Haus-
musik des Liedes aus den geselligen Kreisen der Kunstfreunde
vielfach verdrängt war durch die Concertarie, so geschah
dies noch viel mehr im katholischen Süddeutschland. Neben
den Höfen waren hier die Klöster die vornehmsten Pflege-
stätten der Tonkunst. Das Kloster half der Kirchen- und
Kammermusik immer breiteren Boden gewinnen. Allein
der Kirchenstyl selber wurde ja opernhast und borgte seine
neuesten Reize von der Arie. Das weltliche Lied aber hing
damals so innig mit der entschieden protestantisch-norddeut-
schen Literatur zusammen, daß es im katholischen Süden
selbst dann noch mißachtet wurde, als es im Norden bereits
zu reicher Blüthe und anerkannter Ehre gekommen war.
Wie die Geschichte der deutschen Dichtung von Opitz bis
Goethe überwiegend auf protestantischem Boden spielt, so
auch die Geschichte des musikalischen Liedes wenigstens bis
Haydn und Mozart. Nur die Gebildeten im katholischen
Oberdeutschland folgten theilnehmend dem Vorschreiten der
norddeutschen Dichterschulen. Dem viel bescheidneren musi-
kalischen Liede, welches Schritt hielt mit jener Literatur,
folgte im Süden fast kein Mensch. Bis gegen das letzte
Viertel des Jahrhunderts sind nord- und süddeutscher Lieder-
sang zwei grundverschiedene Dinge. Der einzige Süddeutsche,
welcher sich an die Poeten und Liedercomponisten des Nordens
epochemachend in seinen wenigen Liedern anschließt, war
Gluck; der erste Norddeutsche, welcher mit seinen Liedern

auch im Süden Wurzel faßte, Reichardt, im besten Theile seines Schaffens ein Schüler Gluck's.

Wenn nun aber bis zu den siebenziger Jahren fast jedes innere Band fehlte zwischen dem Lied des deutschen Nordens und des Südens, wenn selbst nachher, als man im Norden schon vorwiegend Goethe und Bürger componirte, in Wien noch Blumauer und Genossen die Lieblingsdichter der Tonsetzer waren, dann darf es uns nicht wundern, daß vollends in der traurigen ersten Hälfte des Jahrhunderts das oberdeutsche Lied nach Text und Musik in einem wahren Abgrund der Geschmacksharbarei versunken liegt. Das Lied fand keinen Raum im häuslichen und geselligen Kreise; man schwankte zwischen den Extremen der hochgestylten Arie und gemeiner Gassenhauer und possenhafter Quodlibets, die als ein „gemüths=ergözendes musikalisches Tafelconfekt“ noch weit leichter und lustiger den Gaumen kitzelten, als die „witzigen“ Berliner und Hamburger Lieder. Zum anschaulichen Exempel derartiger Hausmusik sei nur der Titel eines in den fünfziger Jahren (also zur Zeit der Frühblüthe Klopstock's und Lessing's) öfters erwähnten Quodlibets angeführt: „Zwei neue und extra lustige musikalische Tafelstücke. 1. Der Wienerische Tandelmarkt, mit vier Singstimmen, zwei Violinen und Basso ordinario. Die Singstimmen stellen vor: den Sägfeiler, Hohlkippenfrämer, einen Marktschreier und Savoyarden mit seinem Spielwerk. Die Instrumente imitiren das sogenannte Wienerische Breinglöckl. 2. Die Bauernrichters Wahl. Die Sänger sind: der Barthelme Zimmermann als Senior, der Paul Schnepfendreck, der böhmische Maslo, der schwäbische

Wirth und der einäugige Schulmeister, welche ein Jeder in seiner Sprache die Vota zur Wahl geben. Beide Stücke sind nach Art der Quodlibete eingerichtet und jedes zur gehörigen Abwechslung mit sieben Arien und dazu gehörigen Recitativen versehen, mithin bei vornehmen Gastmahlen und andern lustigen Gesellschaften mit großem Applaus zu produciren. Von Gregor Joh. Werner. Augsb. 1754."

Dies war also ein Stück oberdeutscher Salonmusik in damaliger Zeit!

VI.

Wozu diente nun aber die überschwellige Liederfluth, wenn im Concert Lieder gar nicht gesungen wurden, im geselligen Kreise ein wirkliches Lied nur selten? Was reizte Musiker und Liebhaber, rastlos Lieder zu setzen? Selbst die Zeitgenossen wunderten sich über die „ist so liederreiche Zeiten“ und schlugen wohl gar ein Kreuz vor diesem unerbeten hereinbrechenden Segen, dessen Urquell und Ziel sie nicht begreifen konnten. Ironisch schreibt Wiegler 1743: „Unsere Zeit ist glücklich, daß der Mangel, so wir ehemals an Oden gehabt, iſo so reichlich ersetzt wird. Man droht an etlichen Orten dergleichen Oden herauszugeben, und kann es der Welt wohl gegönnt werden, da sie vordem gar nicht auf die Tafel gebracht worden.“ Marpurg meint im Hinblick auf das Lied, fast jeder Spieler wolle dormalen zugleich einen Sänger vorstellen, und Mattheson hört in seinem „unterirdischen Klippenconcert“ sogar die Geister Lieder singen, die nach der mitgetheilten Probe fast besser gewesen zu sein scheinen, als die Lieder der meisten Musiker über

der Erde, und ein Anderer fragte, ob nicht das Heulen der Verdammten in der Hölle am Ende auch in Odenform erklinge, mit dem Zähneklappern als Klavierbegleitung?

Die Lieder, deren ungeheure Zahl das Staunen und den Groll so manchen vornehmen Kunstmusikers erregte, dienten wesentlich nur der einsamen häuslichen Erbauung der „empfindsamen“ Kunstfreunde. Wie man ein Gedicht in der Stille liest, so sang man auch das Lied für sich allein am trauten Klavier. Gedichte im geselligen Zirkel vorzulesen war damals so wenig der Brauch, als Lieder beim Thee zu singen; erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird es in Berlin Mode, Gedichte in den Salons zu lesen, und gleichzeitig wird auch das gesungene Lied allmählig gesellschaftsfähig. Der ältere Liedersang hatte also sein Publikum nur in den Sängern selbst, nicht in größeren Hörerkreisen. Diese sociale Thatsache barg Licht und Schatten. Vor dem Virtuositenthum und der Effecthascherei wurde allerdings das vereinsamte Lied bewahrt, andererseits blieb es aber auch dürftig und beschränkt, gegenüber der, von dem Beifall der Massen glänzend emporgetragenen Opern- und Concertmusik. Das Lied muß sich nach beiden Seiten entfalten, nach innen für das Haus und den geselligen Kreis, nach außen für das Volk. In seiner breitesten Grundlage wird es dabei allerdings Hausmusik bleiben müssen.

Indem man nun vor hundertundfünfzig Jahren das Lied rein in's Haus schloß, wurden dem bloßen Spiel und Zeitvertreib der Dilettanten oft Zugeständnisse gemacht, bei denen die Kunst aufhörte. Ein recht appetitliches Lied mußte sich auch ohne Gesang spielen lassen und dann einen

tanzbaren Menuett, einen Siciliano, eine Polonaise abgeben. Häufig ist dies schon bei den Tempobezeichnungen in den alten Liederbüchern angedeutet. Selbst Marpurg fordert noch, als eine der drei Hauptschönheiten eines Liedes, daß die Melodie „alle musikalische Vollkommenheit habe, deren eine Bourée, Gavotte oder Menuett fähig ist,“ und erklärt es in seinen „kritischen Briefen“ für einen besonderen Vorzug eines Liedes, daß es, je nach Bedarf, als Spielstück oder Singstück benützt werden könne. Wenn daher in jener Zeit Titel austauschen, wie etwa „Oden für Liebhaber des Klavierspiels,“ so war dies gar nicht so widersinnig, als es uns jetzt bedünken mag. Man wollte kurzweilige Stücklein für Hand oder Mund, zum Hausgebrauch, und machte selten höhere Ansprüche.

Uebrigens wurden damals durchweg Gesangmelodie und Instrumentalmelodie noch nicht so unterschieden gedacht und behandelt, wie seit der späteren klassischen Zeit. Es ist ein noch wenig beachtetes Verdienst Gluck's, Haydn's und Mozart's, daß sie den Genius der gesungenen und gespielten Melodie von Grund aus eigenartig aus einander zu halten begannen. Bei unzähligen Themen Sebastian Bach's dagegen kann selbst der feinste Kenner noch nicht von vornherein unterscheiden, ob sie ursprünglich für die Stimme oder für's Instrument gedacht sind. Also darf man's auch den damaligen kleinen Liedermeistern nicht so sehr verargen, wenn sie Sang und Spiel mit Behagen durch einander warfen.

Viel widerwärtiger als jene gesungenen Menuette und Gavotten berührt uns eine Stylmengerei anderer Art, die

gleichfalls ihren socialen Grund neben dem kunstgeschichtlichen hat.

In der feineren Gesellschaft galt deutsche Art für gemein und bänrisch; französische Poesie und italienische Musik dagegen hatte besonders vornehmen Wohlgeruch. Friedrich der Große schrieb französisch und musicirte italienisch; den Gesang deutscher Kehlen verglich er mit dem Pferdegewieher. Wer als ein beliebter Tonsetzer die gebildeten Kreise gewinnen wollte, der mußte seine deutschen musikalischen Gedanken wenigstens in ein wälsches Röcklein kleiden; noch besser war's, wenn er gar keine deutsche Gedanken hatte. Meister des Kirchenstyles oder der strengen Instrumentalmusik, wie Bach und Händel, konnten auf einsamer Höhe diesem Gebot der Mode trogen; der Liedercomponist dagegen zählte in jener Zeit zu den „galanten“ Musikern, und wo er sich nicht dem Geschmac der Liebhaber beugte, da componirte er blos für's Papier.

Nun gerieth er aber durch den italienischen Modeton in einen weit ärgeren Widerspruch mit sich selbst, als etwa der Operncomponist. Denn die Oper ist von Haus aus eine fremde Pflanze, das Lied aber wächst hervor aus dem heimischen Volksgefang und steigt und fällt mit der vaterländischen Poesie. Die italienische Oper konnte man germanisiren; kein Mensch aber vermochte aus italienisch-deutschem Operngefang ein wirkliches deutsches Lied zu gestalten. Dasselbe Lied, welches man damals verachtete, weil es zu deutsch erschien, verachten wir jetzt, weil es uns zu italienisch dünkt.

Schon die äußere Technik fast aller Lieder aus den

sechs ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zeigt, wie ein häßliches angeborenes Muttermal, die Spuren dieses Zwittergeistes. Der Musiker betonte das deutsche Wort im deutschen Liede nach italienischer Weise; er machte, dem weichen wälschen Ohre schmeichelnd, überhäufig selbst da weibliche Schlüsse der musikalischen Periode, wo der Vers im männlichen Schlußfall auslief; er verwob italienische Triller, Schnörkel, Vorschläge und Läufe in die Melodie, obgleich dieselben dem ursprünglichen deutschen Lied, wie es nach seinen Hauptzügen der Mund des Volkes bewahrt, ganz fremd sind. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkten einzelne Theoretiker sehr richtig, daß die Italiener kein ausgebildetes Kunstlied besäßen, daß die Franzosen im Chanson nur eine Seite des Volksliedes kunstgemäß entwickelt hätten, und daß wir Deutsche in der allseitigen und eigenen Pflege des Kunstliedes jenen Nebenbuhlern weit vorangingen. Allein in der Praxis dauerte es trotzdem noch lange, bis wir unser deutsches Lied völlig frei machten von der Fessel des italienischen Arienstils.

VII.

Drei große Dinge mußten geschehen, um eine neue kunstgeschichtliche Epoche des deutschen Liedes anzubahnen:

Wir mußten vorerst eine neue Nationalliteratur gewinnen, die dem Musiker statt „verfertigter“ Gedichte — gedichtete Gedichte bot, ächte Lyrik, welche schon im Gedanken und im Verse von Sang und Klang erfüllt war.

Anerkannte Meister mußten durch die technische Ver-

tiefung und Bereicherung des Liederfahes dem verachteten Liebe wieder Ehre schaffen im Kreise der musikalischen Kunst; sie mußten den Muth haben, sich das schlichte Lied zu einem Stück Lebensaufgabe zu erwählen und also zu zeigen, daß es sich hier um ein größeres Ding handele, als um bloße Spielerei, Nebenarbeit und Dilettantenwerk. Zugleich galt es, eine neue ästhetische Kritik des Liedes zu gründen.

Endlich aber bedurften wir bahnbrechender Männer von deutschem Geist und deutscher Bildung, die, den neuen nationalen Dichtern wahlverwandt, die Weise des deutschen Volksliedes dem Kunstliede zu Grunde legten und die eigenste Form deutschen Gesanges statt des italienischen Arienstils unserem Liede wieder eroberten.

Diese drei großen Dinge erfüllen sich in dem Gesamtwirken der Liedermeister Ph. E. Bach, Gluck, Hiller, Schulze, Reichardt, und in dem geistigen Bund, welchen diese Männer (den einzigen Hiller ausgenommen) mit den großen Poeten der neuen Literaturepoche geschlossen. Mit der deutschen Poesie wird auch unser musikalisches Lied frei und findet sich selbst wieder. Für beide Thatfachen bildet die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Wendepunkt. Die geistige Selbstbefreiung der Völker ergreift immer gleichzeitig die verschiedensten Seiten des nationalen Lebens. Dies bezeugt uns die Geschichte auch des schlichten, kleinen Liedes: nur inmitten einer der größten Krisen der neueren Culturgeschichte konnten wir das neue deutsche Lied gewinnen.

Die deutsche Musik hat gar Vieles von den Fremden gelernt, sie hat sich namentlich gar manche Vorarbeit der Italiener erst langsam verdeutschten müssen. Bei dem Liede

aber ist es unser besonderer Stolz, daß wir es nicht von Außen überkommen, sondern uns selbst gemacht haben, daß es rein dem innersten Gemüthe unseres Volkes entquollen ist. Darum hatten wir es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verloren, als wir von uns selber abgefallen waren: wir fanden es in der zweiten Hälfte wieder, als die Nation sich selber wiedersand. Und zwar schließt sich diese Thatsache, wie bemerkt, wunderbar treu an die gleichzeitige Selbstbefreiung der deutschen Poesie. Die Geschichte des musikalischen Liedes ist uns ein Zeugniß von der fortzündenden Kraft großer geistiger Bewegungen. Keine Kunst lebt vereinzelt, jede Revolution in der einen Kunst zieht über kurz oder lang eine Neugestaltung der andern nach sich; das Geistesleben der Völker ist ein einheitliches, organisches Ganze. So war es die Wiedergeburt der Poesie, welche zunächst das deutsche musikalische Lied mit sich emporhob und durch das Lied auch in die andern Kreise der Tonkunst umbildend eingriff.

Dieses läßt sich leicht sagen und wird auch gerne gehört. Aber unsern Musikern wird es entsetzlich schwer, sich auf den historischen Standpunkt zu erheben und demgemäß die Väter des neueren, ächt deutschen Liedes — Ph. E. Bach, Gluck, Hiller, Schulze und Reichardt — nach Würden zu ehren, oder gar die besten ihrer Lieder, welche heute noch seelenvoll und jugendfrisch sind wie das Volkslied, gelegentlich wieder einmal zum Vortrage zu bringen. Denn der moderne Musiker ist gewöhnt, die Kunstgeschichte von hinten nach vorn zu betrachten und also beispielsweise Schubert's Hölty-Lieder oder Schubert's Erbkönig zu nehmen, um die

Hölty-Lieder von Schulze oder den Erbkönig von Reichardt daran zu messen. Welch verkehrte Welt! Wo kämen wir hin, wenn wir entsprechend Fiesole nach Michel Angelo beurtheilen wollten oder Paul Flemming nach Heinrich Heine! Ein jeder Künstler will aus sich und seiner Zeit begriffen sein, ja jedes Zeitalter aus sich selber. Dazu aber sollen wir auch fragen, was vorher gewesen? denn für die Ausnützung des Pfundes, welches uns frühere Geschlechter hinterlassen haben, sind wir voll verantwortlich, nicht aber für das, was dereinst einmal ganz andere künftige Generationen machen werden.

Wer also den herrlichen Aufschwung des deutschen Liedes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ermessen will, der prüfe, wie jene vorgenannten Liedersänger den musikalischen und poetischen Geist ihrer Zeit erfaßten und in selbständiger Weise zur harmonischen Aussprache brachten, blicke aber vorher noch auf die trostlose Zeit der „verfertigten Eingoden,“ des Zopfes im deutschen Lied. Dann wird er erkennen, welch bedeutende künstlerische und nationale That selbst in den „Liedern im Volkston“ eines J. A. P. Schulze geborgen liegt. Unsere Kinder und Studenten singen manche dieser Lieder heute noch, aber die „verfertigten Eingoden“ singt kein Mensch mehr. Und Gluck, Em. Bach und Reichardt werden dereinst auch wieder gesungen werden; ihre Lieder sind gegenwärtig Zukunftsmusik wie Joseph Haydn's Symphonien.

Gluck als Liedercomponist.

(1861.)

I.

Den Dramatiker Gluck kennt alle Welt; Gluck, der Liedercomponist, zählt zu den verschollenen Meistern. Und doch gehören die wenigen Lieder des großen Dramatikers so nothwendig zum ganzen Gluck! Zwar den Musikhistorikern von Fach sind Gluck's Lieder gewiß nicht fremd; allein bloß von den Fachleuten gekannt sein, heißt in der Regel doch nichts Anderes, als mit Ehren vergessen sein. Nun halte ich es freilich für ein Unrecht, daß Gluck's Lieder nicht ebenso gut wie die Lieder Mozart's und Schubert's und Mendelssohn's auf den Klavieren unserer Sänger liegen, will aber von dieser Art der Verschollenheit zunächst nicht weiter reden. Denn jene Lieder sind nicht so wohl wichtig durch das, was sie uns sein könnten, als durch das, was sie ihrer Zeit waren, und also beklage ich viel weniger, daß die Lieder vergessen sind, als daß man die epochemachende Stellung vergessen hat, welche Gluck durch dieselben in der Geschichte des deutschen Liedes einnimmt.

Wir besitzen noch sieben Lieder von Gluck, genau gezählt, sieben und ein halbes; denn das achte ist blos Skizze, von Reichardt aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet und also nicht vollgültig. Es sind dies die in unserer älteren Literatur so oft erwähnten Klopstock'schen Oden des großen Dramatikers. Seine Gellertlieder besitzen wir nicht mehr, und schon 1790 warf Gerber den Zweifel auf: ob überhaupt jemals ein Anderer als Gluck selber sie besessen habe, indem er die Lieder blos fertig im Kopf mit sich herumgetragen, ohne sie niederzuschreiben. Gleiches Schicksal hatte bekanntlich seine Musik zu Klopstock's Hermannsschlacht.

Gluck sang lieber Lieder, als er Lieder schrieb; der Weg vom Kopf bis zur schreibenden Hand ist bei ihm überhaupt erstaunlich lang gewesen. Bedte ihm ein gemüthlicher Freundeskreis die Lust am Liede, dann holte er nicht Noten herbei, sondern einen Abdruck von Klopstock's Oden, worin er kleine declamatorische Vortragszeichen unter die Worte geschrieben hatte, und sang nun das Gedicht mit wenigen begleitenden Accorden wie ein Recitativ.

Eine Probe solcher Musik, die aus Gluck's begeistertem Mund auch die Hörer zur Begeisterung hingerissen, hat uns Reichardt in eben jenem achten Liede bewahrt. Es ist die Ode „der Tod“ („O Anblick der Glanznacht“ u.). Schwarz auf weiß muthet uns dieses reine Recitativ mit seinen langen, dürftig bezifferten Bassnoten jetzt kalt und trocken an; doch steckt Gluck'scher Nerv in den scharfen Accenten, und ein ächt dramatischer Sänger könnte auch heute noch den Geist, der in dieser baren Declamation schlummert, ergreifend wieder erwecken. Immer jedoch wirkt ein Recitativ für sich

allein, und sei es das erhabenste, unbefriedigend; ja, je ächter und wahrer die elementare halbgeformte Musik eines Recitativs ist, um so stärker erregt sie in uns die Sehnsucht nach dem Uebergang zur gerundeten, vollgeformten Melodie.

Die Lieder, welche Gluck nicht bloß für sich sang, sondern auch für Andere niederschrieb, die sieben gedruckten Lieder, sind alle melodisch durchgebildet, wirkliche Lieder. Sollte dieser verstandesklare Künstler nicht absichtlich unterlassen haben, die andern nach dem Urtheil der Ohrenzeugen rein recitativisch rhetorischen Oden auszeichnen, weil er gar wohl wußte, daß der subjective Zauber solcher halb improvisirten Vorträge schwinden würde, sowie dieselben, auf die starren fünf Notenlinien gefesselt, jedem profanen Auge preisgegeben waren?

Ich betone nochmals den Unterschied, der zwischen den Gluck'schen Liedern besteht, welche er für Andere veröffentlicht hat, und jenen, die er bloß für sich gesungen haben soll, um eine chronologische Bemerkung daran zu knüpfen. Die sieben gestochenen Lieder gehören den Tagen seiner reifsten, gediegensten Schöpferkraft; sie fallen zwischen die Composition der Alceste und Iphigenie in Aulis (also beiläufig 1770). Die Nachrichten über Gluck's recitirende Odenvorträge rühren dagegen wohl sämmtlich aus einer späteren Zeit, und erst 1786, also ein Jahr vor Gluck's Tode, schrieb Reichardt das einzige Probestück eines solchen Vortrags aus dem Munde des Greises nieder, dessen eigentliche Productivität doch schon seit Jahren erloschen war.

Bei fast allen bahnbrechenden Künstlern verwandelt sich im Alter der Quell ihrer höchsten Vorzüge in den Quell

ihrer Einseitigkeit und Schwächen. Ich brauche nur an Goethe's und Beethoven's Spätwerke zu crinnern. Wahr und gedankentief zu deklamiren war einer von Gluck's eigensten Vorzügen: darf es uns bei seiner letzten Ode überraschen, daß der alte Meister schließlich nur noch wahr und gedankentief deklamirte?

II.

Zwei Dinge vor andern machen Gluck's sieben Klopstocklieder kunsthistorisch bedeutsam. Sie sind uns eine kostbare Urkunde des innigen Zusammenhanges, welcher die Geschichte unsers musikalischen Liedes und unserer poetischen Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ergänzend in einander webt, und zugleich eine Urkunde des größten Umschwungs in Geist und Technik des Liederfaches an sich.

Beide Punkte will ich näher in's Auge fassen.

Wie man Emanuel Bach und Gellert, Schulze und den Göttinger Hainbund, Reichardt und Goethe in der Geschichte des deutschen Liedes stets mit einander nennen wird, so Gluck und Klopstock.

Bekanntlich feierte Gluck scheinbar mehrere Jahre nach der Composition seiner Alceste. Da er eben seine neue große Laufbahn begonnen, hielt er ein und holte Athem. Schon seit zehn Jahren hatte der gereifte Mann nachzulernen gesucht, nicht sowohl was er im musikalischen Handwerk, als was er in der ästhetischen Bildung in seiner Jugend versäumt hatte. Gluck war freilich das größte Glückskind unter seinen berühmten musikalischen Zeitgenossen;

dem kein Anderer besaß jene äußere Unabhängigkeit des Daseins, welche ihm gestattete, über das bloße Musiciren hinaus einen freien und weiten geistigen Blick zu gewinnen und der durchgebildete Weltmann unter den großen Tonmeistern zu werden.

Sein Verdienst aber war, daß er mit nimmer rastendem Streben dieses Glück auch nach seiner ganzen Tiefe auszubenten wußte. Der bereits in Italien und Deutschland hochgefeierte Musiker schämte sich nicht, wieder von vorn anzufangen und, wie sein Biograph Schmid dies ausdrückt, in Wien „einige Jahre in philosophischer Ruhe zu leben.“ Sein Haus ward ein Sammelplatz gebildeter Männer, während sonst der gebildete Mann und der deutsche Musiker in derselben Stadt oft noch wie in zwei Welttheilen fern von einander saßen. Namentlich aber war Gluck der erste süddeutsche Meister, welcher jenen Bund der Musik mit der deutschen Nationalliteratur zu schließen begann, der im Norden durch den Verkehr der Berliner Liedercomponisten mit den Dichtern schon früher eingeleitet war.

Deutsche Poesie und deutsche Musik begegnete sich damals aber allwärts zuerst auf dem gemeinsamen Boden des Liedes. Hatten doch auch in der Aesthetik und Kritik des Liedersanges die Berliner Theoretiker schon vor Gluck jene Grundfragen über das Verhältniß von Gedicht und Gesang wieder durchgestritten, welche Gluck nachgehend auf die Dramatik hinüber geleitet und praktisch so tief und neu gelöst hat.

Es ist darum höchst bedeutsam, daß sich Gluck eben in jenen Jahren, da er scheinbar rastete und nachlernte, zu-

nächst im deutschen Liede schöpferisch erwies, und zwar in der Composition Klopstock'scher Oden, welche in ihrem spröden Gedankeninhalt und ihren metrischen und deklamatorischen Schwierigkeiten dem denkenden Meister neue Probleme boten. Im ersten Halbschied des achtzehnten Jahrhunderts war das Lied größtentheils eine musikalische Spielerei gewesen, die gedankenloseste Musikmacherei spukte im Liede: Glück setzte seine wenigen Lieder, als er dem Musikmachen ganz entsagt und sich recht still in seine Gedanken eingeponnen hatte.

Wie aber damals die Musiker durch das Lied zu den deutschen Poeten hinübergezogen wurden, so auch diese wiederum durch das Lied zu den Musikern.

Als Lyriker forschte Klopstock nicht minder in der musikalischen Aesthetik wie in der poetischen. Gar viele Stellen seiner Prosaschriften und Gedichte bezeugen, daß er im Verfolgen musikalischer Probleme das Kunstverständniß auch der poetischen Formen zu schärfen suchte. Nun trifft es sich wunderbar, daß Klopstock sich zur selben Zeit besonders lebhaft mit Gedanken über die musikalische Composition beschäftigte, als Glück seine neue große Epoche begann und durch Klopstock's Oden ein Herz faßte für die deutsche Poesie. Die Gedanken der beiden großen Männer kreuzten sich bereits, ehe sie selbst einander irgend persönlich nahe getreten waren.

Im Jahr 1766 hörte Klopstock Christian Gottfried Krause's Composition von Ramler's „Verenice.“ Die Musik ergreift ihn; er schreibt an Gleim: „Ich glaube, Krause hat die Nacht vor dieser Composition geträumt, er sei in

einem griechischen Musiktempel und höre Alcäus eine Ode vorlesen. Welche einfache und gleichwohl reiche Schönheit, und welche Neuheit dazu, wenigstens für mich!" Krause, der Freund Ramler's und Gleim's und zugleich der Genosse jener Berliner Musiker, die auf der einen Seite den italienischen Opernstyl Graun's und Hasse's, und auf der andern deutschen Liederfang pflegten, zählte eben auch zu den Vermittlern zwischen unserer Tonkunst und Nationalliteratur. Seine weiland berühmte Schrift „von der musikalischen Poesie" war freilich noch nicht in Klopstock's und Gluck's Geiste gedacht, und wenn er, wie Klopstock wünschte, dessen „Strophen" (zur Hermannsschlacht?) componirt hätte, so würde des Dichters Begeisterung für diese hellenische Berliner Musik doch wohl etwas sich herabgestimmt haben. Allein was er für sich hinein hörte in Krause's Melodien, das sollte er bald in Gluck's Gesang auch wirklich für alle Welt klar ausgesprochen finden.

Drei Jahre später (1769) vernimmt Klopstock, daß Gluck einige Strophen aus den Bardengesängen „mit dem vollen Tone der Wahrheit" componirt habe, Gluck, der, wie Klopstock damals bemerkt, nach dem Ausspruch „eines großen Kenners" der einzige Poet unter den Musikern ist.

Es nähern sich nun die beiden verwandten Geister rasch und stetig, bis zuletzt bei der bekannten Begegnung in Straßburg und Raßstatt (1775) der Mann dem Manne auch persönlich in's Auge schaut. Auch hier war es die Lyrik, in welcher der Dichter des Messias und der Componist der Iphigenia sich musikalisch und poetisch verbunden fanden.

Gluck hatte inzwischen die uns allein noch geretteten sieben Oden Klopstock's componirt und sich in seiner Nichte eine Sängerin für diese Lieder herangebildet, welche die höchst einfachen Weisen begeisternd tief und innig zu beleben wußte. Zur Sängerin für diese Lieder, sage ich, bildete Gluck seine Nichte Maria Anna; denn ihre Ausbildung zur Sängerin schlechthin überließ er einem Italiener, weil ihm sein schaffender Geist keine Geduld zum Schulmeister ließ.

R. F. Cramer erzählt uns über die Zusammenkunft in Rastatt, wo Gluck's Nichte die Oden und Strophen aus der Hermannsschlacht vor Klopstock sang: der Oheim habe die Nichte manchmal plötzlich mitten im reizendsten Vortrag unterbrochen und ihr wohl gar zugerufen: „Halt, das war falsch! Noch einmal!“ Und doch handelte es sich dabei nur um seine Schattirungen, die Keiner bemerkte. Einige seiner Lieblingsstücke sang ihm Niemand zu Dank, selbst nicht seine Nichte. So duldete er nicht, daß diese Klopstock seine Sommernacht („Willkommen, o silberner Mond“) vorsang. Er selber sang das Lied mit rauher, aber ausdrucksvoller Stimme. Cramer fügt hinzu: „Dem Anschein nach ist das Stück sehr leicht, aber der Affect! Man sieht daraus, was Gluck forderte!“

Man sieht aber auch aus diesem ganzen Bericht, den Cramer aus Klopstock's Munde niederschrieb, daß Gluck seine Lieder werth hielt und eine Aussprache seines eigensten Geistes in denselben geborgen zu haben glaubte, ganz entgegen manchem modernen Romantiker, welcher in Gluck's Oden nur eine trockene Gelegenheitsarbeit erblickt, weil die wenigen begleitenden Klaviernoten so gar grell abstechen von

dem jetzt gangbaren geschwollenen Accompagnement und die durchsichtige Klarheit des Colorits so gar keine Spur jenes aschfarbenen Helldunkels zeigt, in welchem man vorzugsweise die „Genialität“ verschleiert wähnt.

Schon als die einzige musikalische Urkunde des künstlerischen Freundschaftsbundes zwischen Gluck und Klopstock sollten uns die sieben Oden eine nationale Reliquie sein und bleiben.

Als Gluck's Nichte im Jahre 1776 starb, klagte der erschütterte Meister sein Leid den Dichtern Klopstock und Wieland. Das sechzehnjährige Mädchen mit dem seelenvollen Gesang war wie eine verklärte Erscheinung flüchtig durch das Leben des Lirndichters gezogen. Christian Daniel Schubart meinte, hätte Maria Anna länger gelebt, so würde sie die größte Sängerin Europa's geworden sein. Jetzt hat sich ihr Andenken bloß als die zarteste Episode in Gluck's Leben bewahrt; es wird fortleben mit jenen sieben Oden. Nach dem Tode der Sängerin hat Gluck wohl noch Lieder für sich gesungen, aber für Andere schrieb er keine mehr.

Schubart nennt Klopstock einen Dichter, der so ganz geschaffen sei „für Gluck's erhabenen Geist,“ dessen Ideen alle in's Große, Weitumfassende reichten. Diese Ansicht war unter den Zeitgenossen wohl überhaupt ziemlich gangbar, während uns jetzt die Künstlercharaktere Gluck und Klopstock, abgesehen von jenem allgemeinsten Zug eines großartig idealen Strebens, fast in jeder Falte unterschieden dünken. Es ist darum doppelt bemerkenswerth, daß Klopstock in seinen gelegentlichen musikalischen Bekenntnissen doch wieder ganz wie ein ächter und gerechter Gluckist sich ausspricht.

Sind nachstehende zwei Epigramme nicht geradezu Glück-
sche Ideen, in Verse gesetzt:

Freundin, was ist Gesang? „Gesang ist, wenn du nur hörst,
Ernst wirst oder weinst oder dich inniger freust.
Arien all' der Bravura sind nur Schulübungen, die man
Hält, zu lernen des Tons Bildung für den Gesang.“
Also ist nicht Gesang die Bravura? „Sie sammelte schöne
Farben in Masse mit Kunst; aber hat sie gemalt?“

und das andere — „Musik und Dichtkunst:“

Wenn die Musik das Gedicht ausdrückt, so ist sie Gesellin,
Wenn sie für sich ihr wenig's Allgemeines, so ist sie
Meisterin zwar; allein nur schade, daß die Gesellin
Ueber die Meisterin ist.

(Als Klopstock freilich in einer späteren Periode die
Inscription für einen Denkstein Ph. Em. Bach's in der Ham-
burger Michaeliskirche entwarf, schien er fast andern Sinns
geworden zu sein; denn hier heißt es: „— —, er war groß
in der vom Wort geleiteten Musik, größer in der Kühnern
wortlosen.“ Allein inzwischen hatte auch in der That die
absolute Tonkunst durch Haydn und Mozart zu einer Kühn-
heit und Selbstherrlichkeit sich aufgeschwungen, die der Dichter
drei Jahrzehnte früher in Glück's Blüthetagen nicht vorahnen
konnte.)

Noch deutlicher als in Versen und Sentenzen bekundete
sich Klopstock übrigens als Glückist in Notizen, die er selber
componiren half. Er bestimmte nämlich noch in den
neunziger Jahren den Musiker Christian Friedrich Schwenke
(der zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann war), zwei
Oden unter seinen Augen zu setzen. Zuerst las Klopstock
dem Tondichter seine Verse mehrmals vor; dann las, zur

Gegenprobe des Verständnisses, der Tonichter „umgekehrt“ dem Poeten die Verse. Nun wurde die Musik skizzirt. Klopstock verbat sich alle Texteswiederholungen, einige unbedeutende mußte ihm Schwendke förmlich abringen. Der Entwurf wurde hierauf vom Dichter kritisirt, namentlich im Punkte der Deklamation und des Ausdrucks, und es ward so lange geändert, bis Klopstock zufrieden war. Auf diese Weise entstanden Schwendke's Compositionen des „Vaterunsers“ und der Ode „Der Frohsinn.“ Obgleich Schwendke seine Melodien und Modulationen schon ganz in Mozart'scher Weise bildet, so beugt er doch streng nach Art der Gluck'schen Oden den freien Bau der Melodie unter die Accente des Sinnes und des Metrums. Man sieht ganz deutlich: er denkt und erfindet in Mozart's Formen, aber Klopstock steht hinter ihm und zwingt ihn, seinen Mozart'schen Styl in's Gluck'sche zu übersetzen, wodurch dann diesen Compositionen ein ganz wunderliches Doppelgesicht erwächst.

Wie Klopstock durch seine Gedichte Gluck zu Compositionen angeregt hatte, so ließ er sich auch umgekehrt durch Gluck'sche Musik zu besondern lyrischen Stimmungen begeistern. Zu der großartigen Ode „Warnung“ (1772) bemerkte der Dichter: „Ich habe sie nach gewählten Stellen aus den alten Componisten Bai, Allegri und Palestrina gemacht. Was ich nach Händel, Pergolese und Gluck gemacht, mochte ich nicht aufbehalten.“ Zu der spätern Ode „Die Erscheinung“ (1777) findet sich jedoch die Notiz: nach Gluck's, Pergolese's und Zoppi's Compositionen.

So bedenklich es auch ist, wenn der Dichter musikalische Eindrücke in Versen wiedergeben will, so sind doch jene

Versuche historisch wichtig als Zeugnisse eines Austausches zwischen dem Poeten und dem Musiker, welchem nicht bloß Klopstock sich hingab, sondern auch mehrere seiner Jünger und Genossen. Folgte ihm doch Gerstenberg auf dem abschüssigen Pfad des Nachdichtens musikalischer Stimmungen, indem er (1786) einer Phantasie von Ph. Em. Bach einen doppelten Text unterlegte: „den Tod des Sokrates“ und eine Paraphrase von Hamlet's Monolog „Sein oder Nichtsein!“ Dieses Kunststück ward damals als ein Wunderwerk angestammt. Schulze, der sonst so hellblickende Meister des Liebes, nannte das Ding ein „Meteor,“ und Cramer meinte: „dieser excentrische Versuch gehöre zu den wichtigsten Neuerungen und führe tief hinab in die geheimsten Schächte der Musik.“ Künstlerische Freunde hatten Streit geführt über die Fähigkeit des Instrumentalsachen, Begriffe und Vorstellungen klar zu versinnbilden, und der Dichter des Ugolino wollte nun den Knoten zerhauen mit seiner Poesie. Indem er aber einen so unterschiedenen Text denselben Tönen gleich entsprechend unterlegte, bewies er eigentlich das Gegentheil dessen, was er beweisen wollte, er bewies, daß die Instrumentalmusik eben doch nur in der allgemeinen Stimmung bestimmt, im Ausdruck eines klaren Begriffes aber höchst vieldeutig und verschwommen ist.

Glück war durch Klopstock den deutschen Dichterkreisen persönlich nahe gekommen. Erfreulich zeigt sich's dann aber auch, wie die Dichter ihrerseits in Glück den Poeten unter den Musikern erkannten und ehrten.

Herder schreibt um's Jahr 1796 in den „Briefen zur Beförderung der Humanität:“ „Daß Klopstock zu seinem

Her mann einen Gluck fand, daß er durch seine Gesänge ihn und Andere zu dieser Gattung einfacher Musik wedte, gehört mit zu den glücklichen Begegnissen seines Lebens. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Einsalt und Würde, die ihr gebührt, zu uns zurückzukehren würdigte, wessen Worte würden sie freundlicher herniederzaubern, als Klopstock's?" Und später noch, zu einer Zeit, wo die Musiker Gluck's Oden längst vergessen hatten, bemerkt Herder: „In den Gesängen, die Gluck aus Klopstock componirte, schwebte er überall auf den Fittigen der Empfindung des Dichters.“

Wuthen uns überdies die musikalischen Strophen in Herder's Operndramen Prometheus, Philoktet, Brutus u. nicht an, als seien sie dem Dichter eingegeben worden durch die Erinnerung an Gluck'sche Musik zu Klopstock'schen Versen?

Auch Wieland erkannte (in dem Aufsatz „über das deutsche Singspiel“ 1775) Gluck als den Reformator der dramatischen Tonkunst, spürt aber auch als kluger Weltmann zugleich die Hindernisse, welche sich der Mission Gluck's „in den sittlichen Zuständen der Hauptstädte Europa's“ entgegenstellen.

III.

Will man überhaupt anerkennende Zeugnisse der deutschen Zeitgenossen über Gluck sammeln, so wird man vorwiegend bei den Männern der Literatur und Poesie Umfrage halten müssen, weit weniger bei den schreibenden Fachmusikern jener Epoche; Urtheile vollends über Gluck, den Odencomponisten, findet man fast nur bei den gleich-

zeitigen Dichtern; die gleichzeitigen Musiker achteten solche unmusikalische Musik nicht der Rede werth.

Doch muß ich hier eine kleine Gruppe von Tonsetzern ausnehmen, die sich aber auch durch ihren engen Bund mit den Dichtern ächt nationalen Ruhm gewannen; ich nenne Schulze und Reichardt. Obgleich Beide in ihrer volksthümlichen Behandlung des Liebes ganz andern Zielen zustrebten, als Gluck, so stehen sie doch in ihren Grundgedanken über das Verhältniß der Musik zur Poesie, über die Deklamation, in ihrem Ringen nach einfach wahrer Charakteristik unmittelbar auf Gluck's Schultern. Insbesondere hatte ihnen Gluck die Bahn gebrochen für die Composition Klopstock'scher Texte, welche damals als eine höchst verlockende musikalische Aufgabe galt. Versuchte doch Reichardt sogar den Messias mit Beibehaltung hexametrischer Form als Oratorium zu bearbeiten und holte Klopstock's Billigung für dieses Wagniß ein, wie er auch etliche Strophen bei seiner Musik zu der Ode „die Gesticne“ nicht weglassen wollte, bevor es ihm der Dichter ausdrücklich erlaubt hatte. Ja, es behauptet Reichardt sogar in dieser seiner früheren Periode: „Klopstock ist in seinen lyrischen Gesängen am volksthümlichsten; Alles macht diese Gesänge zum Ideal musikalischer Poesie für wahre Musik!“ So konnte damals (1781) nur ein Gluckist sprechen. Dazu dürfen wir es nicht vergessen, daß wir dem Musiker Reichardt ja die Niederschrift der letzten Gluck'schen Ode danken. Die Kunstzöpfe fühlten freilich heraus, daß Reichardt nach ihrer Art gar kein rechter Musiker sei.

Der ehrenwertheste literarische Gegner Gluck's in Deutschland war Forkel. Es ist bemerkenswerth, daß er häufig

den Lyriker Gluck angreift, um den Dramatiker zu vernichten. Die einfachen liedartigen Motive in der „Iphigenia in Aulis“ dünkten ihm größtentheils wahre Kirchemusik und der Chor in D-moll „partons, volons à la victoire!“ mit seinem in Liedesform angelegten schlichten Perioden- und Strophenbau — ein ächtes Chorlied — ist Forkel eben darum ein Urbild des Plumpen und Langweiligen.

Als ein Muster feinerer und würdigerer Dramatik stellt Forkel dem Gluck den Georg Benda entgegen, welcher den italienischen Arienstyl in der That zierlich und sinnig zu verdeutschen wußte. Ganz ergötzlich macht es sich dann aber, wenn Forkel seinen begünstigten Benda förmlich entschuldigt, weil die sparsamen liedartigen Weisen seiner Opern dennoch weit allgemeiner Beifall fanden als die arienhaften. In der Kritik von Benda's „Walder“ bezeichnet Forkel das damals allgesungene Lied „Auch die glücklichste der Ehen 2c.“ als populär und behaltfam, fügt aber gleich hinzu: „Man halte dies nicht für einen Tadel des Stückes, und nehme es lieber als einen kleinen Vorwurf auf, welcher dem allgemeinen Geschmack des Publikums dadurch gemacht wird, daß es den Künstler so oft zwingt, weniger zu thun als er könnte.“ Und doch konnte Forkel sich nicht enthalten, selber Lieder zu componiren und herauszugeben! So mächtig drängte die deutsche Musik damals überall zum deutschen Liede.

Herr. v. Castelle erkannte ganz richtig ein gut Theil der Anziehungskraft von Gluck's Opern in den mit den dramatischen Motiven so innig verwobenen lyrischen Weisen, in den „neuen, rührenden und mannichfaltigen Melodien.“ Giller, der ehrwürdige deutsche Liedersänger, bemerkt aber

flugs dagegen: „daß mögen sie für die Franzosen wohl sein, wer aber mit den Arbeiten anderer deutscher und italienischer Meister bekannt ist, der wird sie bei weitem nicht so neu und original finden.“

Hiller berührt hier einen für seine eigene Ansicht sehr bedenklichen Punkt. Die Franzosen jener Zeit waren in Sachen der neuen, frischen und volksthümlichen Melodie, namentlich der schlichten Liebesweise, durchaus keine schlechten Kenner. Sie sind im Gegentheil durch die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Deutschen im nationalen Liede vorangegangen, und so tief sie in der Kunst des Gesammtaufbaues eines Tonstücks und der durchgebildeten Harmonie unter uns standen, so hoch überragt die Neuheit und Eigenart der Melodie und Deklamation bei Philidor, Rousseau, Desaiades, Gretry wenigstens die italienisirenden Arien-Lieder der Haffe-Graun'schen Schule, aus welcher Hiller hervorging. Von dem französischen Chanson haben die deutschen Lyriker damals nicht wenig gelernt, namentlich merkten sie es den Franzosen ab, auf welchem Weg das deutsche Lied frei zu machen sei von den Banden der italienischen Arie.

Man könnte es fast als ein Zeichen des Dankes für diesen nachbarschaftlichen Dienst deuten, daß der grunddeutsche Schulze seinem nationalsten Werke, den „Liedern im Volkston,“ ein acht französisch-stylisirtes Chanson beigelegt hat.

Klopstocks Freund, Cramer, konnte noch im Jahr 1783 schreiben: „Der Liedercomponisten, die mit Charakter setzen, hat Deutschland im Vergleich gegen die Franzosen noch immer nur wenige. Legionen unserer Melodien verdunkeln mehr

den Geist des Liebes, anstatt ihn aufzuhellen oder seinen Gang zu unterstützen.“

Auch Gluck lernte als Lyriker an dem französischen Liebe mindestens ebensoviel als an dem damals noch so dürftigen deutschen Liedersang. Er fand auch hier den Weg von Italien nach Deutschland über Frankreich. In der Periode von 1755—62 schrieb er französische Operetten mit Chausson, „les amours champêtres, l'isle de Merlin etc.“, und lange nachher, als er schon ganz der deutsche Meister geworden, setzte er in seiner Festoper *Cythère assiégée* ein Chausson.

Man muß überhaupt den Liedercomponisten Gluck nicht blos in seinen sieben Oden suchen; weit mehr und theilweise weit schönere Lieder gab er in den dramatischen Werken. In den „Pilgrimen nach Mekka“ ringt der Geist des Liebes geradezu mit der Arienform. Beim Publikum gewannen einzelne liedartige Nummern den Sieg. Ich bemerkte oben: die Dichter hätten Glucks Lieder besser zu schätzen gewußt als die Musiker. So berichtet uns Karoline v. Wolzogen: Schiller habe das Lied aus den „Pilgrimen“, „Einen Bach, der fließt u.“ mit besonderer Vorliebe gehört, und sich öfters an der hellen sonnigen Stimmung dieser idyllischen Weise erfreut.

Entschiedener noch als in jener komischen Oper Glucks bricht aber in seinen reichsten und reifsten tragischen Werken der ächteste Liederklang hervor. Neben den Arien, und dieselben mitunter an Innigkeit und Schönheit überragend, finden wir hier eine reiche Auswahl liederartiger Cavatinen, ja wirklicher Liedersätze. (Ich erinnere nur z. B. an den

Gesang der Iphigenie „Ewig werd' ich sein gedenken,“ nach Geist und Form eines der ächtesten und erhabensten Lieder, welche die deutsche Musik überhaupt besitzt.) Gerade durch die knappere, aber charaktervollere Liedform macht sich Gluck in gar vielen Fällen frei von dem alten Ariengeschleppe, ohne darum die Schönheit eines selbständigen architektonischen Musiksatzes aufzugeben.

Ein altes Bildniß Glucks trägt die Unterschrift: „Il préféra les Muses aux Sirènes.“ Man könnte dies für den gedachten Einzelzug verdeutschen: Er zog den Geist des deutschen Liedes der wälschen Arie vor.

Derselbe ideale Geist des Liedes ist es auch, der Gluck Balletmusik in den großen tragischen Opern so rein und schön zum Ganzen verwoben hat; denn Tanzweise und Liedweise sind Geschwister, und gerade in der Melodieführung jener kleinen Instrumentalstücke hat Gluck oft am überraschendsten die Gabe des Liedes bekundet. Wenn Einer die Bedeutung Joseph Haydns für das deutsche Lied untersuchen will, so darf er sich nicht bloß auf dessen Liederhefte beschränken, sondern muß auch die zahllosen Liederthemen in den Symphonien und Quartetten in Betracht ziehen, durch welche Haydn das wiedergefundene volksthümliche Lied befruchtend in die höchste instrumentale Kunst leitete; so hat Gluck der großen Oper neue liedartige Formen gewonnen, und eben da, wo er als Dramatiker am mächtigsten erscheint, ist er oft zugleich am mächtigsten als Lyriker.

Die Oden Glucks sind übrigens ganz gründlich verschieden von den Liederstücken in seinen Dramen. Sie bilden eine Gattung für sich. Ich kenne kein zweites Werk unsers

Meisters, welches beim ersten Anblick so lebhaft an einen Ausspruch der Prinzessin Amalia von Preußen erinnerte, wie diese Oden. Die musikeifrige Schwester Friedrichs des Großen schrieb nämlich an Kirnberger: „Der Hr. Gluck, nach meinem Sinn, wird nimmermehr für einen habilen Mann in der Composition passiren können. Er hat erstens gar keine Invention, zweitens eine schlechte elende Melodie, und drittens keinen Accent, keine Expression; es gleicht sich alles.“ Die Prinzessin fällte dieses Urtheil aber nach dem Studium der Partitur der — „Iphigenie in Tauris,“ und schloß ihre Kritik mit dem bündigen Satz: „Endlich und überhaupt ist die ganze Oper sehr miserabel.“

Wenn man heutzutage Glucks Oden vorzeigte, ohne den Namen des Meisters zu nennen, so könnte gar mancher Musiker leicht einen ähnlichen Spruch thun. Denn alles Musikalisch-Technische ist hier so überaus einfach gehalten, daß die gepriesene Sparsamkeit Glucks in den Opern fast wie Verschwendung daneben steht. Man merkt keine Spur vom „habilen Musiker.“

So wie man aber die Oden singt und wieder singt, und sich vertieft in „Accent und Expression,“ wird man inne, daß der Meister hier mit einer Selbstentäußerung wie nirgend anders den Musiker bei Seite geschoben hat, um die Dichtung in ihren klarsten und feinsten Umrissen aus dem dünnen Farbenauftrag der Töne hervorleuchten zu lassen. Nicht weil er es zu leicht genommen hätte, wurde Gluck fast technisch dürftig in den Oden, sondern weil er es zu streng nahm, weil er im Extrem Gluckisch schrieb; er will den Gesang so rein zur Deklamation vergeistigen, daß ihm so ge-

wöhnliche Dinge wie Melodie und Harmonie fast zu materiell geworden sind.

Durch dieses Streben aber, in welchem er seine eigenste Natur ausspricht, fällt er auch zugleich wieder von sich selber ab. Reichardt sagte das treffende Wort: daß Lully bloß wahr gewesen sei, Glück aber wahr und schön zugleich. In den sieben Oden droht manchmal fernher die Gefahr des Rückfalls zu Lully's Standpunkt, in der im Eingang besprochenen achten Ode erscheint dieser Rückfall thatsächlich. Bei einer Stelle in Salieri's Danaiden, die Glück mißfiel — er wußte selbst nicht warum — rief er plötzlich: „Nun hab' ich's — die Stelle riecht nach Musik!“ Gibt es nicht auch Musik, bei welcher man ausrufen möchte: sie riecht nach Poesie? Glück's Oden sind trotz allem doch wieder musikalisch zu wichtig, als daß man dieses Wort gegen sie zu wenden wagen dürfte; dennoch legen sie den Gedanken mitunter nahe.

Es ist als ob die Ehrfurcht vor dem Dichter und seinen Versen gelastet habe auf dem Componisten, als er die Oden sang. Er wagt nicht frei und voll sich selber ganz zu geben wie in den Opern, er folgt nur schon von fernher dem gefeierten Dichter; aber es ist doch immer Glück der folgt.

Nicht bloß im Gedankenaccent, auch in den Accenten des Metrums schmiegt er sich den Versen mit bewundernswerther Treue. Wie die kunstvollen antikisirenden Strophemaße den Gedichten besonders vorgebrudt waren, so stehen sie auch in der Originalausgabe der Glück'schen Musik noch einmal besonders über dem Notensystem. Vor diesen fremden,

geheimnißvollen Maßen hatten die Tonsetzer damals überhaupt noch eine heilige Scheu.

Indem nun Gluck den Sylbenquantitäten sehr pflichtlich nachdeclamirt, wird er doch keineswegs monoton. Denn er berücksichtigt andererseits die Verscäsuren und die Vers- und Strophenschlüsse durchaus nur soweit, als sie auch Cäsuren und Abschlüsse des Sinnes sind, und weiß gelegentlich den Gedankenaccent äußerst fein in der Schweben zu halten mit dem Versaccent. Er declamirt also sehr gebunden, zeigt sich aber gerade darin als der Meister der Declamation. Man begreift leicht, daß ihm kein Anderer solche Musik ganz zu Dank sang, und daß er die Oden lieber mit ungenügender Stimme richtig declamiren als sie von Andern mit seelenvollem Tone, aber allerlei kleinem Verstoß gegen die subtile Declamation, gesungen hören wollte.

Doch wähne man nicht, daß diese Oden, bei denen Melodie und Harmonie so streng dem Accent des Gedankens und Verses untergeordnet ist, etwa in ein formloses Recitativ sich verließen. Im Gegentheil, es sind ächte, knapp und wohlgefügt aufgebaute Lieder, zum Theil einfache Strophelieder. Die durchcomponirten Oden „Schlachtgesang“, „der Jüngling“ und die „Neigung“ sind doch auch wieder strophisch angelegt; es ist Satz, Gegensatz und Wiederholung des Hauptsatzes zu einem Stropherondo. Hier zeigt sich Gluck recht als ein Meister des Maßes und der Architectonik. Klopstock ist ihm überhaupt nicht, wie so vielen Epätern, ein Verlocher zu dämmerigem, formlosem Phantasiren, sondern es ist umgekehrt der antike Geist in Klopstock, welcher ihn anzieht, und zu möglichst klarem und durchsichtigem

Colorit begeistert. Mit großem Takt hat er auch sieben ganz besonders gedankenklare und plastisch abgerundete Texte ausgewählt. Darum stutzt dann aber so manches moderne Kind vor diesen schlichten und lichten Gluck'schen Oden, weil man sich unter einer Musik zu Klopstock eine rechte Rebelmusik glaubt vorstellen zu müssen, darin kein Mond und keine Sonne scheint.

Es war epochemachend, daß Gluck in den Oden einen ganz andern Weg ging, als in den Liedersätzen seiner Oper. Denn es springt uns aus diesem Gegensatz ein Gedanke mit schneidender Entschiedenheit entgegen, der vor Gluck noch nirgends klar war dargelegt worden. Ich will ihn in kurze Worte fassen.

Ein Gedicht, und namentlich das gute Gedicht eines wahren Poeten, ist für sich ein fertiges Kunstwerk, gleichviel ob es nachträglich componirt wird oder nicht. Wählt es der Musiker zu einem Liedertext, so hat er vor allen Dingen die künstlerischen Intentionen des Dichters zu ergründen, und sich ihnen zu fügen. Kann oder mag er das nicht, so soll er auch das Gedicht liegen lassen. Treue und selbstentsagende Hingabe an den Dichter ist die erste Pflicht des Liedercomponisten; Gluck hat uns in seinen Oden hierzu das erste Vorbild gegeben.

Ganz anders steht es mit einem Operntext. Dieser ist für sich kein fertiges Kunstwerk, er soll durch die Musik erst fertig werden. Hier tritt die Individualität des Dichters nicht bindend auf; der Musiker componirt Gedanken, Worte, Situationen, er componirt nicht den Dichter. Darum darf er sich mit Recht einem viel freiern Strom des Schaffens

hingeben. Und hiermit ist, wie ich glaube, der wahre Grund des großen Unterschieds zwischen Glucks Oden und seinen Opernliedern ausgesprochen. Im Liederfaß der Oper faßt er frei die lyrische Situation des Texts, und indem er die Worte musikalisch verklärt, ist und bleibt er der ganze Gluck; in der Ode will er den Dichter fassen, und dessen bereits fertiges Kunstwerk; er ist gebunden durch die Pietät gegen den Dichter, er will gar nicht frei sich selbst geben, sondern er will uns den Dichter geben, aber freilich musikalisch wiedergeboren in seinem Geiste.

Mit diesem Gegensatz leitete Gluck eine neue Periode des deutschen Liedes ein. Schulze und Reichardt führten zunächst weiter aus, was er in seinen Oden mit einseitigen, harten, aber großen Zügen angedeutet.

Mit Gedanken an Klopstocks erhabene Lyrik war Gluck in den reichsten Abschnitt seiner Künstlerbahn eingetreten. Und in den letzten Tagen seines Lebens kehrte sein Geist wieder zu diesem Dichter zurück. Er wollte die Musik zur Hermannsschlacht in die Feder dictiren; die Besorgniß der Gattin und des Arztes wehrte es ihm — so nahm er dieses räthselhafte Meisterstück seiner Lyrik mit ins Grab.

Der „Poet unter den Musikern“ schloß sein künstlerisches Tagewerk mit dem Gedanken an Klopstock, den er so begeistert im Herzen getragen, und in dessen Oden er Weihe gesucht und gefunden hatte, als er sich rüstete zu den klarsten und reinsten Tongebilden des musikalischen Drama's.

Zweiter Cyclus.

Politik.

Deutsche und französische Freiheit.

(Gesprochen in München am 12. Jan. 1871.)

I.

In diesem harten, heißen Winter sind wir Deutsche in einer seltsamen Lage. Unsere Heere kämpfen für unsere und für Europa's Freiheit, für die Befreiung von der an-gemaßten politischen Suprematie Frankreichs und für die endgiltige Abwehr französischer Eroberungsgelüste. Dagegen sagen uns die Franzosen und auch die Engländer, Polen, Italiener, Griechen, Schweizer und andere gute Freunde, seit dem 4. September 1870 hätten wir umgekehrt gegen die Freiheit und für den Despotismus gekämpft und seien ein Eroberervolk geworden. Die Franzosen erklären den Sieg Deutschlands für einen Triumph feudaler Gewalttherrschaft, und wir glauben gegentheils in den republikanischen wie in den imperialistischen Franzosen die gleiche cäsarische Tyrannei niederzuwerfen, welche alles europäische Staatsleben zu vergiften droht.

Es muß da wohl zweierlei Freiheit geben, und eine scheint der andern fast so ähnlich zu sehen wie Tag und Nacht. In der That: wenn auch nicht zweierlei Freiheit,

so doch zweierlei Auffassung der Freiheit im Volksgeiste, grundverschiedene Ansichten über Mittel und Wege, ja sogar über das letzte Ziel freiheitlicher Staatskunst.

Und wenn wir der Sache weiter nachdenken, dann wächst der Gegensatz, er gewinnt immer größere, welthistorische Formen, er greift hinaus über die Gegenwart, über Deutsche und Franzosen, er geht in seiner Wurzel zurück auf die Grund-Unterschiede des Germanismus und Romanismus.

Nun liegen uns aber die Deutschen am nächsten als die vollgültigsten Vertreter germanischen und die Franzosen als die mächtigsten Stammhalter romanischen Wesens. Beschränken wir also unsere Beobachtung auf diese beiden Völker.

Frei sein heißt dem Franzosen: über Andere herrschen. „Personne au-dessus de moi et moi au dessus des autres!“ — so hat Eduard Laboulay ironisch und doch so ernsthaft wahr das Freiheitsideal seiner Landsleute ausgesprochen.

Dem Deutschen dagegen ist Freiheit: von Niemanden beherrscht werden. Jeder soll unabhängig sein nach seiner Art, und wäre er auch nur ein Narr auf eigene Faust.

Also faßt der Franzose die Freiheit zunächst als That, wir fassen sie vorab als Zustand. Uns gibt sie die Möglichkeit jedweden Handelns; dem Franzosen ist sie ein bestimmtes Handeln in ausgesprochener Richtung.

Als sich die Franzosen frei machten im Jahre 1789, stellten sie sofort ein Grundgesetz der Freiheit auf durch die Erklärung der Menschenrechte. Sie gaben ein Freiheits-Programm für alle Welt, für ewige Zeiten; sie prophezeiten,

daß ihre Revolution, ihre Republik, ihre Freiheit die Reise um die Welt machen werde. Sie glaubten und glauben heute noch, im Jahre 1789 die alleinseligmachende Kirche der Freiheit gegründet zu haben. Jede alleinseligmachende Kirche trägt aber die Tendenz der Eroberung in sich: so war es beim römischen Katholicismus und beim Islam wie bei der politischen Universalkirche der französischen Republik. Sie mußte Proselyten machen im Namen der Freiheit, wo wir uns begnügen, in unserer Freiheit Namen Toleranz zu üben. Toleranz und Bekehrungssucht sind unversöhnliche Gegensätze.

Zuerst bekehrt man durch Ueberzeugung, und dann, wenn das nicht geschwind genug geht, durch Gewalt. Als die Franzosen 1792 erobernd zum Rheine zogen, da riefen sie: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ Man durfte so frei sein in der Hütte zu leben, aber nicht im Palast; Jedermann durfte so frei sein, ein armer Teufel zu sein, aber beileibe kein Aristokrat und wenn er's auch ganz still für sich gewesen wäre. Nur in der Republik wohnte die Freiheit, nur in der Republik genau nach französischem Muster. Wer nicht frei werden wollte, den zwang man dazu, und das war ja offenbar die kräftigste Liebesthat der Freiheit.

„Herrschaft aus Freiheitsdurst“ — so lautet die passende Ueberschrift für ganze lange Kapitel aus jener Revolutionsgeschichte.

Hiermit vergleiche man die neuere Geschichte Englands und Deutschlands. Die Engländer rühmen sich eines freien Staatswesens und auch ihnen war der Weg gewaltsamer

Umwälzungen nicht erspart, um zum Ausbau ihrer inneren Freiheit zu kommen. Aber sie versuchten darum doch nicht, die Welt nach englischem Muster umzugestalten und ihre Freiheit den Nachbarn aufzudrängen. Der einzelne Engländer im Auslande will in seiner Weise unabhängig sein bis zur Impertinenz, aber bekehrungssüchtig ist er darum nicht, und die Nation als Ganzes weiß vollends recht gut, daß politische Institutionen, die den Engländern bequem sind, andern Völker lästig, ja unerträglich sein würden. Sie weiß dies kraft ihrer deutschen, ihrer sächsischen Art und die besten freiheitlichen Entwicklungen Englands sind altsächsischen Ursprungs.

In langsamem, vielverschlungenem Prozeß haben wir Deutsche die constitutionelle Staatsform reich und eigenartig ausgebaut. Wir dürfen stolz darauf sein, und nur der Unwissende wird unsere Monarchien despotisch, unsere Zustände feudal, unsere Gemeinden bevormundet nennen; alle diese Einrichtungen sind von modern freiheitlichem Geiste durchdrungen und haben ihre befreiende Kraft im Volksleben erprobt. Aber es fällt uns doch nicht ein, diese deutschen Formen eines freien Gemeinwesens für alleinseligmachend zu halten und andern Völkern ausdrängen zu wollen. Wir sind froh, wenn unsere Freiheit überhaupt nur von Andern verstanden wird.

Eben weil der Germane kein unfehlbares Dogma der Freiheit hat, noch sucht, sind die germanischen Völker und Stämme stets durch eine sehr vielgestaltige Staats- und Gesellschaftsverfassung unter sich verschieden gewesen. Ein jegliches Volk treibt's nach seiner Art und läßt das andere

gewähren. Von Norwegen bis zur deutschen Schweiz, von England bis Deutsch-Oesterreich — welche bunte Fülle des modernen Staats- und Gesellschaftslebens, wie mancherlei Freiheit! Und vollends im Mittelpunkt dieser großen germanischen Völkerfamilie, im deutschen Reich, wie verschiedene Formen, in welchen sich Rechtsschutz und individuelle Unabhängigkeit, das deutsche Freiheitsideal, ausdrückt!

Der romanische Süden dagegen strebte allezeit zur Uniformität der Staatsform, weil er ein herrschendes Dogma der Freiheit suchte. Am Ausgange des Mittelalters erstand die absolute, centralisirende Fürstengewalt zuerst bei den Romanen, wie zur Zeit der französischen Revolution die absolute, nivellirende Gewalt der Freiheit.

Ein Dogma der Freiheit ist ein Widerspruch in sich. Aber in dem verkehrten französischen Bestreben die Freiheit zu dogmatifiren, ruht doch ein großer idealistischer Zug. Die Franzosen suchten für sich und die ganze Welt allgemein gültige Ideen der Freiheit; allein sie betrogen sich und die Welt, indem sie dieselben in die allein berechnete Form pressen wollten. So steckt auch hinter gar manchem hierarchischen Dogma eine gewaltige Idee, wenn sie nur nicht hierarchisch ausgeprägt, wenn sie nur nicht zum Dogma versteinert worden wäre.

Die modernen Franzosen waren Eroberer, aber sie waren es mindestens eben so oft aus Befehrungssucht, wie aus Habsucht. Und wenn sie seit geraumer Zeit vorgeben, für „Ideen“ Krieg zu führen, so liegt darin eine Wahrheit, nur daß ihre Herrschbegier das ideale Ziel meist unter der Hand in einen bloßen Vorwand zur Befriedigung schlechter politischer

Leidenschaften verwandelte. So behaupten sie, für das „Gleichgewicht“ der Staaten zu sechten und sochten doch zunächst für ihres eigenen Staates Uebergewicht; sie sahen sich als Vorkämpfer der „Freiheit“ an, indem sie die Völker unterjochten, als die Helden der „Civilisation,“ aber nur ihrer besondern Civilisation, welche wenigstens uns Deutschen zuletzt als ein Sumpf der gleichnerischen Lüge erschien; sie verkündeten die Idee der „National-Staaten,“ behielten sich aber für ihr deutsches Elsaß und ihr italienisches Nizza einen ganz eigenen Begriff der „Nationalität“ vor; sie forderten das „Selbstbestimmungsrecht der Völker,“ aber nur so weit es ihrer und ihres Herrschers Despotie den Weg nicht vertrat. So betrogen sie sich und Andere mit ihren großen Ideen; den innersten Kern dieses Selbstbetrugs bildet immer wieder das Gelüsten der Herrschsucht im Namen der Freiheit.

Als vollendete Idealisten erhoben sie sich darum auch auf Grund solchen Selbstbetruges zu jener National-Eitelkeit, jenem Größenwahn, der uns während dieses Krieges schon oft so lächerlich vorkam und der Frankreich so verderblich wurde. Wir haben viel zu oberflächlich über denselben gespottet; er ist nicht einfach lächerlich. Denn es handelt sich hier nicht um Phrasen, welche ein Prahlcr frech hinaus schleudert, ohne selbst an ihre Wahrheit zu glauben. Die Franzosen glauben wirklich, daß sie nicht bloß eine große Nation, sondern die große Nation seien, daß Paris das Heiligthum der modernen Cultur, das bewegende Centrum der gebildeten Welt, sie glauben, daß mit dem Sinken Frankreichs der Stern der Freiheit und Gcsittung untergehe. Dieser Glaube lebt in ihnen seit Ludwig XIV. und stärker

noch seit der Revolution von 1789; er gründet auf der Ueberzeugung, daß sie den Völkern Europa's vorangeleuchtet hätten in jenen sieggewaltigen Ideen, welche das Mittelalter zertrümmerten, vorab in der Idee der welterobernden Freiheit, im Dogma der Freiheit. Das ist in gewissem Maße auch ganz richtig. Nur erkennt der Franzose niemals, daß er für sich die Früchte der Freiheit wieder vernichtete und für Andere verdarb, indem er sie eben dogmatisirte und herrschen wollte, kraft und unterm trügerischen Vorwande der Freiheit. Und durch diesen inneren Widerspruch, der das Unglück der ganzen Nation, wird auch ihr Größenwahn nicht bloß komisch, sondern zugleich tragisch; er ist nicht einfach zu belachen; denn er wird zu einer Thatsache des weltgeschichtlichen Humors, der tragi-komischen Ironie im größten Style.

Nur ein erschütternder Zug möge diesen Satz noch beleuchten. Vor lauter Aberglauben an die Herrichgewalt ihrer Freiheit und vor lauter National-Eitelkeit, die tief in diesem Aberglauben wurzelt, haben die Franzosen im Herbst 1870 geradezu die Vaterlandsliebe verloren. Der wahre französische Patriot hätte nach Sedan zum Frieden rathen müssen. Allein die Dogmatisten der Freiheit hatten den Augenblick von Napoleons Sturz erlauert, um flugs die Republik einzuführen. Sie opferten Frankreich, um in und mit der Republik zu herrschen. Vor dem Kriege und nach dem Kriege kann man Revolution machen, aber eine Revolution mitten im Kriege, ja mitten in lauter Niederlagen ist Vaterlands-Berrath.

Man findet vielleicht dieses Wort zu hart und entgegnet

mir, bei vielen Franzosen sei es vielmehr verblendete Vaterlands-
 liebe gewesen, welche sie antrieb, den Staat im selben Augen-
 blicke mit eigener Hand von Innen aus seinen Fugen zu heben,
 wo er durch den äußern Feind in seinen Grundfesten erschüttert
 wurde. Aber auch dann war es doch wieder der Aberglaube
 an den unwiderstehlichen Zauber der Republik, der zu solcher
 Verblendung führte. Der Franzose ist sonst wohl weniger
 geneigt, in der Geschichte vergangener Tage zu leben, wie
 der Deutsche. Diesmal aber glaubte er, was vor achtzig
 Jahren geschehen war, das müsse jetzt ganz ebenso wieder
 geschehen. Hatte nicht damals — seiner Meinung nach —
 die Republik jene zusammengerafften Heerhaufen unbefiegbar
 gemacht? Hatte nicht damals der republikanische Geist von
 Paris aus ganz Europa durchweht und überall französische
 Sympathien entfacht? Mußte sich nicht, kraft des Dogmas
 von der alleinseligmachenden Form der Freiheit, derselbe
 Erfolg auch heute wiederholen? Wähten die Pariser doch
 eine Weile, daß die Deutschen genau in derselben Gegend
 von Balmv wiederkehrt machen müßten, wo sie Anno 92
 kehrt gemacht hatten! Man vergaß die völlig veränderte
 Lage der Dinge und hielt nur an dem Glaubenssaze fest,
 daß der gleiche Formalismus der Freiheit allezeit auch die
 gleichen gebieterischen Wirkungen üben werde. Die fran-
 zösische Monarchie konnte besiegt werden, aber die französische
 Republik mußte naturnothwendig den Sieger besiegen, ja sie
 mußte zum zweitenmale erobernd an den Rhein und über
 den Rhein gehen. Denn eine Republik, welche nicht im
 Namen der Freiheit erobert, wäre dem Franzosen gar keine
 rechte Republik. Das macht das römische Blut im Gallier;

die alten Römer waren ganz ähnliche Despoten welterobernder „civilisatorischer“ Ideen. Und auch sie scheiterten an dem individuellen, in sich gekehrten Freiheitsgeiste germanischer Barbaren.

Allein waren denn diese Deutschen nicht auch Eroberer? Zieht nicht die erobernde Tendenz, das Streben nach einer Weltmonarchie durch unsere ganze alte Kaisergeschichte, so lange die Kaiser noch Kraft und Macht besaßen? Jene erstrebte Universalherrschaft war nicht der leitende Grundgedanke des deutschen Königthums, sondern des römischen Kaiserthums deutscher Nation; der römische Kaiser war es, der auf Römerzüge über die Alpen ging, und der deutsche König ist am römischen Kaiser zu Grunde gegangen. So führten unsere Vorfahren auch Glaubenskriege, nicht im deutschen Geiste, der schon zur alten Heidenzeit religiös duldsam war, sondern im Geiste der römischen Kirche. Christi Wort und Werk will die Menschen frei machen, aber von einer Despotie der Freiheit steht nichts im Evangelium. Die älteste christliche Kirche begnügte sich mit einer individualistischen Presbyterial-Verfassung, welche der Herrschsucht und Eroberungslust keine Handhabe bot; erst als sich die Kirche im Römerreiche ausbreitete und in dessen Provinzen eingliederte, erwuchs das aristokratische System der Metropolen und Patriarchen; und als sich die abendländische Kirche in Rom selber centralisirte, da wurde sie vollends hierarchisch mit einem weltbeherrschenden Kirchenfürsten an der Spitze. Der deutsche Geist erhob sich gegen diese römische Hierarchie in der Reformation und erkannte sofort die Wahlverwandtschaft jener uralten apostolischen Gemeindefreiheit mit

dem germanischen Wesen. Es dauerte freilich noch Jahrhunderte lang, bis man nach schweren Verirrungen und Rückschlägen in Deutschland allgemeiner einsah, daß nicht in der Herrschaft dieser und jener Kirche, sondern in dem Selbstbestimmungsrechte der Individuen und religiösen Gemeinschaften die wahre Glaubensfreiheit begründet sei. Allein der protestantische Individualismus trieb unaufhaltsam zu dieser Erkenntniß. „Un roi, une loi, une foi!“ sprach Ludwig XIV. zu derselben Zeit, da Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz die Mannheimer Eintrachtskirche baute, in welcher Katholiken, Lutheraner und Reformirte wechselseitig ihren Gottesdienst halten sollten. Und der Philosoph Leibniz sann damals, wie man die getrennten Bekenntnisse freiwillig zur Einigung führen könne, während Ludwig die Glaubenseinheit seines Reiches durch Dragoner herstellte.

II.

Die moderne Zeit steigerte die Freiheitsliebe bei allen Culturvölkern, sie erweckte ein Ideal allgemeiner Freiheit, welches dem Mittelalter unbekannt war. Aber das Streben nach diesem Ideal führte bei Deutschen und Franzosen zu ganz verschiedenen praktischen Resultaten: es festigte bei uns die Monarchie und reizte gegentheils die Franzosen zum fortwährenden Begehren nach der Republik. Daß ich nicht als König das Land beherrschen kann, dies erscheint mir keine Schranke meiner Freiheit: mir genügt, wenn ich nur König für mich bin. Und dieses deutsche Freiheitsideal — individuelle Unabhängigkeit — dünkt uns weit weniger gefährdet

durch die allen Andern unerreichbaren Vorrechte eines angestammten Fürstenhauses als durch die Herrschsucht wechselnder Parteihäupter in der Republik. Man hat den Staat mit einer Pyramide verglichen. Wir suchen die Gewähr der Freiheit nicht in der Spitze, sondern in der Basis dieser Pyramide, und wenn nur die Rechtspflege unabhängig ist, die Verwaltung streng geordnet und redlich, die Volksvertretung vollberechtigt, das freie Wort eine Wahrheit und die Gemeinde selbständig, dann mag der Fürst seine Souveränität und Majestät auf ein historisches Recht längst vergangener Zeiten gründen. Der Engländer denkt ganz ebenso, und obgleich sein Staat, seine Gesellschaft ganz anders geartet ist, so begegnen wir uns doch im letzten Grundgedanken germanischer Freiheit.

Der Franzose dagegen sieht vor Allem auf die Spitze und äußere Decoration des Staatsgebäudes. Er war und ist ein gewaltiger Verbreiter republikanischer Formen und Ideen, nur fehlte es allezeit an Republikanern in Frankreich. Denn Jeder begehrt dort ein Stück Herrschaft, herrschen heißt ihm frei sein, und er läßt sich von Andern despotisch beherrschen, wenn er selber nur auch wieder despotisch über Andere herrschen darf. Und zuletzt tröstet die Herrschaft der Nation über andere Völker — das nationale prestige — den Einzelnen über den Verlust seiner persönlichen Unabhängigkeit. Man sagt, im Elsaß seien es neben andern Elementen besonders die Juden, welche gegenwärtig dem Rückfall dieses alten Reichslandes an Deutschland entgegenarbeiteten, und macht als Grund geltend, daß sie für ihre Emancipation fürchteten. Wenn man dann jenen Juden

einwendet, daß sie bei uns doch ebenfogut emancipirt seien, wie bei den Franzosen, dann stellen sie die Gegenfrage, ob man ihnen einen Juden nennen könne, der in Deutschland Minister geworden sei, oder Obersthofmeister, oder General? Daß Rothschild Baron ist, genügt ihnen nicht; denn ein moderner Baron hat keine Herrschaftsrechte mehr wie im Mittelalter. Sie fassen eben die Sache sofort französisch: die bloße passive Unabhängigkeit dünkt ihnen ungesalzen, sie wird ihnen erst zur Freiheit, wenn sie die Herrschaft verleiht. Ein Satz, der so viel zu denken gibt, daß man ihn bedenklich nennen könnte, und zwar bedenklich nach zwei Seiten, das heißt auch für unser Freiheitsideal.

Die elsässischen Bauern werden den Verlust der französischen Freiheit weit weniger empfinden als die elsässischen Juden; sie hatten ja nicht zu herrschen. Dafür dürften die Maires, die Unter- und Ober-Präfecten, welche um so kräftiger nach unten drücken durften, je geduldiger sie sich von oben drücken ließen, den Verlust jener Freiheit doppelt schmerzlich beklagen. Ob aber die elsässischen Bauern, die in ihrer Sprache das Wahrzeichen deutscher Abstammung sich retteten, auch noch eine Erinnerung der ehemaligen deutschen Gemeindefreiheit behalten haben, ob sie noch ein Verständniß für dieselbe, eine wenn auch noch so dunkle Sehnsucht nach ihrem Wiedererwerb besitzen? Das möchte ich stark bezweifeln. Es war eine höchst charakteristische That der ersten französischen Revolution, daß sie im Namen der Republik, im Namen der Freiheit die Reste der freien Gemeinden des Elsaßes zerstörte: in älteren Zeiten wäre dies schwieriger gewesen; in den neunziger Jahren aber nahmen die fran-

jösischen Ideen fast das ganze civilisirte Europa gefangen; wie hätte der elsässische Bürger und Bauer allein widerstehen sollen, wenn man ihm mit Beihülfe des Fallbeiles bewies, daß die weltbeherrschende neue Staatsfreiheit erst vollendet werde durch die Vernichtung der Autonomie der Gemeinden?

Der Gegensatz des deutschen und französischen Freiheitsideales bekundet sich überhaupt am schärfsten und unverstöhnlichsten in der deutschen und französischen Gemeinde. Uns ist die Gemeinde eine Burg jener individuellen Unabhängigkeit, welche von unten herauf den Staat durchdringen soll; dem Franzosen ist sie die letzte Stufe der Unterordnung im Staatsganzen. Die freie deutsche Landgemeinde war früher durchgebildet als der deutsche Staat, sie gehört zu unsern kostbarsten Volksculturmüthern; der deutschen Stadtgemeinde entsproßten die frühesten Keime modernen Lebens im feudalen Mittelalter. Gegentheils ist die centralistische französische Gemeinde, welche nicht einmal den Unterschied von Stadt und Land gelten läßt, ein neues Gebilde; sie entsprang der Revolution, den ausbehnenden politischen Ideen von 1789, sie ist ein Kind des Staates, genau befehen ein Stiefkind.

Der deutsche Gemeindebürger will die innere Häuslichkeit seines Gemeindefewesens selbständig ordnen, im Staate und mit dem Staate. Aber er bleibt dabei sein im Hause. Darum ist die Gemeinde bei uns keine Schule des Ehrgeizes, sondern vielmehr der elementaren politischen Volksbildung und der anspruchlosen Selbstverwaltung. Wir dürften mitunter klagen, daß unser Gemeindeleben den Ehrgeiz der

Bürger nach aktiver Theilnahme eher zu wenig als zu viel reize. In Frankreich dagegen sind die Gemeindeglieder eine Schule der Herrschlust; denn sie führen hinauf zu den Staatsämtern und Ehre und Gnade kommt überall von oben, beim „Maire,“ zu deutsch dem Meister, welcher unten dient, wie beim „Minister,“ zu deutsch dem Diener, welcher oben herrscht.

Deutschland besitzte einen nationalen Schriftsteller, Justus Möser, der verties vor hundert Jahren, als die französischen Ideen von Freiheit und Gleichheit bereits unsere schöngeistige und philosophische Literatur durchsiederten, auf die verkannten Vorzüge der alten deutschen Freiheit und unsers weiland darauf gegründeten Gemeinde- und Corporationslebens. Der heilige Eifer für das Ueberlieferte und uralte Volksthümliche führte ihn dabei nicht selten so weit, daß er seiner Gegenwart Institutionen als Muster vorhielt, die längst im Absterben begriffen waren und nicht wieder belebt werden konnten. Aber sie bargen wenigstens in verdorrter Schale den Kern jenes gesunden deutschen Individualismus, der leimkräftig nur eines neuen Bodens, einer neuen Frühlingssonne bedurfte. Und so war Möser ein wahrer Apostel deutscher Freiheit und malte doch so anmuthig aus, wie gut es die Hörigen gehabt hätten; er wollte Gerechtigkeit wie Wenige und befürwortete doch, daß die unehelichen Kinder ihr Leben lang unehelich bleiben sollten! Kein Franzose begreift, wie solche Widersprüche sich versöhnen könnten, es wird überhaupt kein Franzose den ganzen Justus Möser begreifen, und die „Patriotischen Phantasien“ schauten uns wohl gar wunderlich an, wenn sie ins Französische übersetzt würden.

(Man kann diesen letzten Satz weiter verfolgen, er führt zu einer allgemeinen Parallele: der Deutsche gewinnt leichter ein gerechtes Verständniß für die französische Freiheit, wie der Franzose für die deutsche. Dafür hat sich aber auch unsere Nation lange Zeit der französischen Freiheitsidee gesungen gegeben, während Niemand behaupten kann, daß das moderne Frankreich jemals für deutsche Freiheit geschwärmt habe.)

Möser war eine aristokratische Natur, aber er lebte mit dem Volke und für das Volk; er studirte sein niedersächsisches Volk in Vergangenheit und Gegenwart wie Wenige, und gerade dieses Studium gab seiner Feder Kraft, Frische und Gehalt. Auch Möser's Antipoden, die französischen Freigeister und Encyclopädisten, Voltaire voran, waren Aristokraten, allein sie lebten und schrieben in der Atmosphäre der vornehmen Welt und für die vornehme Welt, sie stiegen nicht entsetzungsvoll zum Volke herab, sondern wollten sich gegen theils in ihrer eigenen Erhabenheit zeigen, indem sie die Vorurtheile von Stand und Rang verspotteten, welche ihnen doch für ihre eigene Person höchst schätzbar blieben. Ein „Freigeist“ war, wer in der Freiheit des Geistes die Andern überstrahlte, ob er sie etwa auch frei machte, das blieb Nebensache. Selbst Rousseau, der Sohn des Volkes, sucht die Gleichheit doch wieder in der Herrschaft, in der Dictatur der unteren Volksschichten, welche statt der bisher privilegierten Stände herrschen sollen. Und die französische Republik obgleich — oder vielmehr weil — sie die allgemeinen Menschenrechte dictirte, ging stracks desselben Weges: statt des ersten und zweiten Standes sollte fortan der dritte herr-

ſchen, — kein Wunder, daß ſich bald genug auch der vierte zur Herrſchaft meldete.

Uebrigens kann man die franzöſiſche Freiheit ebenſogut in Deutſchland wie in Frankreich ſtudiren, wir brauchen nicht aus unſerm Lande, wir müſſen nur aus unſerer Zeit herausgehen. Denn ſelbſt unſere Väter dachten noch größtentheils franzöſiſch, wenn ſie an die Freiheit dachten. Wer inne werden will, wie weit in jenen Tagen, da die Deutſchen ſich ſelber ſuchten, unſere Geiſter auseinandergingen in ihren Freiheitsideen, der vergleiche Juſtus Möſer und Ludwig Börne. Sie ſind nur durch ein halbes Jahrhundert getrennt, aber zwiſchen ihnen liegt der Weltgang der Revolution und des Cäſariſmus. Börne wird geradegu Franzoſe, weil er in franzöſiſche Freiheit verliebt iſt, während Möſer reactionär wird aus lauter germaniſcher Freiheitsliebe, aus Freiheitsſtroß, der ſich ſchlechterdings nichts aufdrängen laſſen will, nicht einmal die Freiheit ſelber.

Der Franzoſe iſt für Börne faſt durchweg der geſcheidte, liebenswürdige Mann, und der Deutſche ein Kleinmeiſter und Pedant, welcher vorab keine Politik verſteht, weil er viel zu gerecht iſt, um namens ſeiner Freiheit die Freiheit Anderer zu unterdrücken. Börne erzählt in ſeinem Tagebuch, wie der alte Brudhomme, der ehemalige Herausgeber des revolutionären „ami du peuple“ ihm klar gemacht habe, was eigentlich „nette“ liberale Grundſätze ſeien und welchergeſtalt ſolche von einem geſchickten Zeitungsſchreiber verwerthet werden müßten. Das Geheimniß des „Netten“ liegt in der Herrſcherpolitik der Partei. Wir „Deutſche“ — das hat Börne ſchließlich gelernt — „halten keine Partei. Der

Franzose lobt und begünstigt Jeden, der auf seiner Seite ist, und tadeln und beschädigt Jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch stärkt er seine Partei und zwingt die Leute, offen Farbe zu bekennen. Darum erreichen die Franzosen Alles und wir bringen es zu nichts.“ Im Gegensatz hierzu hatte Börne bis zu jener belchrenden Zwiesprach mit Prudhomme noch gemeint, in der Zeitung müsse man loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth sei, — „und ich that mir auf meine germanische Tugend viel zu gut. Man“ (der Franzose) „verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten thun, was sie wollten und — man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutscher.“

Wir sind inzwischen etwas ältere Deutsche geworden und haben erfahren, daß aus solchem Macchiavellismus der Parteiherrschaft nothwendig jene Lüge und Selbstverblendung erwächst, welche den Franzosen im gegenwärtigen Kriege kaum minder geschadet hat als die deutschen Waffen.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Begreifen wir's doch kaum mehr, daß Deutsche vor vierzig Jahren Börne's Freiheitsfönn rühmen konnten, während Charaktere, wie Stein und Arndt, die für das deutsche Ideal der Freiheit gestritten und gelitten, damals gar Vielen überwunden und veraltet erschienen. „National“ und „liberal“ waren Gegensätze geworden! Denn der deutsche Liberalismus war im Kerne französisch, obgleich er sich „jungdeutsch“ nannte, und die national Gesönnnten größtentheils conservativ, Männer der historischen Schule, wohl gar Romantiker. Wer sich am Deuththum erquickten wollte, der blickte lieber in die Ver-

gangenheit als in die Gegenwart oder Zukunft. Frankreich führte das große Wort der weltbeherrschenden Freiheit im Runde, und der Deutsche hielt sich für besonders freigefinnt, wenn er diesen fremden Klängen lauschte. Ob die Franzosen durch ihre Julitage und ihr Bürgerkönigthum wirklich freier geworden waren im Innern und gerechter nach Außen, das untersuchte man nicht so genau, bis Thiers im Jahre 1840 so frei war, die Rheingrenze zu begehren. Die gährenden, unreifen Zustände Deutschlands in der langen Uebergangsperiode nach den Befreiungskriegen hatten die Augen unserer Väter verblendet; denn je unzufriedener wir uns in der eigenen Heimat fühlen, um so lockender erscheint uns die Fremde; wir verlieren das Maß vergleichender Kritik. Wir waren in unserm politischen Wachsthum stecken geblieben, und die Franzosen sahen so ausgewachsen und fertig aus, sie besaßen vorab so feste, fertige Formen der Freiheit, daß wir ganz zu prüfen vergaßen, was hinter diesen Formen stehe.

Wie es uns damals erging wegen unserer staatlichen Ohnmacht und Unreife, so ergeht es heute noch andern Völkern wegen der Ohnmacht und Unreife ihrer nationalen Bildung. Warum sind angesichts des gegenwärtigen Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich jene halbwüchsigen Völker des Ostens, welche doch ein gutes, ja oft das beste Theil ihrer lüdenhaften Cultur deutschem Einflusse verdanken, so überaus franzosenfreundlich, so gar theilnahmvoll für das Unglück der großen Nation? Ich meine die Russen, Polen, Tschechen, Magyaren, Griechen, Rumänen. Aus vielen Gründen würden sie sich ehrlich freuen, wenn wir statt der Franzosen Schläge bekämen. Einer dieser vielen Gründe

zielt aber sicher auf das französische Freiheitsideal: je unfertiger die eigene Cultur jener Völker, um so leichter begreifen sie die fertige Form der französischen Republik, die greifbare Phrase der „Ideen von 1789,“ die gemeinverständliche Decoration des Plebiscits, vor Allem aber thut sich die halbgebildete Jugend etwas darauf zu gut, die abstracte Tendenz sozialistisch ausgleichender Gerechtigkeit französischem Munde abgelauscht zu haben. Einer in Unbildung und Armuth abhängigen, sozial mißachteten unteren Volksschicht steht bei jenen halbwüchsign Nationen die Herrschaft der Vornehmen, Reichen und Gebildeten schroff gegenüber. Für die Dictatur einer rein formellen Freiheit haben diese aufgestellten Herren Sinn und Verstand; denn sie denken sich selber, gleich den alten französischen Freigeistern, doch zuletzt wieder als die ausschließenden Erbpächter dieser Freiheit und sehen ihre überlieferte Suprematie durch den neuen Glanz eines philosophischen Rechtstitels befestigt. Die glanzlosere deutsche Freiheit, welche zuletzt in der Ehre und Bildung des gemeinen Mannes und im bewußten Corporationsgeiste selbst der ärmsten Bauerngemeinde wurzelt, schmeckt ihnen dagegen ganz und gar nicht. Ja sie fürchten diese stille Eroberung germanischen Freiheitsgeistes durch den Volksschulmeister weit mehr als die offene Eroberungslust französischer Cäsaren und Marschälle.

Mau begegnet jetzt oft genug strebsamen jungen Männern aus den entlegensten, culturärmsten Strichen jener Ostländer, die nur noch im französischen Sozialismus das Heil der Zukunft erblicken. Ein solcher Jüngling, reich an Talent und sprunghaftem Wissen, sagte mir einmal, er besuche zu-

nächst deutsche Städte und Hochschulen, um kritisch zu erkennen, wie man die soziale Frage verkehrt anfasse, dann werde er nach Paris gehn, um dort zu studiren, wie man sie richtig löse. Als ich darauf fragte, ob er es denn nicht vorzöge, den unwissenden Hirten und Knechten seiner himatlichen Steppe zunächst das Lesen und Schreiben zu lehren, bevor er die allgemeine Weltharmonie der Bildung bei ihnen einführe, und den dortigen Ackerboden mit einem ordentlichen Pfluge zu bearbeiten, bevor er ihn sozialistisch gerecht vertheile, auch Landstraßen und Eisenbahnen anzulegen, welche für die Massen-Einfuhr sozialistischer Ideen höchst dienlich seien, vor Allem jedoch, ob er's nicht vorzöge, seinen eigenen Adels- und Rassenstolz abzulegen und sich mit seinen Bauern buchstäblich auf eine Bank zu setzen, bevor er die fundamentale Gerechtigkeit der neuen Gesellschaftsdictatur auf dem Papier begründe, — da zuckte er mitleidsvoll die Achseln. Er hielt mich ohne Zweifel für einen der querköpfigsten deutschen Reactionäre, an welchem man die schönsten negativ kritischen Studien machen könnte.

Frankreich ist die Heimat des modernen Communismus und Sozialismus, Paris der niemals erkaltende Feuerherd der sozialen Revolution. Hier stehen wir vor einem scheinbaren Widerspruch in den Grundzügen des französischen Volkscharakters. Wir halten insgemein die Franzosen für praktische Leute; der Franzose hält — oder hielt — uns Deutsche gegentheils für Idealisten und Träumer, und will man's uns in Form einer recht schmeichelhaften Grobheit sagen, so heißen wir ein Volk von Denkern. Trotzdem muß vor allen Dingen französisch lernen, wer die neue Geschichte

der radicalen Gesellschaftslehren in all ihren Utopien, ihren Träumereien und Phantasmen und aber auch — ich sage das ohne schmeichelhafte Grobheit — in ihren fruchtbarsten klaren Gedanken studiren will. Babeuf, St. Simon, Bazard, Proudhon, Fourier, Victor Considérant, Cabet, Leroux — welch eine bunte Fülle offenbarster Thorheit und verhüllter Weisheit ist in diesen Namen umschlossen! Und die Träger dieser Namen waren allesammt rechte Original-Franzosen. Ihre gemischte Saat von tollen und veruünstigten Ideen, von Taumelhafem und gutem Korn vertrocknete auch keineswegs in den Büchern — wie bei uns etwa Fichte's „geschlossener Handelsstaat:“ — sie gingen im französischen Leben auf und wucherten dort fröhlicher als irgendwo, von den alten Geheimbünden und offenen Empörungen bis zur neuesten „Commune“ und „Internationale.“ Deutschland kann sich hier — Gottlob — keiner ähnlichen Schöpfungskraft rühmen. Unsere modernen Sozialisten hinkten hinter den Franzosen drein und ahmten sie nach; und nehmen wir vielleicht Lassalle aus, so reichen sie jenen Franzosen das Wasser nicht. Auch die deutschen Arbeiter und Proletarier folgten den Führern zur That — von Weitling bis Bebel und Liebknecht — ungleich kühler, ungefügiger und spärlicher.

Woher kommt es nun, daß der angeblich so praktische Franzose so leicht entzündbar ist für das Traumgebilde einer mit der Elle ausgemessenen Gleichheit und Gerechtigkeit und arglos über die realen Thatfachen des Völkerlebens stolpert, während er nach jenem Zukunftsideal in den Wolken blickt? Die abstracte Gleichheit entspricht eben vollkommen seiner abstracten Freiheitsidee. Da aber seine Despotie der Frei-

heit in ihm die Herrschsucht nährt und dennoch andererseits Millionen nicht zum Herrschen, ja nicht einmal zu irgend welcher politischen Selbstthätigkeit kommen läßt, so wirft sich der krankhaft erregte und unterdrückte politische Trieb auf die soziale Frage, wo Jeder so lange aufs freieste träumen, schwärmen und wühlen kann, als er nicht mit dem Kopf wider die polizeilichen Schlagbäume des Staates rennt. Und nun ist eben der Sozialismus ein Zwitterding von Freiheit und Herrschaft, welches so recht für die Franzosen paßt. Der Sozialismus will jedes Talent an den rechten Ort stellen, jede Arbeit richtig lohnen, jedes Gut gerecht theilen; damit dies aber geschehe, müssen soziale Dictatoren eingesetzt werden, die dem Einzelnen sagen, was er leisten kann, was er werth ist, was er haben soll. Ein Jeglicher wird dann auf der Goldwaage der absoluten Gerechtigkeit gewogen werden; aber die diese Waage machen, halten und ihr Zünglein beobachten, wären eben doch die mächtigsten Herren, welche jemals die Sonne beschienen hat. Der Sozialismus führt im Namen der Gerechtigkeit zur Gesellschafts-Tyrannie, und der Unerfrodenste aller Sozialisten, Fourier, entwirft darum auch flugs den Plan zu einem allgerechten Weltreiche, er gibt demselben, als ächter Franzose, natürlich eine Hauptstadt — Constantinopel — wo der Allherrscher thronen wird, der „Omniarque“, der sich zu dem Vorsteher einer bloßen Million Phalangen, dem „Donarque“ und dem Führer einer einzelnen Phalanx dann doch wieder verhält wie der Kaiser zu seinen Ministern, Präfecten und Maires. Ein solches Ordnen und Commandiren, verbunden mit einem steten Untersuchen und Beschnüffeln unserer privaten Wirth-

schaft, Bildung und Sitte, unserer geheimsten Häuslichkeit läßt sich der Franzose gefallen; er nimmt die Herrschaft drein, wenn sie nur die mathematische Gleichheit bringt. Dem deutschen Freiheitsstrolche wäre dergleichen eben so unerträglich, als der deutschen Logik unbegreiflich.

Die französische Logik sollte allerdings nicht minder stutzig werden, und zwar vorab im Hinblick auf das große Lösungswort „Freiheit und Gleichheit.“ Die Franzosen thun sich ja viel darauf zu gut, diesen Wiedruf der Völker zuerst verkündet zu haben, welcher das große Geheimniß des modernen Freiheitsstrebens offenbare: die staatliche Freiheit festet und vollendet sich nur in der sozialen Gleichheit; ja Beide sind im Grunde nur verschiedene Manifestationen eines und desselben Zustandes. Nun opfert aber der folgerechte französische Freiheitsmann thatsächlich die Gleichheit, um Namens der Freiheit zu herrschen und der folgerechteste Gleichheitsmann, der Sozialist, opfert thatsächlich die Freiheit, um eine mathematische Gleichheit zu begründen. Also heben sich Freiheit und Gleichheit in ihrer letzten Konsequenz vielmehr gegenseitig auf, statt daß sie sich durchdringen und auf gemeinsamer Wurzel verwachsen sollten, und nur wo der Franzose nicht consequent französisch denkt, sondern die letzten Ziele seines Freiheits- und Gleichheitsideales vertuscht, darf er — *mezza voce* — „Freiheit und Gleichheit!“ rufen.

III.

So verschieden deutsche und französische Freiheit, so ungleich sind auch die Folgen, welche dieses widersprechende Freiheitsideal für den Charakter beider Nationen gehabt hat.

In Frankreich begehrt Jeder ein Stückchen Herrschaft für sich und ein großes Stück für die Nation; die Wenigsten aber suchen sich durch ernsthafte Arbeit zum Herrschen zu befähigen. Denn da der Franzose seine Freiheit nicht von unten aufbaut und ihre Basis in der allgemeinsten Volksbildung sucht, so steht der höchsten Bildung Einzelner die schillernde Halbbildung Vieler und die grelle Unbildung der großen Masse schroff gegenüber. Ein Jeder aber glaubt zu können, was er zu können wünscht, und er wünscht vor Allem frei und gleich zu sein, das heißt seine Ueberlegenheit über Andere zu zeigen.

In Deutschland finden wir eine viel gleichmäßiger verbreitete Bildung, die Kenntniß von Staat, Volk und Land dringt in tiefere Volksschichten herab, es gibt mehr Leute, die sich selbständig ein politisches Urtheil erarbeitet haben und also auch zu politischen Geschäften befähigt wären. Die Neigung für solche Geschäfte aber ist gering, und gar mancher wohlgeschulte Deutsche sieht darum in der Freiheit nur das Recht, nichts zu thun, vergleichbar der Schuljugend, welche in ewigen Ferien das höchste Freiheitsideal verwirklicht glaubt. Der krankhafte Auswuchs unserer Freiheitslust ist folglich auch keineswegs brennender Ehrgeiz, nagende Herrschbegier, sondern thatenloser Troß oder gleichgültige Philisterei.

Die Franzosen nährten durch ihr Freiheitsideal den Nationalstolz, sie steigerten ihn bis zum Größenwahn; seit Menschenaltern gewöhnt, ihr Freiheitsdogma als das alleinseigmachende und welterobernde zu betrachten, versäumten sie das gründliche Studium fremder Volks- und Staatszu-

stände; sie zogen aus, Deutschland zu bekriegen und hatten die deutsche Landkarte nicht einmal in der Tasche, geschweige im Kopse. Das selbstbewußte Feststehen in der eigenen Art wuchs zur Selbstverblendung.

Die deutsche Freiheit ist aus unserm kritischen Geiste geboren und führt zur Kritik, zum objectiven Versetzen in fremde und eigene Zustände, zur gerechten, oft mehr als gerechten Anerkennung des Fremden. Trugen wir doch lange genug einen Mangel an Selbstgefühl vor andern Nationen recht geßtentlich zur Schau, nicht aus Verzagttheit, sondern aus kritelndem Hochmuth. Man sagt, der Deutsche galt nichts im Auslande, weil Deutschland keine politische Gesammtmacht war. Das ist ein Grund, aber nicht der einzige; ja ich behaupte, wir betonten diesen Grund viel zu stark, um überall dem deutschen Bunde in die Schutze zu schieben, was vielfach die persönliche Nationalschwäche der Einzelnen verschuldete. Denn die fremden Völker unterschätzten uns auch darum, weil wir vor lauter Selbstkritik und Gerechtigkeit uns selbst immer schlechter machten als wir waren; und nicht bloß innerhalb unserer vier Wände, nein, auch in der Fremde räsonnirten wir mit ganz besonderem Behagen über unsern eigenen Staat und unsere eigene Gesellschaft. Das ist der leidige deutsche Pessimismus, der übrigens im deutschen Norden weniger wucherte als im Süden, und in Deutsch-Oesterreich am allermeisten. Wir glaubten uns recht frei und geschickt zu zeigen, indem wir die Fremden erhoben und uns selbst verkleinerten. Wer aber immer sagt: wie bin ich doch so gar schwach! der wird zuletzt schwach und wäre er auch ein Riese an ursprünglicher Kraft gewesen.

Die französische Freiheit führte zur Centralisation, die deutsche zum Particularismus. Wir waren lange gewöhnt, in jener die Hauptursache von Frankreichs Macht zu sehen und in diesem die Hauptquelle von Deutschlands Ohnmacht. Dann wurden wir misstrauisch gegen die französische Centralisation, ohne deshalb besonderes Zutrauen zum deutschen Particularismus zu gewinnen. Gegenwärtig erkennen wir von Tag zu Tag, wie Frankreichs Volkskraft unterbunden und gelähmt wurde durch die Centralisation und mit der blinden Bewunderung der französischen Einheits-Maschine ist es wohl für lange Zeit vorbei. Ohne Zweifel wirkt das Uebermaß des deutschen Sonderthumes eben so verderblich, nur in anderer Weise. Trotzdem wird der Franzose niemals von seiner Centralisation lassen, so wenig wie der Deutsche von seinem Individualismus; beide Völker werden noch oft genug die Form wechseln, aber im Wesen entsprechen beide Formen dem Freiheitsideale beider Nationen und werden nur mit diesen zu Grunde gehen. Aus dem individuellen Freiheitstrieb der deutschen Stämme erwuchs das gemeinsame deutsche Volksbewußtsein, und unser sonderthümliches Stammesleben war lange Zeit nicht das Hemmniß, sondern vielmehr die Schule der staatenbildenden Kraft unserer Nation. Es gibt heutzutage viele Leute, die meinen, durch die vielen Einzelstaaten sei der deutsche Particularismus geschaffen worden; aber diese bunte Musterkarte von Staaten ist nicht die Ursache, sie ist gegentheils eine Folge des angestammten Sonderthums, dessen Urquell im deutschen Volksgeiste selber zu suchen ist, wie andererseits auch die französischen Herrscher nur dem Zuge des französischen Volksgeistes folgten, indem sie so einseitig

centralisirten. Häufig verwechselt man bei uns sogar Kleinstaaterei und Particularismus und schilt auf jene, indem man diesen meint. Beide sind grundverschieden. In den kleinen Staaten wurzelte unser Particularismus keineswegs am tiefsten, sondern vielmehr in den größeren, ja man kann sagen, je größer der Staat und je bedeutender die Stämme, welche er umfaßt, um so kräftiger war und ist auch dort der Particularismus. Auch hier geht Preußen voran und Bayern, Hannover und Württemberg folgen zunächst, und wäre Preußen nicht so preussisch gewesen, so würde es gar nicht die Kraft gewonnen haben, ein neues deutsches Reich zu schaffen.

Uebrigens würden wir auch kaum zu diesem Siege des großen Particularismus über den kleinen und also zur Einigung gekommen sein, wenn uns nicht französische Herrschsucht und Eroberungslust zur Selbstentäußerung gezwungen hätte. Den Sieg über die Franzosen verdanken wir in diesem Kriege uns ganz allein; aber den Sieg über uns selbst verdanken wir nur zur Hälfte uns selber und zur andern Hälfte den Franzosen. Dieses Eingeständniß ist nicht beschämend. Nur in Druck und Gegendruck erziehen sich die Nationen untereinander wie die Individuen.

Haben wir denn aber auch einen ähnlichen pädagogischen Einfluß, versteht sich in entgegengesetzter Linie, auf Frankreich geübt? haben wir unsern Nachbarn zum Dank ein wenig auf die Spur der Decentralisation geholfen? Durchaus nicht, und zwar aus greifbaren Gründen. Wenn politische Gleichgültigkeit oder trotziges Absondern vom nationalen Gemeinwesen der Auswuchs unsers Freiheitsideales war,

dann konnten wir leicht durch äußere Bedrängniß aufgerüttelt, die Stunde der Gefahr konnte die Stunde der Einigung werden; ist dagegen Herrschsucht und Unterbindung jeder selbstthätigen Eigenart die böse Frucht der französischen Freiheitsideen, dann wird dort äußere Gefahr jene Dictatur vielmehr noch schärfen, sie bringt einen Gambetta statt eines Napoleon, und nur die Rückkehr langer Friedensjahre könnte umgekehrt den Fortschritt zur individuellen Freiheit begünstigen. Die Franzosen sind ein kriegslustiges Volk und doch ist ihnen der Krieg am gefährlichsten, wir sind friedliebend und haben doch die Ruhe am meisten zu fürchten. Deutschland konnte sich mitten im Kriege einigen, Frankreich kann sich nur im sicheren Frieden decentralisiren. Und wir selber dürfen das Letztere lebhaft wünschen, während Frankreich unsere Einigung niemals wünschen wird; denn Frankreich würde, vom Hauche individueller germanischer Freiheit berührt, ein friedfertigerer Nachbar werden und zugleich gesünder und kräftiger.

Allein mit Frankreichs Genesung ist es zur Zeit noch schlecht bestellt, und zwar aus Gründen, die wiederum auf die Natur der französischen Freiheit zielen. Die Franzosen verklagen uns vor Gott und der Welt, daß wir ihr Land zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wollten, weil wir Elsaß-Lothringen zurückfordern. Wir denken aber, dieser Verlust und eine tüchtige Geldbuße dazu wird von einem so großen Staat, von einem so reichen Lande rasch verwunden werden. Die Gefahr, auf eine tiefere Machstufe zu sinken, droht Frankreich allerdings, jedoch nicht durch die Deutschen, sondern durch die Franzosen. Frankreich hat keine legitime

Staatsform mehr, es kämpft seit acht Jahrzehnten mit sich selbst, eine solche zu finden und findet sie nicht, ja nicht einmal in diesen Tagen der höchsten Noth; den neuen Verlust jenes Gränzlandes wird es verwinden; es fragt sich aber, ob es den alten Verlust jeglichen historischen Rechtsbodens jemals verwinden kann? Ich spreche nicht von den Dynastien. Zwar ist auch dies ein Unglück, daß das monarchische Frankreich keine legitime, das heißt keine mit den Volksgeschichten in ununterbrochener Tradition verwachsene Dynastie mehr besitzt; aber dieses Unglück ist das geringere. Das weitaus schwerere Unheil liegt in dem Mangel einer Staatsform, welche von der unzweifelhaften Mehrheit des Volkes als die nothwendige, die historisch fest gewurzelte, die ächt nationale anerkannt würde. Ist es die sogenannte honette oder die sozialistische Republik, ist es die constitutionelle Monarchie oder der Cäsarismus? Heute das Eine, morgen das Andere. Wir Deutsche litten an unsern vielen Staaten; die Franzosen leiden an ihren vielen Staatsformen innerhalb des Einheitsstaates. Die vielen Staaten ließen Deutschland nicht zur That kommen; vor den vielen Staatsformen kommt Frankreich nicht zur Ruhe. Und dieses große National-Unglück ist die Folge seiner ersten Revolution. Damals war es, wo die Dictatoren der Freiheit alle Brücken der geschichtlichen Ueberlieferung im Volks- und Staatsleben abtrugen. Seitdem haben die kämpfenden Parteien freiestes Feld für ihre neuen Staatsgebilde, jede will nach ihrer Art herrschen im Namen der Freiheit, und doch bringt es keine über ein bloßes Provisorium; Herrschsucht und Freiheitsdrang heben sich gegenseitig auf und wechselnd behält für den Augenblick

Recht, wer im Augenblicke die Macht behauptet. So lasten die „Ideen von 1789“ schwerer auf Frankreich wie die deutschen Heere. Diese Ideen brachten der Welt vieles Gute, während sie Frankreichs Verhängniß wurden; und der tragische Knoten schlingt sich in dem Worte des Widerspruchs: Despotie der Freiheit!

IV.

Soweit meine Doppel-Charakteristik.

Und nun noch eine Frage: Wer hat zuletzt Recht mit seiner Freiheit, der Franzose oder der Deutsche? Wo liegt die wahre Freiheit?

Sie liegt in der Mitte. An der Peripherie fliehen sich die beiden Ideale; im Centrum ergänzen sie einander. Wenn Jemand Freiheit begehrt und man fragt ihn, von welcher Art er zu haben wünsche, deutsche oder französische? so klingt diese Frage wie eine Spielerei des Witzes. Denn wir Alle sind ja geschulte Philosophen und wissen, es gibt nur eine Freiheit: die Freiheit. Darum hat der Unterschied, welchen ich Ihnen in dieser Stunde zeichnete, rein theoretisch auch keinen Werth. Praktisch aber ist er überaus wichtig: er bekundet, wie verschiedene Völker, ihrer innersten Natur gemäß, die eine Freiheit ausgelegt, entwickelt, vereinseitigt und verzerrt und dadurch doch zuletzt zweierlei Freiheit sich in ihre Seele hineingebildet haben. Ich wollte keinen Beitrag zur Philosophie des abstracten Freiheitsbegriffes geben, sondern einen Beitrag zur Völker-Psychologie. Wie sich der Germane, wie sich der Romane die Freiheit einseitig hineingebildet hat

in die Volksseele, — dieser Unterschied birgt den Schlüssel für hundert Räthsel des Charakters und der Geschichte der beiden Völkergruppen und also für den inneren Kampf und Austausch der modernen Cultur überhaupt. Wir stehen vor großen weltgeschichtlichen Gegensätzen, die aufeinander plagen müssen, damit sie sich zuletzt läutern und versöhnen können.

Diese Erkenntniß erhebt uns in den gegenwärtigen Kriegstagen, sie tröstet uns über den Opfertod so vieler Brüder. Es wäre entsetzlich, wenn die unermesslichen Opfer gebracht werden müßten rein negativ, lediglich um die Unvernunft und Frechheit jener Friedensstörer zurückzuweisen, die uns überfallen wollten. Einzelne Menschen können unvernünftig sein, indem sie Geschichte machen wollen: die Geschichte ist niemals unvernünftig. Und so trägt auch dieser Krieg zwischen Deutschland und Frankreich seinen positiven Gehalt, seine vernünftige Nothwendigkeit in sich als Theil eines großen Cultur-Kampfes, der in Wort und Gedanke ebenso scharf ausgefochten wird, wie mit dem Schwerte, und auf sozialem und religiösem Gebiete ebenso gewiß, wie auf politischem: es ist der Kampf germanischer Selbstbestimmung gegen die romanische Herrschaft im Namen der Freiheit. Darum werden wir nach dem Frieden die riesige Ausdehnung des Kampfplatzes erst recht erkennen, und wann erst einmal Gras auf den wirklichen Schlachtfeldern wächst, wird die Schlacht der Geister entscheidender geschlagen werden als je zuvor.

Die Franzosen haben zur Zeit nur zwei Gedanken: Vertreibung der Deutschen und Wiedervergeltung, und wer unter ihnen diese Gedanken nicht hat, den zwingt man sie

zu haben, und wer sich durchaus nicht zwingen lassen will, den erschießt man.

Auch uns sollen gegenwärtig zwei Gedanken Tag und Nacht erfüllen, freilich ganz andere Gedanken und ohne daß man sie uns zuletzt standrechtlich in den Kopf zwingt, sondern aus freier Erkenntniß: der Gedanke an das deutsche Reich, wie es eben neu ersteht, und an den deutschen Krieg, wie er jetzt zu seinem siegreichen Ende neigt.

Vielen trefflichen Deutschen behagt der Weg nicht, auf welchem das Reich seit fünf Jahren vorbereitet und zu Stande gebracht worden ist. Nun gut, so müssen wir diesen Weg vergessen. Der gegenwärtige Krieg hat uns vergessen gelehrt. Und die junge Reichsverfassung ist vielleicht keinem einzigen Deutschen ganz recht. Jeder hat da seine eigene Meinung und würde das Reich ohne Zweifel viel besser gemacht haben, wenn man ihn nur gefragt hätte. Aber das Reich wurde aus dem Krieg geboren, und Krieg und Reich ergänzen sich da sofort wieder wunderbar. Denn um die Herrschucht der Franzosen zu brechen, mußten wir die Herrschaft über uns selber gewinnen; wir beugten unsern eigenen Freiheitstrog, damit wir den fremden Freiheitsdespotismus beugen könnten, und so entstand das Reich.

Man nennt uns Eroberer, man schilt uns Vorkämpfer barbarischer Gewaltherrschaft. Zum Zeichen, daß wir uns — in allzu germanischer Duldung — fortan nichts mehr nehmen lassen, sind wir so frei und holen uns das Eigenthum zurück, was französische Eroberungslust uns genommen hat, — das ist unsere ganze Eroberung. Und in unserem eigenen Hause richten wir uns ein, wie wir wollen. Der

Nachbar aber muß Ruhe geben, dann lassen wir ihn auch in seinem Hause walten nach seiner Art und wollen ihn gerechter anerkennen als je zuvor, anerkennen sogar in seinem nationalen Freiheitsfinne, dessen reineres Ideal er hoffentlich bald wiederfinden wird. Dieß unser Thun und Denken, mögen Andere dann in Gottesnamen barbarische Gewalt-herrschaft nennen, wir gönnen ihnen das Schlagwort und sagen fest und ruhig für uns: — „das ist deutsche Freiheit!“

Das Plebiscit und die politische Heuchelei.

(1866; überarbeitet 1871.)

I.

Zu den merkwürdigsten neuen Erfindungen auf politischem Gebiete gehört ohne Zweifel das französische Plebiscit. Man wird mir einwenden: Das Plebiscit sei weder von Haus aus französisch noch neu, sei überdies auch keine Erfindung. Darum will ich der Reihe nach erörtern, erstlich, warum ich das Plebiscit französisch, dann, warum ich es neu, warum ich es eine Erfindung, und endlich, warum ich es merkwürdig nenne.

Der Etymolog wird den Ursprung des Wortes freilich in Rom suchen; der Politiker hingegen sucht die Wurzel seines jetzt geläufigen Sinnes in Paris. „Plebiscit“ ist ein unübersetzbares französisches Wort. Die alte Römer-Republik sieht dem bonapartistischen Kaiserreiche nicht unähnlicher, als das antike plebiscitum dem modernen Plebiscit. Vorab aber hütte man sich, das Plebiscit etwa mit „Volksbeschluß“ zu verdeutschen; denn dieses gut deutsche Wort muß man sparen für die verfassungsmäßig organische Aussprache des Volkswillens in demokratischen Staaten, also für das schnur gerade Gegentheil des Plebiscits.

Volksbeschlüsse sind uralte, und schon vor dritthalbtausend Jahren gaben die athenischen Psephismata das Urbild einer so folgerechten und maßvollen Befragung des Volkswillens, wie sie jetzt gar nicht mehr vorkommen kann. Die athenische Republik gründete überall in den unmittelbaren Volksbeschlüssen, die repräsentativen Freistaaten der Neuzeit besitzen ihn wenigstens für bestimmte Fälle; so wählen die Bürger Nordamerika's ihren Präsidenten durch allgemeine Abstimmung und wird in der Schweiz alles Volk auf Ja oder Nein befragt über ein neues Verfassungsgesetz.

Niemand wird nach dem Erfinder dieser Art von Volksabstimmung fragen, so wenig als man nach dem Erfinder der Landtage fragt. Der Volksbeschluss hat seinen natürlichen Boden in der republikanischen Staatsform und ist mit derselben historisch erwachsen. Also wird man ihn auch ehrlich handhaben in der Republik.

Ganz anders steht es mit dem Plebisit. Es ist eine aus dem Freistaat in die cäsarische Absolutie künstlich versetzte Treibhauspflanze. Den Mann, welcher dieses Gärtnerkunststück ersann und eben damit den uralten Volksbeschluss zum modernen Plebisit umbildete, mögen wir dann wohl auch dessen Erfinder nennen. Es war Napoleon I.: zur äußeren Rechtfertigung seiner höchst persönlichen Fürstengewalt bedurfte der Sohn der Revolution einer demokratischen Formel und fand dieselbe in dem Plebisit, welches zu der bereits feststehenden Consul- und Kaiserwürde hinterdrein noch einmal Amen sagte. So wurde das Jahr 1800 das Geburtsjahr des Plebisits. Damit das französische Volk vergesse, daß es in der Militärmonarchie des Consulats die Republik

verliere, heuchelte man die republikanische Befragung des Volkswillens. Nicht den drei Millionen Stimmen hatte Napoleon damals seine Erhebung zum ersten Consul — wie später zum Kaiser — zu danken, sondern jene drei Millionen dankten vielmehr ihm dafür, daß er sich selbst schon vorher zum Consul und Kaiser gemacht hatte. Der Volksbeschluß schafft eine neue Thatsache; das Plebisit kommt, wann die Thatsachen vollendet sind.

Die zweite napoleonische Aera beglückte uns wiederum mit dieser tautologischen Formel des Plebisits, ja sie warb demselben theoretisch noch breiteren Erfolg. Das Plebisit schien ein unablässlicher Bestandtheil des monarchischen Staatsrechtes zu werden. Daß ein Volk auf eine vorgelegte Frage mit Ja oder Nein antworten darf und schwarz auf weiß: dies nannte man wohl gar schlechthin „das moderne Recht.“ Nur Schade, daß das Volk nicht auch die Frage zu stellen, noch zu sagen hat, wann es gefragt werden will! Durch diesen Mangel schiebt sich „das moderne Recht“ ganz unvermerkt in das Kapitel von der modernen Staatskunst. Genug, ganze Völker glaubten an diese Hauberformel des modernen Rechtes, vorab die unbefriedigten, gährenden, ringenden oder auch die unfertigen, halbwüchsigen Nationen. Und so ward Napoleon III. der zweite Erfinder des Plebisits. Denn der Oheim erfand das Plebisit doch wesentlich nur für sich, der Neffe für alle Welt.

Welch großartiger Akt, den Willen eines Volkes kurz und bündig auf Ja und Nein zu befragen! Man sollte meinen, athemlos gespannt lausche da Jedermann dem Ausfall des Volksurtheils! Und so ist es auch in demokratischen

Staaten, wenn das Volk wählt, wenn es über Staatsänderungen persönlich entscheidet. Allein ganz anders beim Plebiscit. Da ist seltsamerweise fast kein Mensch gespannt auf die Antwort, welche das Volk geben wird: die Antwort weiß man voraus, und das Eigenthümlichste dieses politischen Aktes besteht gerade darin, daß man ihn immer nur da durchführt, wo er überflüssig ist. Ja man kann sagen, je überflüssiger das Plebiscit ist, um so günstiger erscheint der Zeitpunkt für seine Anwendung.

Doch ergibt sich hier ein feiner Unterschied.

Entweder: ein Volk wird voraussichtlich Ja sagen, weil es nach längst offenkundiger und erwiesener Sachlage nicht Nein sagen will, oder aber, weil es trotz entgegenstehenden Willens notorisch nicht Nein sagen darf. Im ersteren Falle ist das Plebiscit eine unnütze, Geld und Zeit raubende Komödie; im anderen Falle ein Akt der Fälschung und der politischen Heuchelei von oben und unten.

Als die Venetianer nach dem Kriege von 1866 mit 652,000 gegen 69 Stimmen ihren Anschluß an Italien bejahten, hielt gewiß Niemand dieses glänzende Plebiscit für etwas Besseres, als ein müßiges Formenspiel. Denn daß das Volk zu Italien gehören wollte, wußte man längst aus viel besseren Quellen, und daß es zu Italien gehören durfte, dafür hatten die siegreichen Preußen gesorgt.

Dies ist ein Beispiel des unschädlich-müßigen Plebiscits, — sofern man in der Politik etwas unschädlich nennen darf, was müßig ist. Ein Plebiscit der anderen Art, welche ich die gemeinschädlich-heuchlerische nenne, wurde in Nizza vollzogen. Als bare Bezahlung für geleistete Hülfe wurde

Nizza von Victor Emanuel an Napoleon gegeben. Der König gab es eben nicht gern, noch viel weniger gern ließ sich die italienische Nation diese Provinz nehmen, und am ungernsten „fielen“ die Nizzarden selber an Frankreich. Allein die Gewalt entschied, der Wille des damals gewaltigen Imperators. Dann aber, nachdem Alles fest und fertig war, mußte „das moderne Recht“ herhalten, um die Gewaltthat mit der Lüge des freien Volkswillens zu beschönigen. Die Nizzarden mußten Ja sagen, als es zum Nein zu spät war, und die Agenten und Diener des Gewaltsherren sorgten dafür, daß auch ein verspätetes Nein nicht aus der Urne kam. Dem „modernen Rechte“ war genügt und der alten ewigen Moral zweimal in's Gesicht geschlagen. Das nackte Recht der Eroberung ist sittlicher als ein solches modernes Recht, denn es schlägt der Moral doch nur einmal in's Gesicht.

Denken wir uns, die Franzosen hätten im Sommer 1870 gesiegt, sie hätten das ganze linke Rheinufer erobert und im Friedensschlusse zu Berlin oder Königsberg den Heimfall dieses Gebietes an Frankreich bedungen, damit der neue Cäsar die Ostgrenze des alten Galliens wieder aufrichte, wie zu der alten Cäsaren Zeit. Würden sie dann sofort die Deutschen des linken Rheinufers zu einem Plebiszit über den Anfall an Frankreich berufen haben? Ganz gewiß nicht. Denn zunächst hätte es noch einiger Vorarbeit bedurft. Das Land, obgleich vom Krieg zertreten, hätte vorerst in die centralisirte französische Verwaltung eingeschnürt, das Volk durch List und Gewalt stumpf gemacht und betäubt werden müssen, und dann erst würde die Zeit

gekommen sein, den wahren Volkswillen zu befragen und namens der Civilisation das „moderne Recht“ zur Geltung zu bringen. Wann das Volk keinen Willen mehr hat, dann befragt man den Volkswillen.

Man sieht, das Plebiscit ist mehr Praxis als Theorie. Für die Art der Praxis in seiner Geburtsheimat Frankreich spricht eine schlichte Thatsache. Das zweite Kaiserreich war, so sagte man, auf den von mehr als sieben Millionen Stimmen ausgesprochenen Volkswillen gegründet, Plebiscite standen an seiner Wiege und an seinem Grabe, das Wahlrecht für den gesetzgebenden Körper war äußerst frei und breit zugemessen. Und dennoch gestanden die Franzosen selber zu, daß jene Wahlen zur Nationalversammlung, welche im Frühjahr 1871 unter der Wahl des deutschen Occupationsheeres vorgenommen wurden, unbeeinflusster gewesen seien, als je vorher unter der eigenen kaiserlichen Regierung.

Das Plebiscit gehört viel mehr in das Kapitel von der Staatskunst als vom Staatsrechte. Diese Eigenthümlichkeit spricht sich auch in folgender Parallele aus. Der Hauptunterschied zwischen dem Plebiscit und dem Volksbeschluß steckt in einem einzigen kleinen Punkte: das Plebiscit wird von den Machthabern angeordnet, wann es ihnen nützlich dünkt, der Volksbeschluß ist im Voraus verfassungsmäßig gefordert für bestimmte Fälle, er muß überall eintreten, sowie der fragliche Fall eintritt. Beim Plebiscit, welches höchstens eine überflüssige Bestätigungsform, ist man darum zumeist gespannt auf die Formalitäten der Befragung, bei der Volksabstimmung auf die Antwort.

Wer den Entscheid in der Hand hält, unter welchen

Umständen gefragt werden soll oder nicht, der hat auch die Antwort in der Hand. Nicht als Verächter des Volkswillens, sondern gegentheils als ein Verächter des Spiels, welches man mit dem Volkswillen treibt, bin ich ein Gegner des Plebiscits.

Die Geschichte des zweiten französischen Kaiserreiches bietet praktische Belege für meine eben aufgestellte Parallele. Durch eine organische Aussprache des Volkswillens wurde Ludwig Bonaparte im Dezember 1848 zum Präsidenten der Republik erwählt. Das Resultat des demokratischen Wahlaektes hatte keineswegs im Voraus festgestanden, es überraschte vielmehr ganz Europa, denn allgemein erwartete man, daß Cavaignac würde erkoren werden. Hier liegt ein echter Volksbeschluss vor. Als dagegen der Präsident Bonaparte drei Jahre später durch die Gewaltthat des Staatsstreiches die Verfassung brach und nach verübter Gewalt die Volksstimme befragen ließ, ob sie ihm die Präsidentschaft auf zehn Jahre übertragen und das Recht zugestehen wolle, ein neues Staatsgrundgesetz zu octroyiren —, da kam bereits das echte Plebiscit. Denn eine solche Berufung, weit entfernt verfassungsgemäß zu sein, vernichtete vielmehr die Verfassung, sie war nur möglich kraft der vorhergegangenen Gewaltthat, sie war ein müßiges, heuchlerisches Spiel: die Bajonette der Armee hatten bereits entschieden, von einem freien Entscheid des Volkes war keine Rede mehr. Ganz ähnlich steht es mit jenem Plebiscit, welches im November 1852 das fertige bonapartistische Kaiserthum hinterdrein bejahte.

Dagegen dünkte es Manchem, als sei die Volksbe-

fragung, welche Napoleon im Mai 1870 veranstaltete, um die vom Senat beschlossenen Verfassungsreformen durch die Nation bestätigen zu lassen, dann doch mehr als eine bloße Plebiszit-Komödie. War man damals nicht wirklich gespannt auf die Antwort, selbst in Regierungskreisen? Das „Ja“ stand nicht im Voraus fest, wenigstens nicht jenes überwältigende, triumphirende „Ja,“ welches der Kaiser für sein wankendes Ansehen bedurfte. Mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen würden die Gegner durch die mathematische Zahlenmehrheit geschlagen werden — so rechnete man —, aber 6 Millionen waren mindestens nöthig, um moralisch zu siegen. Nicht um des ziffernmäßigen Entscheides willen hatte man an die Nation appellirt, sondern um eines politischen Kulissen-Effektes willen. Der Kaiser gewann ihn: das Plebiszit gewährte ihm über eine Million Stimmen mehr, als er moralisch, über zwei Millionen mehr, als er mathematisch brauchte. Aber scharf und klar hatte vorher Guizot das Versängliche und eben darum, trotz aller Millionen, Nichtsfagende dieses Plebiscites aufgedeckt. Es lag in der Art der Fragestellung. „Billigt das französische Volk die in der Verfassung seit 1860 durch den Kaiser unter Mitwirkung der großen Staatskörper bewirkten liberalen Reformen, und genehmigt es den Senatsbeschluß vom 20. April 1870?“ Auf alle dieses sollte mit einem einzigen Ja oder Nein geantwortet werden. Es lohnt der Mühe, obige Frageformel etwas näher zu untersuchen. Die Worte „unter Mitwirkung der großen Staatskörper“ waren eine Lüge; denn bloß der Senat, nicht aber der gesetzgebende Körper hatte jene Reformen discutirt; — das Wort „liberal,“ welches gar keinen klaren staatsrechtlichen Begriff

bezeichnet und bloß als vieldeutiges politisches Schlagwort umläuft, war eine Lodspeise; die „Reformen“ eine Falle; denn der Reformfreund, welcher für dieselben stimmte, bestätigte in diesem Zusammenhange zugleich wider Willen die ganze Politik des Staatsstreiches seit 1852. Der Schlußsatz aber — Genehmigung des Senatsbeschlusses vom 20. April 1870 — gab dem Kaiser das Recht, in jedem beliebigen Falle direct an das Volk zu appelliren, das heißt, er verlieh dem gefährlichsten Unterscheidungsmerkmale des Plebisclts, daß es angewandt werden kann, wann der Gewalthaber will, gesetzliche Sanction.

Somit war der reformatorisch gesinnte Mann durch die Art der Fragestellung doppelt und dreifach gefangen: im Interesse der ehrlichen Reform mußte er Nein sagen; da aber durch dieses Nein zugleich die ganze Existenz des bestehenden Staates verneint und die Revolution heraufbeschworen worden wäre, so sagte er dennoch Ja. Unter dem Drucke soeben begangener Gewaltthat hatte Napoleon 1851 nach dem Staatsstreich die Volksstimme zum nichts sagenden Ja gezwungen; unter dem Druck der drohenden Gewaltthat einer Revolution zwang er sie 1870 zum lügnerischen Ja. Scheinbar so ehrlich und freisinnig gemeint, entwirrt sich diese letzte Befragung des Volkes durch den Kaiser zum vollendet jesuitischen Gewebe von Schlingen und Fallstricken. Kein Wunder, daß es der Regierung bangte, ob die Künstelei auch gelingen werde! Und als sie gelungen war, da wollte man in allen Kathedralen Frankreichs das Te Deum singen lassen, aber leider waren die Bischöfe nicht zur Hand; sie tagten eben auf dem römischen Concil, um dort über andere

Fragen, die aber merkwürdigerweise ganz im selben Geiste des „Plebiscits“ behandelt wurden, sich ein Ja ablisten zu lassen. So mußten sich die Franzosen mit dem weltlichen Pomp der Plebiscit-Verkündigung begnügen.

Vier Monate später setzten sie ohne Plebiscit und ganz prunklos ihren Kaiser ab — einigermaßen im Widerspruch mit der Antwort, welche sie im Mai gegeben, aber vollkommen entsprechend der Art, wie der Kaiser damals gefragt hatte.

Und doch vermochte dieser wunderbar gerechte Ausgang des Drama's mit seinen schonungslos erhellenden Schlaglichtern den Aberglauben an die Zauberformel des Plebiscits noch nicht zu brechen! Die Staaten des continentalen Europa rangen so lange nach freiheitlichen Formen, daß man jetzt glaubt, in der Form nur stecke die Freiheit. Der Geist tötet, aber der Buchstabe macht lebendig, — so sagen heute Neunundneunzig; nur der Hundertste behauptet das Gegentheil und ist folglich ein Reactionär.

II.

Kraft des Kriegesrechtes hat das deutsche Reich Elsaß und Deutsch-Lothringen zurückgefordert von den Franzosen. Unsere neutralen „Freunde,“ die Engländer, Schweizer und Italiener voran, erklärten diese Forderung für mittelalterlich-barbarisch; denn nach dem „modernen Rechte“ zwingt man kein Volk wider Willen, seinen Herren zu wechseln, heutzutage verkaufe man die Völker nicht mehr wie eine Heerde Schafe. Die Franzosen hatten den Krieg freilich auch wohl

kaum nach dem modernen Rechte angefangen, wir aber sollten ihn beenden nach dem modernen Recht. Also begehrten unsere Freunde ein Plebiscit, durch welches die Elsäßer und Lothringer erklärten, ob sie wieder deutsch werden wollten oder nicht. Wir zogen es vor, sie ohne Plebiscit wieder deutsch zu machen.

Dieser Fall, wo es gar nicht zum Plebiscite kam, ist aber fast lehrreicher für die Erkenntniß des Plebiscits, als jene vorher erörterten Fälle, wo man wirklich abstimmte.

Untersuchen wir ihn vom Standpunkte des sogenannten „modernen Rechtes.“ Vielleicht findet sich's dann, daß Diejenigen, welche ein Plebiscit der Elsäßer so heftig forderten, dieses Recht selber gar nicht recht verstanden und namentlich die Natur des Plebiscits höchst oberflächlich erkannt haben. Ja wir entdecken am Ende gar, daß der Volkswille bei der Abtretung von Elsaß-Lothringen wirklich und ganz organisch befragt worden ist, obgleich keine mit Ja oder Nein bedruckten Stimmzettel in diesen Ländern gesammelt wurden.

Im Geiste des „modernen Rechtes“ also urtheile und schließe ich folgendergestalt:

Der Staat ist um des Volkes willen da, aus dem Volke erwachsen, eine Organisation des Volkes. Ein Theil des Volkes kann nicht vom Staate abgelöst werden und ebenso wenig können neue Volkstheile hinzutreten, ohne daß hierdurch der Gesamtorganismus von Volk und Staat wesentlich verändert würde. Darum soll das Volk befragt werden, ob es diese Veränderung will. Das Volk? Gewiß! und zwar im vollen Wortsinne; nämlich nicht bloß jener Bruchtheil, welcher durch Weggang oder Zutritt am persönlichsten be-

rührt wird, sondern nothwendig das ganze Volk des ganzen Staates. Ein elsässisches Staatsvolf existirt im vorliegenden Falle gar nicht, es existirt bloß ein französisches, welches befragt werden muß, wenn die Totalität des französischen Volkes und Staates durch Ausscheiden von Elsaß-Lothringen eine Veränderung erleiden soll. Da die Elsässer und Lothringer von dem Heimfall ihrer Provinz an Deutschland auf's unmittelbarste berührt werden, so wird man allerdings ihrem Specialvotum in eigener Sache ein besonderes Gewicht beilegen. Dies ist aber nur eine innere französische Angelegenheit: das französische Volk hat vor Abgabe seiner Stimme den Sonderwillen jenes zunächst betroffenen Volksbruchtheiles gebührend zu berücksichtigen; nie und nimmer kann jedoch dieser Sonderwille dem Gesamtwillen der französischen Nation gleich geachtet werden oder dessen Aussprache gar überflüssig machen. Dagegen müßte man nothwendigerweise wissen, ob das deutsche Gesamtvolk seinerseits die Elsässer und Lothringer auch haben wolle. Die französische Nation entscheidet über die Abtretung, die deutsche über die Aufnahme: Beide, und nur Beide, haben völlig coordinirte Stimmen. So entspricht es dem vernünftigen Sinne des „modernen Rechtes.“

Ein solches unmittelbares Plebiszit in aller Form ist nun freilich weder hien noch drüben veranstaltet worden. Thatsächlich und mittelbar liegt aber der Doppelentscheid der Volksstimme dennoch vor.

Daß die Deutschen in ihrer ungeheueren Mehrzahl den Wieder-Erwerb jener vordem geraubten Provinzen nicht bloß billigen, sondern geradezu begehren, unterliegt keinem Zwei-

fel, und an der formellen Zustimmung des Reichstags zu dem betreffenden Friedensartikel wird es gewiß nicht fehlen. Ja man kann sagen, ohne diesen Wiedergewinn der alten Reichslande hätte das neue Reich schwerlich so rasch und tief Wurzel gefaßt in der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes, als es geschehen ist.

Das französische Volk hat seinerseits in der frei gewählten Nationalversammlung den Friedenspräliminarien zugestimmt, welche die Abtretung von Elsaß-Lothringen für ewige Zeiten festsetzen. Die Elsässer freilich protestirten mittelbar aller Orten und bekundeten durch die Art ihrer Wahlen zur Nationalversammlung diesen Protest auch in staatsrechtlicher Form. Allein als Glieder des französischen Volks- und Staatsganzen haben auch sie dennoch zugestimmt; denn ihr Minderheitsvotum ging unter in der Mehrheit: das geschah eben auch auf Grund des modernen Rechts, welches den Volkswillen nach Ziffern mißt und die Stimmen nicht wägt, sondern zählt. Dieses Recht fragt auch nicht nach den subjectiven Beweggründen der Abstimmenden — nur die Ziffer entscheidet. Nach innerster Herzensneigung hätte wohl kein einziger Franzose für die Abtretung von Elsaß-Lothringen gestimmt; man beugte sich lediglich dem Zwang der äußeren Lage, widerstrebend verzichtete man auf jene Provinzen, weil eben der Friede um keinen billigeren Preis zu haben war. Allein bei den ganz formgerechten Plebisclten des bonapartistischen Reiches war das auch nicht anders gewesen: revolutionäre oder kriegerische Gewaltthat schuf die vollendete Thatfache, und die Volksstimme sprach dann hinterher ihr ziffermäßiges Ja, weil sie nicht Nein sagen konnte.

Nach alledem könnten wir uns also angesichts des „modernen Rechtes“ vollkommen beruhigen über den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: das französische Volk hat gesprochen durch seine gewählten Vertreter, und die Antwort fiel zu unsern Gunsten. Darum war es sehr weise, daß die Reichsgewalt — scheinbar — so unklug war, die Elsaßer und Lothringer noch einmal mit wählen zu lassen zur französischen Nationalversammlung, und wenn uns die Noth zwang, gegen allen, selbst republikanischen Brauch, Friedenspräliminarien nicht bloß mit der Regierung des besiegten Gegners abzuschließen, sondern zugleich auch den Beschluß der Volksvertretung im Feindeslager abzuwarten, so ward uns diese Noth zur Tugend, und wir gewannen das nächstverwandte Resultat eines Plebiscits — ein „Ja“ wider Willen.

Mit solchen Gründen könnten wir uns beruhigen; wir beruhigen uns aber nicht damit. Es gibt noch eine gewichtigere Volksstimme, als jene, welche durch Addition von Stimmzetteln gefunden wird. Das Volk lebt, gleich der Einzelperson nicht bloß in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit, das Volksleben ist fortlaufende Geschichte. Ich vergleiche das lebendig dahintwallende Volk einem Strome. Stellen wir uns beobachtend an's Ufer. Nicht bloß die Wellen, welche eben vorüberfluthen, sind der Strom: unser Auge möchte sie festhalten, allein sie sind vergänglicher noch als der Augenblick, im Austausch versinken sie, und gerade das rastlose Zueinandergreifen von Vergangenheit und Zukunft, das Vergehen im Werden, macht erst die Welle, macht den Strom. Es gibt da keine Gegenwart, Alles ist nur ein ununterbrochener historischer Prozeß. Und doch wird der Strom

als Ganzes wiederum zum festen geographischen Gebilde, welches dauernd das Land mit scharfer Linie gliedert. Ein solcher Strom ist auch die Nation, das Volk, der Volksstamm. Wer will die Gegenwart des Volkes greifen? wenn man der Welle Halt gebietet, dann ist sie keine Welle mehr. Das Volk ist keine irgendwann rein gegenwärtige Erscheinung, es ist ein ruheloser historischer Prozeß, seine Gegenwart ist nur der stäte Kampf von Vergangenheit und Zukunft, und darum ist die Summe der Volksgeschichte zugleich und allein die Aussprache des Volkswillens im tiefsten Sinne.

Befragen wir dieses Plebisit bei den Elsäßern. Ueber zwei Jahrhunderte standen sie, ein uraltes deutsches Volk, unter französischer Herrschaft. Mehrere Menschenalter protestirten sie gegen das aufgedrungene Regiment erst laut, dann immer schwächer; sie fügten sich anfangs widerwillig, dann mit Willen, zuletzt mit Begeisterung dem fremden Staate. Aber nur dem Staate, nicht der Nation; denn der Grundstock des Volkes, die Bauern, die Kleinbürger, das naive Volk, blieb deutsch in Stamm, Sitte und Sprache. Die Elsässer der Neuzeit wollten Franzosen sein, französisch aber wollten sie nicht sein. Warum wären sie sonst aller listigen Verwälschung zum Troze deutsch geblieben? Wir haben hier zweierlei historisch ausgesprochenen Volkswillen, der sich widerspricht. Und so konnte man in der That weder sagen, daß das elsässische Volk schlechtthin gegen Frankreich, noch daß es schlechtthin gegen Deutschland gravitire. Die schwebende Frage konnte wiederum nur im weiteren historischen Prozeß, nur durch die Zeit gelöst werden. Und bis zum Jahre 1870

hatte es allerdings den Anschein, daß der Entscheid nach einigen Menschenaltern ganz zu Gunsten Frankreichs ausfallen werde.

Da kam der Krieg. Er ward uns aufgedrungen; aber wir gewannen und übten das Recht des Stärkeren, an welches nicht wir, sondern die Franzosen appellirt hatten. Aus Gründen der Sicherung des Reiches wurde Elsaß-Lothringen dem deutschen Reiche zurückgefordert. Auf diese strategisch-politischen Gründe mußte sich die Reichsgewalt zunächst berufen, vorab den argwöhnischen fremden Mächten gegenüber. Vom deutschen Volke aber wurde die nationale Gemeinschaft der Elsässer mit unserer Gesamt-Nation um so stärker und wärmer betont. Wir sagen: zwiespältig in ihrem Volkswillen, sind die Elsässer der französischen Form zugefallen, das deutsche Wesen aber haben sie behauptet. Und dieses nationale Wesen schließt eine tiefere und nachhaltigere Aussprache des Volkswillens in sich, als das bloße Staats-Interesse. Die Elsässer des gegenwärtigen Augenblickes — die Welle im Strom! — erkennen das selber nicht. Aber ein Volk weiß gar häufig selber nicht recht, was es will. Es geht ihm da nicht besser, wie zu Zeiten jedem Einzelnen. Ein Freund, der nicht in unserer Haut steckt, weiß bei schwebendem Conflict oft besser was wir wollen, als wir selber. So behaupten wir auch den tieferen, den nationalen elsässischen Volkswillen besser zu erkennen als die Elsässer. Wir wollen sie wieder zur Selbsterkenntniß, zur bekräftigten historischen Aussprache ihres eigenen Volkswillens bringen, auf historischem Wege, durch erneute Einkehr in ihr angestammtes und stets behauptetes deutsches Wesen. Nachher könnte man sie dann auch zu einem förmlichen Plebisit

berufen — nach beliebter Art, wenn nämlich das Plebisцит eine müßige Phrase geworden wäre.

So wahren wir auch hier den Standpunkt der historischen Legitimität, welcher ebenso gut für die Völker gilt, wie für die Fürsten. Nicht aus feudalem oder theokratischem Aberglauben hängen wir an unsern angestaumten Fürstenhäusern, sondern weil dieselben erwachsen sind mit Volk und Staat und in der still und laut bekundeten Treue langer Reihen der Volks-Generationen ein milliardenfaches Plebisцит gewonnen haben. Dergleichen sollen auch die Elässer und Lothringer nicht an uns verkauft werden wie eine Herde Schafe; sondern kraft ihres historisch bekundeten Volkswillens, der niemals ganz von deutscher Art gelassen hat, erkennen wir es jezt als Recht und Pflicht, sie wieder zu erlösen aus ihrer zwiegetheilten Lage und ganz herüberzuziehen in die alte deutsche Heimat.

III.

Die Aesthetiker unterscheiden zwischen der constructiven Schönheit eines Bauwerkes und dem bloß decorativen Schmuck. Beides kann neben einander bestehen. Wo aber die Decoration in gleichnerischen Widerspruch tritt mit dem inneren Aufbau des Hauses, da gibt's eine Schein-Architektur. Man erblickt da etwa außen ein Portal, und innen sind's zwei Fenster über einander, außen einen Palast und innen sind's vier Miethhäuser. Solche Decorationsbauten werden allgemein getadelt, sind aber trotzdem sehr beliebt, und unsere Baumeister haben es bereits weit gebracht in derlei Scheinkunst.

Allein viel weiter noch brachten's die politischen Baumeister in der politischen Scheinarchitektur, namentlich in Paris; doch versteht man jetzt die Sache auch anderswo. Die Volksabstimmung in der Republik verkündet einen Bau von constructiver Harmonie; das Plebisit zeigt uns den ächten Decorationsbau und paßt zu den neuen Militärmonarchien genau so gut, wie Kirchensenster zu einer Kaserne. Und nicht bloß beim förmlichen Plebisit, auch in zahllosen andern Institutionen lebte und lebt dann dieser Geist der Heuchelei: an der Außenwand standen die „Ideen von 1789“ geschrieben und innen thronte der despotische Imperator; — der gesetzgebende Körper war nach allgemeinstem Stimmrecht gewählt, aber wenn es den wichtigsten Entscheid galt, hatte er keine Stimme; — Eroberungskriege wurden nur noch für „eine Idee“ geführt, der schändlichste Länderschacher angezettelt bloß zur gelinden Ausübung eines „weltgeschichtlichen Veruses;“ — die Corruption des Volkes wurde systematisch gehegt, aber bloß zur höheren Ehre der „Civilisation“ — das war Alles Decorationsarchitektur, mit Pfeilern, die nichts zu tragen hatten und mit Gewölbgurten, welche aus Gyps aufgestellt waren. Vor hundert Jahren baute man nicht besser, aber man baute doch wenigstens aufrichtig schlecht. Darum fiel der Bau dann auch damals nicht ganz so geschwind, nicht ganz so schmählich zusammen.

Öffentliche Meinung und Gefühlspolitik.

(1865 und 1871.)

I.

„Das Volk, das im Finstern wandelt, es sieht ein großes Licht.“ So steht in der Bibel.

Im neuen politischen Katechismus dagegen steht: „Das Volk selber ist das große Licht, und leuchtet aus sich heraus wie die Sonne, und die Strahlen dieses Lichtes nennen wir die öffentliche Meinung: aber die Staatsmänner, welche im Finstern wandeln, wollen nichts sehen von diesem Lichte.“

Es ist allerdings beträchtlich heller geworden in der Politik, seit man die öffentliche Meinung beobachtet und beachtet, ja seit man nur das Wort für die Sache gefunden hat. Allein ist es heller geworden durch die öffentliche Meinung, oder erkennt man diese klarer, weil es vielmehr anderswo heller geworden ist? Das möge eine offene Frage bleiben.

Je strenger wir aber die öffentliche Meinung auf Sinn und Begriff prüfen, um so tiefer werden wir in geheimnißvolle Dämmerung geführt. Ja, ich behaupte: jene unwiderstehliche Wucht der öffentlichen Meinung, vor welcher zu

Zeiten ein Jeder erzittert, mag er sie außerdem als einen Gott anbeten oder als einen Götzen verspotten, ruhet großentheils in dem mystischen Hellbunkel, womit dieselbe umgeben ist.

Doch man zeigt nicht durch dunkle Worte, wie dunkel ein Begriff sei, sondern durch möglichst helle. Das will ich nun versuchen.

„Öffentlich“ heißt eine Meinung, sofern sie sich im Volk ausspricht, verbreitet und fortbildet. Daß sie zugleich dem Gegenstande nach auf öffentliche, zunächst staatliche, Dinge ziele, läßt der Sprachgebrauch unentschieden. Ein stadtkundiger Privat-Schuldenmacher wird gerade so gut „von der öffentlichen Meinung verdammt,“ wie ein landeskundiger Staats-Schuldenmacher. Wir besitzen kein geläufiges Unterscheidungswort für die politische Volksstimme im engeren Sinne, und haben die Macht der öffentlichen Meinung im Privatleben weit früher erkannt als im öffentlichen. Denn im Hause sind wir längst daheim, auf dem Forum erst seit gestern. So ist denn zwar nicht das Wort neu, wohl aber der einschränkende Sinn des Wortes, wenn wir bei „öffentlicher Meinung“ zunächst nur an jene Volksstimme denken, welche über Thatfachen und Zustände des öffentlichen Lebens urtheilt. Dieser engere Sprachgebrauch stammt nicht aus der Schule, sondern aus dem Leben, er war weit früher auf der Tribüne, in der Zeitung eingebürgert, als in gelehrten Büchern; die politischen Agitatoren hatten ihn längst in Kurs gesetzt, bevor die staatsgelehrten Forscher Werth und Währung prüften — ein Gang der sich unzähligemal in der modernen Geschichte der Staatswissenschaft wiederholt.

Was ist denn aber Meinung? In meiner mittelhheini-

ſchen Geburtsheimath — und auch anderswo — ſagt man, wenn Einer etwas „meint.“ „die Narren meinen!“ Der geſcheidte Mann ſoll wiſſen, nicht meinen, was er ſpricht. Und am Mittelrhein weiß man bekanntlich Alles am beſten. Trotz jenes Bannſpruches über das Meinen halten die politiſch angeregten Mittelrheiner jedoch beſonders viel von der öffentlichen Meinung, und wer das vollsgeläufige Wort von den Narren auf die öffentliche Meinung anwendete, dem würde man dort ſicher in etwas unparlamentariſcher Kraftrede „die Meinung ſagen.“ Alſo wäre das Meinen eines Einzelnen zwar Thorheit, wenn Tausende aber zuſammen meinten, ſo würde Weiſheit daraus? Allein tauſend Narren machen zuſammen noch keinen geſcheidten Mann; viel leichter geſchieht es umgekehrt, daß tauſend geſcheidte Leute zuſammen einen Narren machen, wie wir ja beim anſtedenden Beifallsjubiläum im Theater nicht ſelten wahrnehmen, oder bei den berausſchenden Zurufen einer Volksverſammlung, wo der hinreißende Enthuſiasmus der Maſſe mit dem kritiſchen Verſtande des nüchternen Denkers durchgeht.

Und dennoch hat es ſeinen guten Grund, daß wir das bloße Meinen eines Einzelnen geringschätzen, das Meinen einer ganzen Volksmaſſe aber mit Reſpect behandeln. Nämlich nicht um deßwillen, weil die perſönliche Meinung geſcheidter und beſſer würde, indem ſie ſich Tausenden mittheilt, ſondern weil die Meinung von Tausenden zugleich auch den Willen dieſer Tausende darſtellt: die Macht der That im Volksleben. Und nicht zunächſt wegen ihrer Weiſheit: — wegen ihrer Macht berückſichtigt der Politiker die öffentliche Meinung. Sie wird um ſo gewichtiger, nicht je mehr ſie

sich prüfend und forschend vertieft, sondern je weiter sie sich über immer größere Volksmassen ausbreitet, und der unwiderstehliche Siegeslauf einer öffentlichen Meinung gründet meist viel mehr in ihrer gemeinschaftlichen Oberflächlichkeit als in ihrer Tiefe.

Meinen ist nicht Wissen. Das Wissen beruhet im Erkennen der Gründe; das Meinen hingegen ist ein Fürwahrhalten aus Instinct, aus Empfindung und Neigung mit halben Gründen oder ohne Gründe. Die öffentliche Meinung ahnet viel mehr als sie erkennt; sie begehrt selten zu lehren und noch seltener zu lernen; aber was sie sich als das Rechte vorstellt, als das Rechte empfindet, das will sie durchsetzen.

In Sachen der Wissenschaft gibt es darum auch gar keine öffentliche Meinung, und dem Gelehrten ist es sehr gleichgültig, was Leute, die nicht mit ihm geforscht und gearbeitet haben, von seinen Resultaten „meinen.“ Wohl aber gibt es eine öffentliche Meinung über wissenschaftliche Charaktere; denn auch das ungelehrte Volk mag herausfühlen, ob ein gelehrter Mann ein Mann ist, oder nicht.

Die öffentliche Meinung fragt überhaupt nicht sowohl nach dem, was wahr oder irrig, als was recht oder unrecht ist: sie wirft die Moral in die Politik. Sie ist das Gewissen des Volkes. Darin ruhet ihre Hoheit, mag sie nun im übrigen thöricht oder weise urtheilen.

Wirft sie aber immer und überall die Moral in die Politik, ist sie allezeit das Volksgewissen? Leider nein! antworten die Einen; gottlob nein! die Andern. Denn sie verwechselt oft genug das Nützliche mit dem Gerechten, den Erfolg mit der Moral, und obendrein den nächsten Erfolg, der

vielleicht ein ferner Mißerfolg wird. Also wäre sie ein Proteus, der seine Gestalt ändert, so wie wir sie festzuhalten glauben? Ja und nein! Denn eben weil die öffentliche Meinung nicht forscht und erkennt, sondern meint, ahnt, empfindet, ist ihr der Erfolg ein Gottesurtheil von Außen, welches sie mit dem Gottesurtheil im Innern, im Gewissen, unglaublich schnell in eins verschmelzt.

„Und wem zutheil der Sieg auch werde,
Zu seinen Fahnen will ich stehn,
Weil überall auf weiter Erde
Die Götter mit dem Sieger gehn!“

So spricht Obed Baal, der Sternseher, in Rinkels „Nimrod.“ Er ist ein alter Baalpriester, aber er hat den Gewissensspruch der öffentlichen Meinung, auch der neuesten wie aller Zeit, in den Sternen gelesen.

Man redet viel von der Kritik, welche die öffentliche Meinung übt. Dies ist aber wiederum keine Kritik im Sinne der Wissenschaft, die voraussetzungslos Thatfachen ermittelt und Gründe gegen Gründe wägt, sondern vielmehr eine Kritik des Gefühls: sie preist nach Neigung und verdammt nach Widerwillen, sie liebt und haßt zuerst, und urtheilt hinterdrein. Demgemäß kehrt sie sich häufiger gegen Personen als gegen Sachen, und verwechselt so leicht die Sache mit der Person.

Je schneidender die öffentliche Meinung Kritik übt, um so tiefer geräth sie in Gefühlspolitik, um so glühender, leidenschaftlicher wird sie, während gegentheils die Kritik des Denkers immer kälter, besonnener wird, je tiefer sie einschneidet. Niemals hat wohl die öffentliche Meinung das

Schwert ihrer Kritik vernichtender geschwungen, als in den Schreckenstagen der ersten französischen Revolution, und sie wurde gluthberauscht bis zum Wahnsinn. Der Gipfel von solch dämmernder Kritik der sittlichen Empfindung ist also nicht Nüchternheit, sondern Fanatismus, und die Leute, welche in der öffentlichen Meinung den verneinenden Ton angeben, sind oft genug die jugendlichsten Hitzköpfe. Den verstandesklaren kritischen Denker personificiren wir mit einer platonischen Glase, den leidenschaftlichen Vordenker des Volkes mit wallendem Jünglingshaar. Das Volk selbst wird jugendlich in Art und Unart, sowie es sich seiner Meinung stark bewußt wird, und als Masse bleibt es mit seinem politischen Empfinden ewig in den Flegeljahren.

Die erkennende Kritik des Denkers vereinsamt; scharfe kritische Geister pflegen abgeschlossene Menschen zu sein. Die empfindende Kritik der sittlichen Begeisterung hingegen verbündet und verbrüdert lawinenartig anwachsende Volksmassen. Gefühle und Affecte wirken ansteckend; das Denken steckt leider nicht an.

Bei den Völker-Epidemien der Affecte geht es wie bei den Epidemien des Leibes: je größere Massen von ihnen ergriffen werden, um so untwiderstehlicher wächst die ansteckende Kraft. Im glaubenseifrigen Mittelalter waren die Völker-Epidemien der öffentlichen Meinung religiös, in unserer Zeit werden sie politisch und social. Das Jahr 1870 zeitigte eine solche lange vorbereitete Epidemie beim französischen Volke. Bis zum Wahnsinn verblendet in seiner Leidenschaft, belogen und betrogen in seinem Gewissen, wurde es durch das Fieber seiner eigenen öffentlichen Meinung tiefer ge-

schwächt als durch die deutschen Waffen. Der Fieberkranke fühlt sich oft riesenstark, ja er ist es auf Momente; erst wann die Krankheit weicht, erst in der Genesung bricht er zusammen und merkt wie elend er geworden ist. So wird es auch in Frankreich geschehen.

II.

Kein Einzelner macht eine öffentliche Meinung.

Er kann den ersten zündenden Gedanken ins Volk schleudern, aus welchem eine öffentliche Meinung aufsprüht; aber dieser Gedanke theilt sich den Andern nicht bloß einfach mit, er wird von ihnen zugleich fortgebildet, umgemodelt, erweitert, gesteigert, vertieft oder verflacht; unter der unmerklichen Mitarbeit vieler Köpfe wird er Gemeingut einer ganzen Volksmasse, und erst hiedurch gewinnt der individuelle Gedanke das Gepräge der öffentlichen Meinung.

Das heißt, die öffentliche Meinung entsteht ganz ähnlich wie Volksfite, Volksfage und Volkslied, sie ist eine durchaus verwandte Form der Aussprache des Volksgeistes, und nur dem Gegenstande nach von Sitten, Sagen und Liedern verschieden. Um die Geseze der Sagenbildung zu finden, braucht man nicht auf Jahrhunderte zurückzugehen, man kann sie jeden Tag im Entwicklungsproceß der öffentlichen Meinung studieren.

Wenn alte Rationalisten und aufgeklärte Bureaukraten gleich den neuen demokratischen Doctrinären die öffentliche Meinung als eine höchst berechtigte Macht priesen, dagegen die Sitten, Sagen und Lieder des Volkes als ein Spielzeug

für gelehrte und ungelehrte Kinder verspotteten, oder auch sie verkehrten als romantische Irrlichter, welche in den poetischen Sumpf des Conservatismus locken — so war dies gar nicht folgerichtig, und bewies nur, daß man nicht wußte, was eigentlich die öffentliche Meinung und was eine Volkssitte sei.

Beide sind leibliche Schwestern; eine genau so viel werth wie die andere. Beide werden von Einzelnen angeregt, gewinnen aber ihren Vollgehalt erst dadurch, daß sie vom Volk erfaßt und fortgebildet und so zuletzt zur Aussprache des Volksbewußtseins werden. Weil aber die Sitte so still und leise webt, das Angewohnte — oft nur scheinbar — gemüthlich treu festhaltend, die öffentliche Meinung dagegen mit dem bewegten Staatsleben laut rauschend dahin fluthet, hält man beide für grundverschiedene Dinge. Man wittert Romantik, das heißt Reaction, hinter der Liebe, welche Einer für die Volkssitte hegt, nimmt dagegen die Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung als ein Wahrzeichen aufgeklärten fortschrittlichen Sinnes. Allein diese Meinung ist so wenig rationell wie die Sitte, auch sie ist ein Stück Romantik, wenn gleich manchmal eine vorwärts schauende Romantik, welche Gegenwärtiges sich vorstellt und empfindet, um träumend und dichtend sich die Zukunft aufzubauen. Mit der öffentlichen Meinung kommt die Poesie in die Politik — die Poesie des Volksgemüths.

Ja ich behaupte geradezu: die Politik des Verstandes muß sich erst zur Gefühlspolitik verdunkeln und — verklären, um von der öffentlichen Meinung durchgreifend erfaßt zu werden.

Das dünkt wohl Manchem zu viel gesagt; ich erläutere darum meinen Satz durch ein Beispiel.

III.

Lange bevor sich das deutsche Volk eine öffentliche Meinung über die schleswig-holsteinische Frage bildete, bestand darüber ein gemeinsames Urtheil bei den staatswissenschaftlich geschulten Kennern. Etwa seit 1844 begannen größere Blätter (vorab die „Weser-Zeitung“ und die „Allgemeine Zeitung“) die Erbfolge in den Herzogthümern und den drohenden Conflict des nationalen Interesses und des Rechts in Leitartikeln nachdrücklicher zu besprechen. Aber diese Artikel waren vornehm geschrieben, sie wandten sich an historisch und juristisch gebildete Leser und drangen nicht ins große Publikum. Der Weg der öffentlichen Meinung geht zwar bergab, aber dennoch langsam, namentlich am Anfange, der Weg von den Aristokraten der Bildung zum gesammten Volke, vom Prüfen und Erkennen zum Empfinden und Meinen.

In Dänemark machte sich die Sache rascher als in Deutschland, im deutschen Norden rascher als im deutschen Süden. Das ist natürlich. Schon seit 1841 eiferte die öffentliche Meinung der Dänen für die Idee jenes dänischen Gesamtstaates, der die Herzogthümer auseinanderreißen mußte, und fand in Presse und Reichstag die schärfste Aussprache. Die Opposition der bedrohten Schleswig-Holsteiner wuchs in gleichem Maß und entzündete die Leidenschaft des Volkes von der Elbe bis zur Königsau. Allein es fehlte

viel, daß auch die Leidenschaft des Volkes am Rhein und an der Donau gleicherweise entzündet worden wäre. Der Streit hatte noch nicht genug gemeinverständliche Fassung, noch nicht die unmittelbare Aussprache ans Gemüth gewonnen, und vom deutschen Norden war es in selbiger Zeit noch weit zum deutschen Süden.

Kleine Thatfachen, von welchen die Staatengeschichte keine Notiz nimmt, halfen diesen Weg verkürzen. Ich denke nur einer einzigen. Bei dem Würzburger Sängersfest im August 1845 erschien unter den wettsingenden süddeutschen Liedertafeln auch ein Sängerkhor aus Holstein. Er sang ein neues Lied, das „Schleswig-Holstein-Lied,“ und mußte es wieder und wieder singen; alles versammelte Volk stimmte in den Rundreim ein, die andern Liedertafeln nahmen die neue Weise mit in ihre Heimathorte, und in ganz Bayern sang und piff man bald auf allen Gassen: „Wanke nicht, mein Vaterland!“ Ein kräftiges Lied, von Tausenden angestimmt, während die Gläser voll edeln Fraukeuweines mitklangen — das weckte weit besser die öffentliche Meinung als alle staatsrechtlichen Deductionen. Hatte doch auch in den Herzogthümern selber das nämliche Lied die Volksstimme immer lauter wach gerufen, da man es ein Jahr früher auf dem Sängersfeste zu Schleswig zum erstenmale sang.

Der „Offene Brief“ Christians VIII. vom 8. Juli 1846 brachte die Katastrophe. Hätte der König ganz dieselbe Erklärung in Form einer diplomatischen Note von seinem Minister abgeben lassen, die öffentliche Meinung wäre nicht so aufgerüttelt worden, wie durch den offenen Brief. Solche Correspondenz war neu, darum merkten sich die Leute desto

besser, was darin stand. Bald nachher faßte der deutsche Germanistentag zu Frankfurt seine Beschlüsse zu Gunsten der Herzogthümer. Auch dies war neu, daß die ernsthaftesten Gelehrten vereint sich in die Politik des Tages mischten; erstaunt horchte man auf, die Theilnahme der Gebildeten wuchs immer rascher. Die Volksversammlung von Neumünster kam hinzu, damals gleichfalls ein fremdartiges Phänomen; „Schleswig-Holstein“ war bereits nicht mehr bloß stehender Leitartikel in einzelnen großen Tagesblättern, auch die Lokalpresse popularisirte die Frage. Und wiederum tönten Lieder darein: Geibels „Protestlied“, seine „zwölf Sonette“ und ähnliche Gedichte anderer Poeten. Sie machten die Sache nicht klar, aber sie machten warm für die Sache. Tausende redeten jetzt kräftigst von der bedrohten deutschen Nordmark, ohne recht zu wissen, um was es sich eigentlich handle. Und dies ist allemal ein Vorzeichen, daß sich eine öffentliche Meinung zu bilden beginnt. Credo ut intelligam gilt vom politischen, wie vom religiösen Volksglauben.

Das war die lyrische Periode dieser öffentlichen Meinung: im Frühjahr 1848 kam die dramatische. Mit gewaffneter Hand erhob sich das Volk der Herzogthümer; Preußen, Deutschland zog zu Hülfe; der Streit der Diplomaten, Politiker und Juristen war ein wirklicher Krieg geworden. Jetzt war auch eine gesamtdeutsche öffentliche Meinung voll und fertig. Gemüth und Phantasie des Volkes hatten die anschauliche greifbare That gefunden, der trockene Rechtsstreit war zum leibhaften Drama verkörpert; jeder deutsche Mann mußte mitführend theilnehmen, wenn er nicht mithandeln konnte. Wer aus Rechtsgrüden für Dänemark gesprochen

hätte, den würde man gesteinigt haben. Aber wußten Jene, welche dann die Steine erhoben, was der Rechtskern dieses Gewaltstreites sei? Unter Hunderten gewiß kaum Einer! Also wäre die öffentliche Meinung blind dreingefahren? Keineswegs. Sie sah und empfand die politische Sachlage des Augenblicks, sie ahnte die Folgen; nur über Beginn und Verlauf des staatsrechtlichen Conflictes konnte sie nicht Rede stehen. Kurz und bündig sprach sie: „Ein fremder Fürst will das verbrieftte Recht eines deutschen Landes beugen, das dulden wir nicht; deutsches Volksthum soll von dänischem zerstückt und aufgefogen werden, das dulden wir ebenso wenig.“ Diese allgemeinsten zwei Sätze verstand Jedermann, sie waren genug für die öffentliche Meinung; genauer und eingehender gefaßt, hätten sie sich selbst wieder abgeschwächt. Ihr dürft ein Volkslied nicht contrapunctiren, sonst erkennt und singt es das Volk nicht mehr.

Man hat das Jahr 1848 das eigentliche Geburtsjahr der schleswig-holsteinischen Frage genannt. Dies war es nun gerade nicht. Allein die öffentliche Meinung Deutschlands über diese Frage gewann damals einen neuen freieren Horizont. Man fand in dem Kampfrufe „für Schleswig-Holstein“ ein Symbol der deutschen Einigung, man erkaunte in der Durchführung des Kampfes einen Prüfstein der würdigen oder unwürdigen äußeren Politik Deutschlands. Darum ging auch mit der Begeisterung für Schleswig-Holstein der Enthusiasmus für die deutsche Flotte Hand in Hand. Das Volksgefühl, welches sich thatkräftig erweisen wollte, griff dabei oft zu höchst naiven Mitteln, die dem nüchternen Praktiker ein Lächeln entlocken mußten. Die öffentliche

Meinung schwärmte wie ein Jüngling, um wie ein Kind zu handeln: mit der Sammelbüchse gründet man keine deutsche Seemacht, und mit donnernden Vereinsreden ließen sich die diplomatischen Intriguen Englands und Rußlands nicht kreuzen. Aber aus einem größeren Gesichtspunkt erschien dieser drängende Gefühlssturm des Volkes doch nicht belächelnswerth: zuerst muß sich dem Volke das Herz erweitern, dann erweitert sich nachher auch das verständige Urtheil, der prüfende Blick.

Die Jahre 1849 und 1850 brachten das traurige Ende unserer glorreich begonnenen Waffengänge mit den Dänen. Die öffentliche Meinung war enttäuscht; sie wurde ernüchtert und schlummerte ein. Das einmüthige Glaubensbekenntniß über Schleswig-Holstein wurde jetzt zerstückt von den zwiespältigen Parteien. Engherzig und eigensüchtig fragten die äußersten Parteimänner nun nicht mehr nach dem nationalen und Rechts-Gehalt jener Volksache, sondern nach ihrem Werthe für das augenblickliche eigene Parteiziel. So nannte man im Lager jener radicalen Revolutionäre, welche 1849 das badische Land in Krieg und Aufruhr stürzten, die Begeisterung für Schleswig-Holsteins historisches Recht einen „nationalen Dusel,“ und bald nachher verdammten preussische Conservative dieselbe Begeisterung ihrerseits als revolutionären „Schleswig-Holsteinismus.“ Kluge Leute suchten die Achseln über den früheren Rausch, und nur der verstandesklare und charakterfeste Patriot hielt treu an der alten Fahne. Allein auch die besten Patrioten machen keine öffentliche Meinung, wenn ihnen die dramatische Wucht der Ereignisse nicht zu Hülfe kommt.

Dies geschah erst 1864 mit dem Tode Friedrichs VII. Jetzt galt es zu handeln, jetzt war Schleswig-Holstein auch für den Zuschauer wieder „in Scene gesetzt.“ Mit einem Schläge erwachte die alte Begeisterung aufs Neue, und man vernahm das — für kurze Zeit — ganz wahre Wort: daß fortan in Sachen Schleswig-Holsteins alle Partei unter den Deutschen aufhöre, daß nur eine öffentliche Meinung bestie. Ich sprach damals einen Dichter, der sonst ein Grauen vor allen Urkunden hatte — Liebesbriefe etwa ausgenommen — und auch das jüngste und unantastbarste historische Recht nicht gelten ließ, wenn es seinem politischen Gefühlszuge widersprach. Er schwärmte für den Vertrag, welchen Christian I. im Jahre 1459 mit den Ständen von Schleswig und Holstein geschlossen; er redete vom „Zusammenbleiben ungetheilt“ als vom heiligsten historischen Recht; er citirte Sätze der Urkunde in altniederländischer Sprache, als ob's Verse von Hafis oder Goethe seien. Man muß die Dichter besuchen, um Form und Farbe der öffentlichen Meinung am Individuum zu studieren.

Uebrigens hatte sich der allgemeine Standpunkt gegen früher nunmehr völlig umgekehrt. Von 1845 bis 1848 half Schleswig-Holstein den Gedanken der strafferen deutschen Einigung wecken; 1864 hingegen war es das seit dem italienischen Krieg immer dringender gewordene Streben nach dem deutschen Bundesstaate, dem Reich, welches die gebildete Masse für Schleswig-Holstein begeisterte. Das Mittel war Zweck; die mutmaßliche Folge war Herr geworden über die bewegende Ursache. Preußen benützte diesen Umschwung der öffentlichen Meinung mit großem Scharfblick. Es zer-

hieb den Knoten der Rechtsfrage mit dem Schwerte, es zerhieb zugleich das Recht, wofür es anscheinend stritt. Die Erbfolge des Augustenburgischen Hauses wurde beseitigt und die politische Selbständigkeit der verbundenen Herzogthümer obendrein. Was tausend Rechtsdeductionen verlangt hatten, das wurde nicht erfüllt; aber was im Liede gesungen war, was die Gefühlspolitik der deutschen Volksstimme gefordert hatte, das erfüllte sich. Das meerumschlungene Land blieb „deutscher Sitte hohe Wacht;“ ungetheilt blieb „die Doppel-eiche unter einer Krone Dach,“ welches freilich unerwarteter Weise die preussische war; das „Vaterland wankte nicht,“ alles wie es im Liede steht; der Dänentrog war gebrochen, die fremden Einspruchsgelüste beseitigt, dem deutschen Reiche, der deutschen Seemacht eine neue Zukunft vorbereitet. Zwar in den Herzogthümern vergaß man nicht sofort das genaue Recht, um welches man eigentlich gekämpft, und selbständige politische Charaktere im übrigen Deutschland vergaßen es auch nicht; aber das allgemeine Ziel war erreicht, der nationalen Begeisterung ein Genüge gethan, und also beruhigte sich auch die öffentliche Meinung. Sie schloß ab mit ihrem „Schleswig-Holstein,“ weil die ungelöste Rechtsfrage, unverständlich für die Meisten, mit dem Nordbunde, mit dem neuen Reiche abschloß, wofür man im Herzen ein Verständniß fand.

IV.

Und nun wiederhole ich meinen Satz: „Die Politik des Verstandes muß sich erst zur Gefühlspolitik verdunkeln

und — verklären, um von der öffentlichen Meinung durchgreifend erfasst zu werden.“ Er wird jetzt nicht mehr paradox erscheinen.

Ich spreche da ein verspottetes und verpöntes Wort gelassen aus — Gefühlspolitik! Viele bekreuzen sich heutzutage vor diesem Worte; Andere bekreuzen sich nicht mehr, weil sie meinen, es sei seit 1866 endgültig zum alten Eisen geworfen und also unschädlich gemacht. Man könnte dagegen erwidern, daß der politische Mann wie das Volk doch immer die harmonische Totalität der Menschennatur darstellen solle, wozu Gemüth und Phantasie ebenso gut gehören wie Verstand und klarer Wille. Aber statt allgemeiner psychologischer Sätze möge wiederum ein Beispiel aus unserer neuesten Geschichte reden.

Als den wahren Drachentöbter der deutschen Gefühlspolitik nennt man den Fürsten Bismarck. Er soll die reine Realpolitik an ihrer Statt auf den Thron erhoben haben, die Staatskunst, welche nur auf Thatfachen fußt, mit Thatfachen rechnet, nicht mit Stimmungen, Gefühlen, Leidenschaften. Und wirklich ist er der große Realpolitiker; er wurde es aber gutentheils deshalb, weil er so trefflich mit — der deutschen Gefühlspolitik zu rechnen wußte. Im Jahr 1866 galt es den Kampf um die Hegemonie Preußens oder Oesterreichs in Deutschland. Der Kampf wurde freilich zunächst nicht durch Gefühlspolitik entschieden, sondern durch Bismarcks höchst thatsächliche Staatskunst und durch das thatsächliche Uebergewicht der preussischen Kriegsmacht. Aber indem Bismarck noch vor dem Beginn des Waffengangs einen Neubau Deutschlands verhiess, ein deutsches Parla-

ment, verbündete er sich die nationale Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung. Wofür man im Gewirre des Vereinstreibens oft planlos genug gearbeitet, was man in Volks- und Festreden gefordert und in Versen und Prosa tausendfach dargestellt, was man im Sängers-, Schützen- und Turners Jubel hinausgesungen hatte, den Herzenswunsch des Volkes nach einem deutschen Reich, das sollte erfüllt werden, eng zunächst und einseitig, unerwartet und unerwünscht nach Weg und Art, aber es sollte erfüllt werden. Vielleicht verachtete Bismarck alle jene Aussprachen einer unklaren Begeisterung; aber er benützte sie. Als Realpolitiker machte er sich die Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung dienstbar. Und sie ward ein sehr nützlicher Diener. Beim Friedensschlusse verlegte Bismarck das Gemüth des Volkes in Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen, Nassau, Frankfurt vielfach auf's Schneidendste, er kränkte das Volk in seinem Gewissen. Allein er führte eine öffentliche Meinung gegen die andere in's Feld, Gefühlspolitik gegen Gefühlspolitik, er beschwichtigte das particulare Volksgewissen, indem er das nationale zufrieden stellte. Ueber dem Jahr 1870 lernte man das Jahr 1866 vergessen — in Süddeutschland und in den annectirten Ländern. Die Rechtsbedenken gegen den preussischen Länderewerb von 1866 waren nicht erledigt, aber die öffentliche Meinung war auf neue Bahnen des versöhnten nationalen Gemeingefühls gelenkt worden durch den gemeinsamen Krieg, durch das neue Reich, durch den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen. Die größere Gefühlspolitik verschlang die kleinere.

Der Staatsmann soll verstandesscharf prüfen und planen

und mit Thatfachen rechnen, er soll nicht persönlichen Stimmungen und Herzensneigungen folgen; aber der Gefühlszug des Volkes ist auch eine mächtige Thatfache, und indem der Staatsmann demselben huldigt, beherrscht er das Volk und mit dem Volke die Thatfachen. Subjectiv Realpolitiker sein, objectiv Gefühlspolitiker: dies ist das Kennzeichen des epochemachenden Staatsmannes.

Wir Deutschen haben gegenwärtig zwei nationale Fahnen: die schwarz-roth-goldene und die schwarz-weiß-rothe. Die eine schließt die andere nicht aus, die eine ersetzt nicht die andere; sie sollen brüderlich neben einander wehen, eine die andere ergänzend, das Doppelsymbol des geeinigten Volkes; denn sie verhalten sich zu einander wie die Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung zur Realpolitik des Staatsmannes.

Schwarz-roth-gold sind nicht die historischen Reichsfarben, sie sind obendrein heraldisch fehlerhaft geordnet; allein gerade in diesen Mängeln bekunden sie ihren modern volksthümlichen Ursprung. Seit den Befreiungskriegen waren diese Farben das Symbol nicht des vergangenen, sondern des künftigen Reiches, nach welchem die besten Männer des Volkes sehnend trachteten, oft genug unklar über das Ziel, unpraktisch in den Mitteln, idealistisch edel und idealistisch verkehrt, wie eben die öffentliche Meinung zu sein pflegt. Aber der Grundzug dieses Strebens war groß, ächt und recht, und das deutsche Volksgewissen mahnte die Machthaber im Bilde jener Farben. In den zwanziger Jahren waren sie verpönt als ein Abzeichen der Demagogie, in den dreißiger Jahren von den französisirenden Jungdeutschen

verhöhnt als das Sinnbild romantisch-reactionärer Deutschthümelei, nach dem Jahr 1848 verfolgt als das Banner der Revolution; 1866 mißachtet als die Fahne einer unmächtigen föderalistischen und großdeutschen Gesinnung. Das neue schwarz-weiß-rothe Banner hingegen, heraldisch correct und von der wirklichen Staatsmacht des Nordbundes entfaltet, triumphirte wie die Realpolitik über die Gefühlspolitik. Es war fürwahr das Symbol einer großen und neuen Thatfache: es verkündete die begonnene, die bereits halbvollendete Schöpfung eines wirklichen Deutschen Reiches. Die arme schwarz-roth-goldene Fahne hatte nur über Hoffnungen, Wünschen und Träumen geflattert, sie wurde niemals von der starken Hand einer vollgültigen Staatsgewalt erhoben, nicht einmal im Frühling 1848.

Und dennoch hätten wir die schwarz-weiß-rothe Fahne nicht bekommen, wenn nicht die schwarz-roth-goldene ein halbes Jahrhundert lang vorangetragen worden wäre von der öffentlichen Meinung, von der bahnbrechenden Gefühlspolitik des deutschen Volkes. Darum sollen wir beide Fahnen neben einander in Ehren halten, und wenn uns der Ausländer fragt: warum wir denn zweierlei Nationalfarben haben? so antworten wir ihm: weil der Idealismus und der Realismus im deutschen Volke selbständiger entwickelt ist, und nach harten Kämpfen sich eben deshalb auch wieder tiefer versöhnt hat, als bei andern Nationen. ¹

V.

Die öffentliche Meinung gedeiht, gleich der Pflanze, verschiedenartig je nach ihrem Standort. Im freien Staate

blüht sie mit Kraft und Maß, im despotischen verkümmert sie, im anarchischen wird sie zur überwuchernden, erstidenden Schlingpflanze. Wie viel besser wäre Frankreich gefahren, wenn es 1870 und 1871 nicht gar zu viel öffentliche Meinung gehabt hätte, eine überspannte und also eine halbverrückte obendrein! Ein solches Uebertwuchern der öffentlichen Meinung bricht allemal hervor, wenn ein Volk lange Zeit despotisch gebunden war und plötzlich gewaltsam seine Freiheit gewinnt. Je fester die Bindung gewesen und je überraschender die Befreiung, um so schrankenloser herrscht dann die Gefühlspolitik der Volksstimme. Darum wirkten die nämlichen „Errungenschaften“ des Jahrs 1848 weit berauschender auf das österreichische Volk, als auf das preussische oder süddeutsche. Und im Rausche geht es dem Volke wie andern Leuten; es meint gewaltig viel und spricht unmäßig laut und gebieterisch.

Also entscheidet nicht bloß die Staatsform — zuständlich gedacht — für die lebendigere Aussprache der öffentlichen Meinung, sondern mehr noch die Staatsentwicklung im historischen Fluß.

Und selbst dieses doppelte politische Motiv macht es nicht allein. Auch der sociale Volkscharakter ist maßgebend, und er pflegt nach Stammes- und Landesart innerhalb desselben Staates sehr verschieden zu wirken. In Altbayern z. B. spricht sich die öffentliche Meinung träger, dunkler, wortfarger aus, als in bayerisch Franken oder der Rheinpfalz, obgleich diese Landstriche doch schon lange genug dem gleichen Staatsverband angehören. Die Gründe sind socialer Natur. Das altbayerische Bauernland ist noch lange nicht

von städtischer Cultur durchdrungen, die Volks sitten sind beharrend, das Volk lebt abgeschlossen, auf sich bezogen, und hierzu kommt dann noch ein volksbeherrschender Einfluß, welchen ich in einem kleinen Dialog darstellen will. Ende Juli 1870 sprach sich die öffentliche Meinung gar mancher niederbayerischen Dörfer entschieden dahin aus: daß die Preußen zunächst von den Franzosen geschlagen werden möchten. Einer meiner Freunde fragte einen Bauern, warum er denn diesen christlichen Wunsch hege? „Weil wir alle lutherisch werden müssen, wenn die Preußen gewinnen.“ „Wer hat euch denn das gesagt?“ „Der Herr Pfarrer.“

Man sieht: Staatsform, Staatsregiment und Staatsleben waren da noch unschuldig an der öffentlichen Meinung.

Den umgekehrten Zustand kann man in der Schweiz beobachten. Die Schweizer haben einen sehr eigenartigen, abgeschlossenen, oft starren socialen Charakter, sie hängen zäh conservativ an ihren örtlichen und Familiensitten, und nirgends auf deutschem Boden kann der sociale Forscher die fliehenden Schatten des Mittelalters so greifbar fassen, wie in der deutschen Schweiz. Denn die Schweizer sind durch ihre politische Isolirung in demselben Maße social conservativ geblieben, als sie politisch liberal wurden — ein überraschendes Phänomen der Culturgeschichte, welches sich jedoch ganz rationell erklären läßt. Nun findet man aber selbst in den Urkantonen neben den stabilsten Sitten eine sehr laute und regsame politische Volksstimme: der Republikaner löst hier dem schweigsamen Alpenhirten die Zunge, die Staatsform wirkte mächtiger als die Gesellschaftsform.

Es wäre lehrreich, den großen oder kleinen Puls, die laute oder leise Stimme der öffentlichen Meinung nach Gauen und Stämmen zu verfolgen. Man träte dann überall auf politische und sociale Einflüsse, die sich unterstützen, oder auch kreuzen und aufheben, im buntesten Spiel. Und wer der Quelle dieser Gegenwirkungen nachginge, der käme zu den feinsten Quellenstudien des historischen Volkslebens. Zulezt erhielte man gar eine Art Landkarte der öffentlichen Meinung, die sich freilich besser beschreiben als zeichnen und coloriren ließe.

Das genügt aber noch nicht. Auch innerhalb derselben örtlichen Volksgruppe entwickelt sich die öffentliche Meinung wiederum verschiedenartig, je nach den Gesellschaftsschichten, woraus sich diese Gruppe aufbaut.

Auf die Frage, in welchen Ständen die öffentliche Meinung sitze, gibt es kurzweg nur eine Antwort: in allen. Nun ist freilich alles Volk, buchstäblich genommen, niemals eines Sinnes, und wenn man auf solche Einmütigkeit warten wollte, dann gäbe es überhaupt gar keine öffentliche Meinung. Auf volle Einmütigkeit kommt es aber auch nicht an. Zwei Dinge entscheiden, um eine weit verbreitete Ansicht zur öffentlichen Meinung zu erheben.

Erstlich, sie muß in verschiedenen Gesellschaftsschichten und Parteikreisen zugleich Wurzel gefaßt haben. Je extremer die Gruppen, je gegnerischer die Parteien sind, welche sie in einer Frage vereinigt, um so näher kommt sie ihrem Ideal. Nicht bloß viele Menschen, vielerlei Menschen müssen in ihrem Meinen zusammenstehen.

Zweitens aber muß die weitverbreitete Ansicht im Volke

selber sortgebildet, umgeformt, neugeboren werden, des Charakters einer individuellen Aussprache entkleidet, nach Analogie der Sitte.

Durch das eine unterscheidet sie sich von der Parteinmeinung, durch das andere von der Privatmeinung.

Jene erstgenannte Thatsache läßt sich aber niemals mathematisch genau feststellen und jener Entwicklungsproceß niemals mit naturwissenschaftlicher Schärfe nachweisen. Darum gehört es ferner zum Wesen der öffentlichen Meinung, daß sie allezeit bestritten ist. Und doch ist diese Meinung, welche wir niemals unwiderleglich messen, sondern nur bestritten schätzen können, eine so höchst reale Macht! Es geht eben bei der Psychologie des Volksgeistes wie bei der Seelenkunde des individuellen Geistes. Wer etwa die Gränzlinie von Phantasie und Gedächtniß mathematisch genau ziehen kann, der mag sich auch an der mathematischen Gränzlinie der öffentlichen Meinung versuchen; wer die Gesetze der Gemüthsregungen gleich einem physikalischen Gesetze zu begründen weiß, dem vertrauen wir auch, daß er das Gesetz der öffentlichen Meinung exact aufstelle. Unsere unphilosophische Zeit plagt sich gern mit derlei volkswissenschaftlicher Quadratur des Kreises. Es gab Jahrhunderte, wo man den Sternen Temperament beilegte, und den Metallen und Edelsteinen moralische Eigenschaften. Wir lächeln darüber. Unsere Nachkommen werden ihrerseits darüber lächeln, daß wir die Bahnen des Volksgeistes in Zahlen berechnen und die Volksmoral unter's Löthrohr bringen wollen. Natur und Geist heißen grundverschiedene Methoden der Erkenntniß. Das lehrt uns schon die öffentliche Meinung.

VI.

Wenn nun aber auch alle Stände mitarbeiten an der öffentlichen Meinung, so geben dabei doch einzelne sociale Schichten wechselnd den Ton an.

Heutzutage ist die Stadt weit mehr die Werkstätte solcher Arbeit, als das Land, der Bauer weit träger im öffentlichen Meinen, als der Bürger. Zu andern Zeiten war es anders: im siebzehnten Jahrhundert waren die Fürstenhöfe, im zwölften die Ritterburgen, im elften die Domstifter und Klöster maßgebender für die öffentliche Meinung, als das Bürgerhaus. Denn jenes „Tonausgeben“ ist das Ergebniß der gesammten politischen und culturlichen Machtfälle einer Gesellschaftsgruppe. Der Stand, in welchem jeweils die schöpferische Kraft der Bildung gipfelt, hegt auch allemal den Stammsitz der öffentlichen Meinung. Dies ist ein tröstlicher Gedanke. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß immer auch die tiefern Culturschichten mitarbeiten, daß eine große Idee volkshümliches Gemeingut, und also auch — Mittelgut geworden sein muß, bevor und indem sie Eigenthum der öffentlichen Meinung wird. Die Aristokraten des Geistes wirken da meist nur schwach und von fernher. Wenige denken vor, Viele denken nach, die Meisten denken gar nicht, und die Volksstimme ist die Summe dieser drei Factoren. Ein flacher Journalist, der nachdenkt, ein Kammerredner, der nachspricht, beherrscht darum die öffentliche Meinung unmittelbarer als das schöpferische Genie, dessen originale Ideen erst trivial, erst durch das Nachdenken

von Tausenden verdünnt und aus der Verstandessprache in die Sprache des Empfindens und Meinens übersetzt werden müssen.

Das Bürgerthum, welches heutzutage den Ton der öffentlichen Meinung angibt, ist aber aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt; kein anderer Stand ist so vielgliederig. Welcher Sprung vom Kaufmann zum Gelehrten, vom Handwerker zum Offizier, vom Pfarrer zum Schauspieler, vom Krämer zum Fabrikherrn! Und doch umschlingt sie allesammt dasselbe sociale Band des bürgerlichen Geistes. In dieser Vielseitigkeit verjüngt sich fortwährend die herrschende Macht des Bürgerthums und mit dieser Macht deren Ausfluß, die öffentliche Meinung.

Nertlich betrachtet, ruht aber der Schwerpunkt des bürgerlichen Lebens bald beim einen, bald bei dem andern jener verschiedenen Berufe. In einer kleinen Haupt- und Residenzstadt spielen die Beamten den höchsten Trumpf aus, in einer Universitätsstadt die Professoren, in einer Handelsstadt die Kaufleute, in einem Badeorte die Gastwirth, in einem Industriebezirke die Fabrikanten, in einem Banernlande nach Umständen die großen Gutsbesitzer, die Pfarrer, die Advocaten, die Schullehrer, die Handelsjuden; nur in der ächten Großstadt herrscht keine Gruppe schlechthin, weil viele herrschen. So soll es dann auch beim großen Staate, beim Gesamtvolle, sein. Das heißt: die stimmungsführenden Kreise individualisiren die öffentliche Meinung dergestalt, daß sie unmerkbar zur Standes- und Partei-Ansicht übergeht; wird aber das ganze Volksgemüth von großen Thatfachen ergriffen, dann verschmelzen sich alle diese Einzelregungen

auch wieder urplötzlich zu desto lebensvollerem Gemeinbewußtsein.

Nur in allzu kleinen Staaten fehlt dieser ergänzende Austausch: da herrscht bloß die eine oder andere sociale Gruppe, die Volksstimme wird einseitig, weil die Gesellschaft einseitig, unvollständig ist; die Masse des Volkes bleibt in ihren engen Interessen stecken und der politische Mann geht mit seinem Antheil an einer größeren öffentlichen Meinung — über die Gränze. Solche Staaten sind dann schon darum lebensunfähig, weil sich in ihnen, selbst bei den freiesten Institutionen, niemals eine ächte öffentliche Meinung auf breiter socialer Grundlage entwickeln kann.

VII.

Auf kein Urtheil in der Welt beruft man sich leichtsinniger, als auf den Wahrspruch der öffentlichen Meinung. Sagen drei Leute was wir gern hören, so klingt uns das wie Volksstimme; sagen zwölf das Gegentheil, so ist es bloße Parteiansicht.

Namentlich verfallen Männer der Opposition und der Minderheitsparteien gar leicht in diesen höchst menschlichen Selbstbetrug. Sie übertreiben und generalisiren, weil sie die Hülfe der öffentlichen Meinung um so sehnlicher wünschen, je mehr sie ihnen entgeht, und fordern die Feder des Humoristen heraus, indem sie überall „öffentliche Meinung“ hören.

Der Minister eines Kleinstaates hatte im Sommer 1848 Reichstruppen als Ruhestifter in's Ländchen gerufen. Ein

neu gewählter Abgeordneter fuhr Tags darauf drei Poststationen weit im Eilwagen zum Landtage. Kaum in die Kammer eingetreten, interpellirte er sofort den Minister wegen der Reichstruppen und schloß mit erhobener Stimme: er habe gestern auf seiner „Reise“ wahrgenommen, daß jene Maßregel von der öffentlichen Meinung des Landes verdammt werde. Der Minister entgegnete: daß der Opponent nur drei Stationen weit gefahren, indeß das Land doch fünf Poststationen lang und beinahe vier Stationen breit sei, auch die öffentliche Meinung gewöhnlich nicht im Eilwagen mitzufahren pflege. Die Kammer lachte und der Oppositionsmann verstummte. Allein in tausend andern Fällen hat man sich ganz ebenso leichtsinnig und mit Erfolg auf die Volksstimme berufen und solchergestalt getäuscht und gesiegt durch den Schatten eines Schattens. Denn selbst der Glaube an eine gar nicht vorhandene öffentliche Meinung kann eine reale Macht sein, wie im Krieg der Glaube an einen Sieg, den man nirgends gewonnen hat. Das wissen die Franzosen am besten; nur haben sie stets vergessen, daß jene reale Macht nicht lange dauert.

Wenn nun die Opposition — gleichviel, ob conservativ oder liberal — gar leicht dem Humor verfällt, indem sie überall, wo es ihr taugt, öffentliche Meinung flüstern hört, so verfallen die Machthaber nicht minder leicht in den tragischen Irrthum nirgends oppositionelle öffentliche Meinung, sondern überall nur widerbellende Parteistimmen zu vernehmen. Die Geschichte jeder gelungenen Revolution gibt uns den Beleg in großen weltbekannten Zügen. Am 24. Februar 1848, als das ausländische Pariser Volk bereits

siegreich gegen die Tuilerien vordrang, hielt man in dem Königsschlosse die Sache noch für eine bloße Partei-Intrigue des Erministers Thiers, und als nachgehends der König bereits die Feder ergriff, um seine eigene Abdankung zu schreiben, fiel ihm noch die Königin um den Hals und rief: „Sire, schreiben Sie nicht! Sie weichen vor einem Krawall!“ So nannte auch Metternich am Tage seines Sturzes, am 13. März, die Wiener Revolution noch einen bloßen Krawall; aber der Führer der Bürger-Deputation entgegnete ihm: „Durchlaucht, das ist kein Krawall, sondern eine Revolution, an der alle Stände theilnehmen.“ Und man kann Duzende weiterer Beispiele anführen, wo sich ganz dieselben Schlagworte beiderseits wiederholten.

Wer nach Herrschaft strebt, der sieht die öffentliche Meinung durch's Vergrößerungsglas; wer die Herrschaft besitzt, der sieht sie durch eine Verkleinerungsbille, oder er sieht sie gar nicht.

Die öffentliche Meinung ist ein Resultat, das Ergebniß eines geistigen Processes im Volke, in welchem sich oft die fremdartigsten Elemente verschmelzen. Dieser Process kann sich ganz leise und langsam abspinnen, und er kann mit jäher Gewalt zum Durchbruch kommen. Darum weisagt Einer heute ganz richtig Gang und Ziel einer kaum aufkeimenden öffentlichen Meinung und morgen tritt demselben Beobachter eine andere öffentliche Meinung erst dann überraschend gegenüber, wenn sie sich schon zu ihrer höchsten Macht entfaltet hat. Den sicheren Entscheid über das, was Volksstimme und was nur ein einzelner Factor derselben, gewinnt man zumeist erst dann, wann es zu spät geworden,

das heißt, wann die betreffende Frage bereits der Geschichte verfallen ist.

Das wäre nun ein schlechter Trost für den praktischen Staatsmann: wartet er, bis die öffentliche Meinung sich völlig geklärt hat, so gibt sie ihm bloß schätzbares Material zu einem historischen Rückblick; läßt er sich aber bestimmen durch die gährende unfertige Meinung des Tages, so tappt er in der Irre umher.

Dem Staatsmanne von Geist und Kraft bleibt aber ein Drittes, Höheres übrig: nicht die Vergangenheit oder Gegenwart, sondern die Zukunft der öffentlichen Meinung muß er erfassen, er muß den Charakter des Volkes und die Tragweite der Thatfachen im Voraus berechnen, er muß daraus den Schluß ziehen, wie sich die öffentliche Meinung ausreifen wird, wann auch seine Pläne reifen werden; als Prophet der öffentlichen Meinung muß er sich zu ihrem Herrn machen.

So rechnete der Freiherr von Stein seit 1806 auf eine öffentliche Meinung, die erst 1813 fest und fertig stand. Sie folgte den Thatfachen; aber diese Thatfachen vorzubereiten und ihre nothwendige Erfüllung aus der gegebenen äußeren Lage und dem Volkscharakter sicher vorauszu sehen, das ist die Kunst des großen Staatsmannes, welcher die öffentliche Meinung beherrscht, indem er ihr gehorcht, welcher sie schafft, indem er sie weissagt.

Die Partei.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München;
gesprochen am 12. Januar 1864.)

I.

„Partei“ ist kein schönes Wort und doch ein goldenes Wort, weil es so wahr und mahnend die Sache trifft. Es bedeutet nämlich schlechthin einen Theil, einen Theilverband, im politischen Sinn einen Volkstheil; Fraction den Theil eines Theils, das Bruchstück eines Stückes Volk. Ein Theil ist nie das Ganze und eine Partei niemals das Volk.

Eine „Volkspartei,“ die sich schlechthin dem Volke gleichsetzte und alle andern Parteien als außerhalb des Volks betrachtete, stünde darum im Widerstreit mit der Logik der Sprache. Wäre sie das Volk, so wäre sie eben nicht Partei. Allein solch eine „Volkspartei“ meint auch nicht quantitativ das ganze Volk, sondern vielmehr qualitativ den besten und reinsten Kern des Volks in sich zu beschließen, als Partei des „eigentlichen Volks“ in dem Sinne Rousseau's, der die untern Klassen wegen ihrer Freiheit von Bildung und Besitz als dem Volksideal am nächsten stehend bezeichnet, weshalb man denn seit der

ersten französischen Revolution den Ausdruck des eigentlichen Volks in jenem Rousseau'schen Sinn zu nehmen pflegt. Dieses eigentliche Volk ist dann freilich nur ein Adel nach unten und man könnte die Volkspartei sogar einen aristokratischen Theilverband nennen, nur mit dem Unterschied, daß er die Aristoi, die Besten, nicht oben, sondern unten sucht.

Man sieht aus diesem Beispiel: sowie eine Richtung sich als Partei erklärt und ordnet, beschränkt sie den Anspruch, Volksstimme zu sein auf das bescheidene Maß einer Stimme aus dem Volk. Und wegen dieses treffenden und maühenden ethymologischen Gehalts hat es das ursprünglich fremde Wort „Partei“ gar wohl verdient, daß es so gründlich in den deutschen Sprachschatz eingebürgert wurde, wie etwa die gleich sinnvollen Wörter „Poesie“ oder „Nation.“

Wir müssen aber diesen „Volksheil,“ die „Partei,“ politisch noch etwas näher bestimmen. Partei ist eine Gruppe Gleichgesinnter, die sich ihres Gemeingeistes bewußt geworden, die sich einig weiß in irgend welchem Princip des öffentlichen Lebens und sich austauscht und organisiert, um zu prüfen, zu beurtheilen und zu beeinflussen, was irgend in der Politik ihren leitenden Grundgedanken berührt.

- Es fragt sich, ob ich da nicht zu viel sage? Die gemeine Rede ist freilich sehr freigebig mit dem Wort Partei, und nennt z. B. die bloße Anhängerschaft irgend eines Mannes dessen Partei, wenn solch ein Troß auch ebenso wenig einen leitenden politischen Grundgedanken besäße, als der Mann selber. Allein eine taube Ruß heißt auch eine Ruß, obgleich doch der Kern gerade so nothwendig zur Ruß

gehört, wie die Schale. Der Kern der politischen Partei aber ist allezeit ein politisches Princip.

Dann forderte ich, daß sich die Partei ihres Gemeingeistes bewußt geworden. Gibt es nicht auch Parteien, welche sich weder organisirt haben, noch überhaupt ihrer Gemeinschaft bewußt sind, die aber doch als eine von gemeinsamer politischer Anschauung durchdrungene Volksgruppe erscheinen? Solche Volksgruppen gibt es wohl, man nennt sie aber nicht Parteien, und mit Recht. Nicht einmal für schlummernde Parteien mögen sie gelten, denn den Schlaf haben sie wohl, aber nicht das Wesen der Partei. Schlummernde Parteien müssen schon einmal wach gewesen sein; sie haben ihr Gemeinbewußtsein bewahrt und nur ihre Thatkraft freiwillig oder gezwungen in Schlaf gelegt; sie haben ihre Aufgabe verschoben, wissen aber recht gut, worin sie einig sind, wie sie organisirt waren und zur rechten Stunde sich wieder organisiren müssen.

Obgleich nun also die Partei Gemeinbewußtsein und Organisation als nothwendig voraussetzt, so weiß man doch bei keiner Partei statistisch genau anzugeben, wie viele Köpfe und wer alles dazu gehört. Wir sehen ja täglich die stärksten und thatkräftigsten Parteien in Besorgniß und Zweifel über die Stärke ihrer eigenen Mannschaft; man sucht nach Mitteln die Parteischaar zu schätzen, und findet kein sicheres; man sagt etwa: die Landtagswahlen werden es ausweisen, die Presse, die Vereine. Allein genauen Ausweis geben auch diese nicht. Wenn z. B. unsere großen Vereine die Kopfszahl ihrer Mitglieder addiren, so meinen sie doch keineswegs, diese Summe sei gleich der Kopfszahl ihrer Partei;

sie halten diese für weit größer. Aber kein Mensch kann sagen, wie groß. In unserer statistischen Zeit, wo man zu politischen Zwecken alles zählt und tabellirt, ist in der That noch Niemand auf den Einfall gekommen, eine so höchst erwünschte Zifferntabelle der Parteien zu entwerfen. Das hieße aber auch, Wasser in ein Sieb schöpfen.

Jedes Mitglied einer Partei muß sich als solches wissen, aber die Partei weiß niemals genau, wer alles zu ihren Mitgliedern zählt. Die Genossen sind sich des Gemeinsamen bewußt, allein die Genossenschaft kann nicht Buch führen über ihre sämmtlichen Mitglieder.

Und doch soll die Partei organisiert sein? Allerdings. Nur besteht dieser Organismus aus zwei Ringen, einem engeren und weiteren, aus Leuten, welche Partei machen, und aus solchen, welche bloß Partei sind. Eine Partei ist immer nur in einem Auschuß vollständig organisiert, in den Führern, den Vereinen, der Presse. Diese machen die Partei. Sie ist wie ein Komet mit einem Kern und einem langen verschwimmenden Schweif. Der Kern ist die Hauptsache, und doch macht der Schweif erst den Kometen fertig und unterscheidet ihn so klar von allen andern Sternen. Ein französischer Astronom nannte den Kometen, durch dessen Kern und Schweif andere festere Sterne hindurch schimmern, ein „sichtbares Nichts,“ und doch bewegt dieses sichtbare Nichts so mächtig die Einbildungskraft des Volks, und Viele glauben, solch ein zahmer Komet könne auch einmal plötzlich „im hellen Zorn durch den Weltraum segeln“ und den ganzen Planetenstaat in Brand stecken.

Noch zutreffender dürfte man den innern Ring der Partei mit einem kleinen, allezeit schlagfertigen Soldaten-corps vergleichen und den weitem Ring mit einem großen Landsturm. Nur stelle man sich diesen Landsturm für gewöhnliche Zeiten nicht allzu stürmisch vor. Er besteht aus Leuten, die ganz im Stillen den Parteihäuptern gleichgesinnt oder auch nur gesinnungsverwandt sind und sich wohl unter Freunden darüber aussprechen, vielleicht aber auch gar nicht. Trifft es sich nun, daß ein der Partei günstiges politisches Ereigniß in demselben Zeitpunkt losplatzt, wo die Ueberzeugung jener stillen und unbekannten Parteigenossen ihre höchste Spannkraft erreicht hat, dann ist für die Parteihäupter die rechte Stunde gekommen, den Landsturm aufzubieten. Jetzt wird er Folge leisten! Zu ungeahnter Masse wird über Nacht die Schaar der offenen und thatenlustigen Parteigenossen aus dem Boden wachsen und weitergreifend selbst die widerstrebendsten, sprödesten Elemente mit sich verschmelzen. Nun erst kann man von der wahren Macht der Partei reden, die wie eine Springfluth urplötzlich durch alle Dämme bricht.

Solch ein Zusammentreffen der günstigsten Vorbedingungen, welches die ganze träge Masse der Partei mit einem Schlag in Fluß setzt, ereignet sich aber höchst selten. Dazu muß es von den Führern vorausgesehen, erkannt und ohne Besinnen ausgebeutet werden. Wir erlebten das merkwürdigste Beispiel des Gelingens im Frühjahr 1848. Die selbstbewußt handelnde liberale Partei in Deutschland war bis dahin nur ein kleines Häuflein gewesen, aber die liberalen Ideen waren in der träg zuschauenden Masse der

Parteifreunde tief eingedrungen und hoch gespannt. Trotzdem vermochte Keiner die innere und äußere Stärke dieser stummen Freunde auch nur annähernd zu schätzen. Da brach Bliß und Donner in Frankreich los. Die kleine Schaar der organisirten liberalen Partei in Deutschland hatte in der That vorgeahnt, daß ein Wetter heraufziehen müsse, sie hatte sich verständigt und konnte den Augenblick ergreifen und im ersten Schreck und Taumel das Lösungswort weit-tönend an den Landsturm ergehen lassen. Der Landsturm wachte auf; über Nacht ward fast alles Volk liberal. Die kleine Partei erschien jetzt plötzlich so riesengroß, daß sie beinahe aufhörte, Partei zu sein, und daß man etliche Tage lang glauben konnte, die Nation selber sei liberal geworden, und es gebe folglich keine liberale Partei und überhaupt keine Partei mehr. Denn zu den vielen Paradoxen des Parteiwesens gehört auch dieser Satz: daß eine Partei umso mehr sich selber aufhebt, je größer und herrschgewaltiger sie wird, ja daß sie auf dem Gipfel ihres Siegs und Glücks sich als im Volk untergegangen erklären mußte. Allein wie alles höchste Glück, so dauert auch dieses nur Minuten, wenn es je einmal errungen worden wäre! Denn es liegt in der Natur des Volksgeistes, daß er auch in der Einigung sofort wieder das Individuelle sucht und neue Parteien bildet. Weil es aber der höchste Triumph jeder Partei wäre, sich selber zu vernichten im Volk, so ärgert es die Parteien, wenn man ihnen sagt: Partei heiße auf deutsch bloß ein Volkstheil, und obgleich sie die Wahrheit des Begriffs und Wortes zugestehen, wollen sie doch nicht daran erinnert sein. Denn man sagt damit zugleich, daß sie ihrem

Ziele noch sehr fern stehen, ja es wohl niemals erreichen werden.

Aus dem Umstand, daß die Partei ihre sämmtlichen Genossen niemals genau kennt, obgleich jeder Einzelne sich als Mitglied der Partei wissen muß, und daß sie niemals als Ganzes, sondern immer nur in ihren Spitzen geschult und geordnet handelt, folgen die wichtigsten Charakterzüge des Parteiwesens. Kometenhaft taucht die Partei auf und verschwindet, wächst und nimmt ab, und die Führer selbst müssen das Steigen oder Fallen der Parteimacht oft durch Combination sich enträthseln. Todtgeglaubte Parteien leben im Stillen fort und tauchen plötzlich gerüstet und thatkräftig wieder auf, während andere noch eine große Rolle zu spielen glauben, wann sie längst schon matt und elend sind. Das Geheimniß vergrößert die Macht der Parteien und lähmt die Gegner, aber auch nicht minder oft die Parteien selber. Ja, eine Partei kann sich selbst über den Kopf wachsen, indem die schlummernde Masse der Genossen, einmal erweckt, die organisirte Schaar weit über ihre ursprünglichen Ziele hinausdrängt. Denn die innere Wucht jener Masse ist oft ebenso unberechenbar als ihr äußerer Umfang, und kein Führer weiß, welche neue Gedanken im Hintergrund seiner eigenen Partei verhüllt liegen.

Wäre nicht dieses flüchtige unstäte Wesen, wäre nicht alle Parteimacht so unberechenbar und so schwer festzuhalten, so würden wir aus einem Parteidespotismus in den andern stürzen. Stärke und Schwäche ruhen hier auf gleichem Grunde.

Ohne jene schwankende Natur wären andererseits auch

die Parteien ihres Lebens niemals sicher vor der äußeren Gewalt. Eine Regierung kann die Parteihäupter einsperren und verbannen, die Vereine auflösen, die Parteipresse unterdrücken: die Partei greifen und vernichten kann sie solcher-
gestalt nicht. Schlangenglatt entschlüpft dieselbe ihren Händen, weil sie auch ohne jene Organe doch in dem Bewußtsein der einzelnen Genossen fortbesteht. Der zerstörte innere Ring ergänzt sich rasch wieder aus dem äußern, statt des abgeschlagenen Hauptes wächst zur rechten Zeit wieder ein neues.

Ich sagte oben: man kann nicht von Parteien reden, deren Genossen nicht wenigstens je für sich der Gemeinschaft bewußt geworden sind. In ihrer Organisation gehemmte oder zeitweilig aufgelöste Parteien dagegen gibt es immerhin, und die zähe Lebensdauer der Parteien ruht nicht zum kleinsten Maße darin, daß sie bei zerstörter Zucht und Leistung einen Winterschlaf halten können, woraus sie, wann die Sonne höher steht, unversehens wieder erwachen.

II.

Für viele Leute ist die politische „Partei“ noch immer schlechthin ein anstößiges Ding, ja man kann sagen, das Wort reinigt sich erst allmählig von allerlei schlimmen Nebensinn, und es gehört politische Bildung dazu, um den Begriff in seiner guten Bedeutung zu erfassen. Dem Schriftsteller steht kein gangbares abgeleitetes Adjectiv von „Partei“ zu Gebot, welches nicht den Beischmack des Einseitigen und Eigensüchtigen hätte, wie „parteiisch“ und „parteilich.“ Er

muß neue Wörter bilden, etwa parteigewäß, parteigerecht u. dergl., um überhaupt ein unverfängliches Beiwort jenes Stammes zu gewinnen. Also schüttelt die gemeine Rede noch immer den Kopf über die Partei.

Nun ist das Wort Partei freilich viel älter, als der moderne Begriff politischer Parteien. Zu einer Zeit, da sich der gemeine Mann noch blutwenig um den Staat kümmerte, lernte er die „Parteien“ vor Gericht kennen, und das Elend der Parteilung in der Sache, welche schließlich die Advokaten gewannen; und wo der Richter eigennützig mit der Partei gieng, da sprach man von parteiisch und parteilich. So erschien die Partei als das Zeichen des Streites und Unfriedens und Parteilwesen als das Widerspiel der Gerechtigkeit. Das politische Leben muß den verurufenen Begriff der Partei erst wieder adeln.

Allein dies geht nicht so geschwind. Denn war auch hier die Partei zunächst nicht Ursache und Folge von Streit und Unfrieden?

Man denke sich zurück in die Tage des patriarchalischen Polizeistaats. Die große Masse des Volks hatte keinen Geschmack an Politik; es fiel den Leuten nicht ein, den Entwicklungsgang des Staats zu prüfen, zu beurtheilen oder gar zu beeinflussen. Für solchen Einfluß gebrach es auch an den Organen einer Volksvertretung, einer freien Presse und eines anerkannten Vereinswesens. Die Regierung suchte nicht entfernt die Stütze einer Partei; denn wer scheinbar oder wirklich das ganze Volk in der Tasche hat, der wäre ja thöricht, sich nach der Hülfe einer Theilgruppe umzusehen. Der ächte polizeistaatliche Minister hätte es geradezu als

eine Beleidigung zurückweisen müssen, wenn ihm eine besondere Regierungspartei ihre Bundesgenossenschaft dargeboten hätte. Denn alle unverdächtigen und patriotischen Leute hielten ja selbstverständlich zur Regierung, das ganze Volk, mit Ausnahme weniger verneinenden Elemente, die ein solcher Minister ebensowenig als „eigentliches Volk“ gelten ließ, wie heutzutage der ächte Demokrat die konservativen Leute. Also war Partei damals gleichbedeutend mit Opposition, Partei war Demagogie, Auflehnung gegen die Obrigkeit. Wie Wolkenstreifen am blauen Himmel zogen die schüchternen Vorboten des politischen Parteilebens herauf. Man freute sich des schönen Wetters und ärgerte sich über jene sturmverkündenden Schattengebilde.

Das radicale und liberale Parteiwesen war jedenfalls früher ausgebildet als das conservative. Solange die Herrschaft unserer politischen Ideen nicht bedroht ist, halten wir es in der Regel für überflüssig, uns als Partei zu organisiren. In gewöhnlichen friedlichen Zeiten, die denn doch meist länger dauern, als die aufgeregten, ist darum die conservative Partei am schwächsten organisirt, wenngleich oder eben weil ihre Ideen am entschiedensten herrschen, und viele Leute glauben darum noch immer, ein ächt konservativer Mann müsse alle Parteibildung verabscheuen. Es ist fast sprichwörtlich geworden, von kleinen, aber mächtigen Parteien zu reden; dieses „aber“ ist nicht ganz logisch; denn eben weil eine Partei klein ist, entfaltet sie in der Regel die mächtigste organisatorische Triebkraft. Durch die Mehrheit wird die Partei gar oft schwach, durch die Minderheit stark. Wer herrscht, der klagt darum so gern über das

Parteiwesen, welches er pries, solange er noch nach Herrschaft rang. Darf man sich darum wundern, daß das Volksurtheil anfangs die Parteien schlechtweg als Unruhestifter verdächtigte, und daß für Viele der Fluch der Opposition noch immer auf jeglichem Parteitreiben ruht? In der That, wo es Parteien gibt, da ist Kampf. Die große Masse des Volks aber begehrt vor allen Dingen Ruhe im Staat, friedliches Gedeihen, ungestörtes Erwerben und Genießen. Daß im Kampfe der Parteien das geistige Gut eines entwickelteren Staatslebens zeitweilig wohl auch auf Kosten des wirtschaftlichen Gedeihens errungen werden muß, leuchtet nur Wenigen ein. Darum sieht der politische Philister in den Parteien zumeist nur unberufene Störenfriede. Ja, es gibt in Deutschland noch immer viele Leute, die da glauben, dem gediegenen Bürger stehe es übel an, sich offen und thatkräftig zu irgend einer politischen Partei zu bekennen.

Erlebte man doch sogar auch schon Landtagspräsidenten, welche die Sitzungen mit dem frommen Wunsch eröffneten: es möge für diesmal die Kammer unzerpalten bleiben und ohne alle Parteien. Die parteilose Zeit schwebte ohne Zweifel wie ein verlorenes goldenes Zeitalter vor der Phantasie dieser Männer. Allein wo der Einzelne selbständig denkt über den Staat, da schweben die Parteien schon in der Luft, dem Vordenker folgen die Nachdenker, den Meinungsgegnossen die Gegner. Parteien bleiben überhaupt nur unter zweierlei Umständen gänzlich aus: entweder die Bürger denken überhaupt noch nicht selbständig über den Staat, oder man verbietet ihnen, ihre Gedanken auszusprechen und denselben

Freunde und Befenner zu werben. Das eine geschieht im ganz unentwickelten, das andere im despotisch niedergedrückten Staate.

Es ist darum auch verkehrt, wenn man die politischen Parteien bloß als ein nothwendiges Uebel will gelten lassen. Sie sind ein nothwendiges Gut, daran freilich oft viel zufälliges Uebel hängt. Der wahre Staatsmann schöpft aus ihnen Volkskenntniß, das Volk Selbsterkenntniß, wenn auch auf Irr- und Umwegen, und selbst eine mißleitete Theilnahme des Volks am Staatsleben ist immer besser als tochter Stumpfheit.

III.

Wenn nun den Beiwörtern, die von der Partei entnommen sind — „parteiisch“ und „parteilich“ — im Geist unserer Sprache eine Makel anhebt, so sprechen die entgegengesetzten Wörter, welche die Partei verneinen — „unparteiisch“ und „parteilos“ — ein Lob aus. Da man aber dieses Lob im politischen Sinn so wenig schlechthin zugestehen will als jenen Tadel, so redet man nicht von unparteiischen Leuten, sondern von Leuten, die außer und über den Parteien stehen.

Gelingt es dem genialen politischen Denker nicht, eine eigene Partei zu bilden und zu beherrschen, so bleibt er für sich allein. Die neuesten, eigensten und tiefsten Gedanken sind in der Regel noch nicht glatt und platt genug, um Gemeingut einer Partei zu werden. Denn Parteien setzen doch immer eine Masse voraus, und die Ideen der Massen suchen breit getretene Wege. Ein schöpferischer Geist

wird vielleicht erst nach seinem Tod Parteiführer. Der Parteizucht, die den einzelnen Genossen zwingt, in hundert Fällen sein eigenes Urtheil für sich zu behalten, damit in wenigen Hauptpunkten die Partei als geschlossene Einheit wirke, fügt sich ein selbstherrlicher Geist nicht. Von den Parteien scheel angesehen, bewahren solche eigensinnige Männer doch häufig die Parteien selbst vor Erstarrung. Denn so nothwendig Parteien sind, so schädlich ist es, wenn jeder politische Gedanke nur in der Schablone einer Partei Form und Wirkenskraft gewinnen kann. Die Parteien sind überhaupt nicht produktiv; eine Genossenschaft zeugt kein Kind, eine Genossenschaft zeugt auch keinen Gedanken; aber Kinder und Gedanken können großgezogen werden durch eine Genossenschaft.

Wer nun so selbständig ist, daß er in keiner Partei ein Genügen findet und gleichsam eine kleinste Partei für sich bildet, der steht außer, nicht über den Parteien. Das letztere ist ein stolzes und eben darum gar oft ein hohles Wort. Ueber die Parteien erhöhe sich doch nur, wer allen im Volksgeist entwickelten Richtungen gleich gerecht wäre. Das kann man in zwiefacher Weise, entweder wie ein Philosoph oder wie ein Historiker. Der Philosoph abstrahirt sich die allgemeinen Grundgedanken aus dem persönlichen, auf concrete Ziele gewandten Denken und Handeln der Parteien, und kann aus der Vogelschau der letzten Prinzipien das innere Recht auch der schroffsten Gegensätze aufzeigen. Denn welche ehrliche Partei hätte nicht zuletzt einen wahren Grundgedanken, den auch der Gegner anerkennt? Allein auf diesem Standpunkt kommt man über

die allgemeinsten Begriffe eben auch nicht hinaus, man gewinnt eine Weisheit, die vielleicht für's Lehrbuch oder den Rathgeber taugt, aber schon bei einem Zeitungsartikel oder einer Parlamentsrede als todte Phrase erscheinen würde.

Soll aber nicht wenigstens der Historiker mit gerechter Wage über den Parteien stehen und doch zugleich als ein politischer Kopf, der stets sein Auge fest auf concrete Thatfachen geheftet hält? Ganz gewiß. Aber er kann dies nur, sofern die Thatfachen bereits historisch geworden sind. Also paßte diese historische Parteilosigkeit nur auf gestern, nicht auf heute. Und dieses „Gestern“ ist verzweifelt lange her; denn das „Heute“ mißt sich in solchem Sinn nach Jahrhunderten. Der katholische Historiker glaubt nicht, daß sein protestantischer Colleague über den Parteien stehe bei der Behandlung der Reformations-Geschichte, und umgekehrt. Denn Beide wissen, daß wir heute noch fortrinken in der Parteilung des sechzehnten Jahrhunderts. Hat man nicht auch die Parteilage der neuesten deutschen Politik in die Kaisergeschichte des Mittelalters getragen? Wenn ein Geschichtsforscher heute die Staatsweisheit Karls des Großen erörtert, so sieht man ihm gleich an der Nase an, ob er großdeutsch oder kleindeutsch gesinnt ist. Also ist uns nicht einmal das Mittelalter historisch, d. h. todt genug geworden, daß wir mit unserm modernen Parteigeiste so schlechtthin über seinen Parteien stünden. Je entwickelter die Geschichtskunde und je lebendiger die Tagespolitik wurde, um so ferner rückten uns die Perioden, welche wir so parteilos objectiv betrachten zu können glauben, wie der Astronom seine unerreichbaren Sterne.

Ueber den Parteien der Gegenwart zu stehen mit historischer Gerechtigkeit scheint demnach unmöglich zu sein, und mit philosophischer Gerechtigkeit praktisch unnütz.

Und trotzdem soll man es von jedem tiefem Kopf fordern, daß er über den Parteien stehe wie ein Philosoph und wie ein Historiker. Der Widerspruch löst sich nämlich, wenn ich noch ein Drittes hinzufüge, er soll zugleich in den Parteien stehen wie ein Politiker. Jeder dieser drei Standpunkte kann dann aber freilich nur relativ genommen sein. Handelnd sollen und müssen wir Partei sein; im stillen Nachdenken dagegen ziemt es sich, recht fleißig über die Parteien aufzusteigen, die leitenden Grundideen jeglicher Partei mit dem Geiste des Philosophen zu erforschen und uns die Gegenwart, soweit es die Phantasie vermag, als vergangen auszumalen, daß wir wenigstens annähernd den objectiven historischen Blick für die Praxis unseres Parteilebens gewinnen. Dieser Versuch, über den Parteien zu stehen, ist aber lediglich ein Akt politischer Selbsterziehung, bedeutsam nur in seinem ideellen Resultat für unsre tiefere und gerechtere Erkenntniß der Parteien.

So müßte also der ächte politische Mann zugleich in und über den Parteien stehen? Gewiß, und sogar noch außer den Parteien dazu. Denn wer bloß in einer Partei steht, ist unselbständig, beschränkt, fanatisch; er muß zugleich ein Stückchen außer der Partei stehen, weil er eigene Gedanken im Kopf hat, und muß sich selber schulen in dem Ideenkampf des versuchten Aufschwungs über die Parteien, und aus der Ueberschau des Ganzen die Einzelrichtung gerecht und gründlich kennen lernen.

Wer darum frischweg behauptet: er stehe außer den Parteien, weil kein fremder Standpunkt seiner eigenen Weisheit genüge, der ist vielleicht ein Originalgenie, wahrscheinlicher aber ein Originalnarr; wer schlecht hin über den Parteien stehen will, der ist vielleicht ein großer Philosoph, wahrscheinlicher aber ein herzloser Bücher- und Stubenpolitiker, und wer durchaus nur in einer organisirten Partei sich selber findet, der ist vielleicht ein gewaltiger Agitator, wahrscheinlicher aber ein beschränkter Mensch.

Schlimmer als alle diese Einseitigkeiten ist jedoch der Standpunkt des politischen Philisters. Er steht nicht in, nicht außer und nicht über, sondern unter den Parteien, und zwar in dem Sinne, wie man von einem Gegenstand sagt: er stehe unter der Kritik oder unter dem Strich. Halten sich Männer des eigensten Geistes dem Parteileben fern, weil sie ihre selbständigen Gedanken haben, so flieht der politische Philister die Parteien, weil er überhaupt nicht denken mag. Er begehrt durchweg seine Ruhe; er erwägt vor Allem das Gefährliche an den Parteien, und weiß, daß sie den Hausfrieden stören, nicht bloß im Staat, sondern auch in der Gesellschaft und Familie, daß beim Parteiwesen die Gemüthlichkeit aufhört. Die Schlagwörter der Partei sind ihm viel zu bestimmt; er meidet sie, weil er sich für keinen Fall binden will, während der schöpferische Geist dieselben meidet, weil sie ihm neben seinen eigenen Gedanken meist zu allgemein und unbestimmt sind. In Summa, der politische Philister steht unter den Parteien, weil es ihm an Muth und Charakter gebricht. Seinen Standpunkt theilen die politischen Kinder, aber nur wegen mangelnder Bildung.

Es gibt nämlich eine große Masse Volks, die überhaupt noch gar nicht dazu kommt, über die bewegenden Principien des Staatslebens nachzudenken. Sie steht „unter“ den Parteien, weil sie im Grund auch noch unter dem „modernen Staate“ steht, weil ihre Bildung noch nicht zu demselben hinauf reicht. Die Mehrzahl der Kleinbauern, dazu viel tausend bildungsarme Männer städtischen Berufs, gehören hierher. Wenn ich sie politische Kinder nenne, so braucht das Niemand zu kränken: aus Kindern werden Leute. Zudem sind sie unschuldig und naiv wie Kinder in ihrer politischen Passivität, indeß sich der politische Philister aus Feigheit und Faulheit neutral unter den Parteien hält. Ja es ist sogar eine heilsame Nothwendigkeit, daß neben hochcultivirten Volksgruppen auch noch bildsamer Rohstoff im Volksleben vorhanden sei, und wie der Nationalökonom ein Gegengewicht der verschiedensten Formen des großen und kleinen Besitzes in einem größern Staat für ganz besonders wünschenswerth hält, so ist auch ein Gegengewicht der naiven Naturseite des Volks und der höheren und höchsten Geistesbildung wahrlich nicht vom Uebel.

IV.

Zweierlei Leuten gibt man jedoch gemeinhin nicht blos zu, daß sie über den Parteien stehen können, sondern man fordert sogar häufig, daß sie es sollen: dem Fürsten und seinen Ministern. Hier walten besondere Gründe.

Insofern der Fürst Staat und Volk in ihrer Einheit persönlich repräsentirt, und insofern er Gerechtigkeit übt

und das menschlich schönste Vorrecht seiner Macht, Gnade, soll er außer und über den Parteien stehen; denn die Partei ist nie das Volk. Insofern er dagegen regiert, und zwar als selbständig denkender und gestaltender Staatskünstler, wird er individuelle Grundsätze hegen, eine bestimmte politische Farbe bekennen, er wird einen Parteistandpunkt einnehmen. Er kann sich hiermit, wie jeder denkende Kopf, außerhalb des Programms der großen organisirten Parteigruppen stellen und gleichsam eine Partei für sich bilden, wie es alle wahrhaft genialen Geister auf dem Thron gethan. Denn welcher Parteimann war origineller und in seiner Eigenart gewaltiger als etwa Friedrich II. im alten Preußen, oder Napoleon I. in seinem Imperatorenreich, oder Wilhelm von Oranien im englischen Verfassungsstaat? Aber er wird sich nicht im baren Wortsinne über die Parteien stellen wollen, der Art, daß er jeglichem Parteistandpunkt huldige, von jedem, vertuschend und vermittelnd, ein Stücklein annähme. Das kann nur die gedanken- und thatenlose Mittelmäßigkeit, das könnte nur jener weiland als Ideal geschilderte constitutionelle Fürst Hegels, der bloß das Löffelchen auf dem i, das ist eine in einen Punkt zusammengezogene Null, wäre. Ein Fürst, der ein Mann, wird als Vertreter der Majestät des Staats und Volks zwar über den Parteien stehen, als handelnder Regent aber einen Parteistandpunkt behaupten, und zwar seinen eigenen. Man fragt ja doch überall nach der Politik eines solchen Fürsten, nach seinen leitenden persönlichen Grundsätzen, die sich nothwendig zu Parteigrundsätzen individualisiren, sowie sie aus der blauen Luft allgemeinsten Ideale auf den festen

Boden der zeitlich und örtlich gegebenen Bedürfnisse niedersteigen.

Alein es ist doch ein ganz ander Ding und Wort, die Grundsätze einer Partei theilen oder einer organisirten Partei angehören, politische Farbe bekennen oder disciplinirter Parteimann sein, durch die freie eigene That mittelbar und absichtslos eine Partei fördern oder das unmittelbare Patronat einer Partei führen, im Geiste einer Partei regieren oder sein Regiment auf eine Partei stützen, ja wohl gar dieusbar werden der Partei. Der Fürst soll nicht neutral sein im Kampfe der Parteien; denn zu solcher Neutralität verdammt sein, heißt zum Nichtsthun und Nichtsdenken verdammt sein; er soll seine persönliche Politik haben, die man als solche immerhin des Fürsten Parteipolitik nennen mag; aber er soll niemals Parteimann werden, Parteigönner, niemals Werkzeug oder Creatur der Partei.

Es muß dem Fürsten, eben weil er keiner Partei verhaftet oder verpflichtet sein darf, leichter gemacht sein, als irgend einem andern Staatsbürger seine Grundsätze nach der Erkenntniß der Geschehnisse und Bedürfnisse des Volks frei zu wechseln, und es liegt ganz besonders in dem Wesen des nicht verantwortlichen verfassungsmäßigen Erbfürsten, daß ihm eine Umkehr in der Politik, die jedem Parteimann als Abfall und Charakterlosigkeit angerechnet würde, als solche nicht vorgeworfen werden darf. Der Parteimann kann in die Lage kommen, seine persönliche Ueberzeugung der Partei zu opfern und gegen sich selbst untreu zu werden, um dem Verdacht der Untreue an der Partei zu entgehen. Dies darf der Fürst niemals. Da es nicht menschenmöglich ist,

daß er als Einzelner immer denkt, wie alles Volk, so soll er wenigstens denken, wie er selber in der möglichst objectiven Erkenntniß seines Volks; er soll Niemanden dienen, als dieser seiner gewissenhaften Erkenntniß vom Volk, und also wahrlich nicht einer Partei, die für ihn erkennt und vordenkt.

Solchergestalt vermittelt sich der scheinbare Widerspruch, daß der Fürst als repräsentirende Majestät über den Parteien, als handelnder Souverän mitten in den Parteien stehen kann und muß.

Anders bei den Ministern. Sie sind verantwortlich, vorübergehend mit einem Amt betraut, nicht lebenslang die Würde des Staats repräsentirend, sondern wesentlich handelnde Personen, deren Wirksamkeit durch die Parteien der Volksvertretung nicht minder bedingt ist, als durch die Politik des Fürsten. Während der Fürst von allen Staatsbürgern am leichtesten den Parteistandpunkt wechseln darf, ohne daß es ihm zum Vorwurf gereicht, steht und fällt der Minister mit seinem Programm, und die Volksstimme brandmarkt den Mann ganz besonders einmüthig, der die einmal versprochenen Grundsätze abschwört, um sein Portefeuille zu behaupten. Und dennoch fordert dieselbe Volksstimme wiederum, daß der Minister über den Parteien stehe! Er soll wohl gar aus der Partei hervorgehen, das parlamentarische Haupt der siegreichen Partei, von seiner Partei getragen, soll er sich am Ruder behaupten, und doch soll er über den Parteien schweben! Welche Widersprüche!

Sie lösen sich ganz ähnlich wie beim Fürsten.

Mag die Partei den Minister auf seinen Sessel gehoben

haben: sowie er darauf sitzt, darf und soll er zwar noch Farbe bekennen, aber nicht mehr Parteimann sein. Kein Billiger wird es ihm verargen, wenn er moralischen Rückhalt bei der ihm wahlverwandten Partei sucht; bleibt er aber der Partei dienstbar, verharret er etwa in den Ausschüssen und Vereinen einer organisirten Partei, folgt er der Partei, statt daß die Partei ihm folge oder lediglich in selbständiger Freundschaft mit ihm gehe, so ist er eben Parteiminister, nicht Staatsminister. Als Creatur der einzelnen Partei wird der Minister gerade so sicher allen Respect verlieren, wie wenn er, Charakterlos die Farbe wechselnd, mit allen Parteien buhlt; denn im einen wie im andern Fall ist er kein Mann, und das sollte doch ein Minister sein.

Dem reinen Parteimann läßt sich's nachsehen, daß er ungerecht urtheilt über jede fremde Partei, und des guten Glaubens lebt, seine Partei sei eben die ächte Volkspartei, mit Vaterlandsliebe und Staatsflugheit vor allen Andern begnadet. Dem Fürsten und seinen Ministern darf man diese Einseitigkeit nicht nachsehen; denn sie sollen eben nicht Parteimänner sein; sie sollen sich an jedem Morgen die Wurzel des Wortes „Partei“ zu Gemüthe führen, welches nur einen Theil des Volkes bedeutet, und in dem Maße, als sie ihren eigenen Grundsätzen, ihrer Partei selbstherrlich treu bleiben, sollen sie mit liebevoller Hingabe die Volksstimme auch in den Gegenparteien zu hören und zu würdigen suchen. Wem das nicht gelingt, der mag ein mächtiger Agitator, ein zu Zeiten höchst verdienter Patriot sein: zum ächten Staatsminister ist er schwerlich berufen und zum wahren Volksfürsten nicht geboren.

In der Partei stecken ist leicht; — vornehm sich den Parteien entrücken und seine eigenen Gedanken hegen, nicht schwer; — aber gerecht und vorurtheilsfrei über den Parteien zu stehen, während man zugleich seinen eigenen Parteistandpunkt behauptet und durchführt, das ist eine seltene Kunst, zu welcher zwar Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind. Es gehört dies zu den höchsten Aufgaben jener Staatskunst, die man billig die schwerste aller Künste nennt, weil sie in gleich hohem Maße Bildung, Genie und Charakter fordert.

V.

Obgleich das moderne Deutschland eine reiche Fülle eigenthümlichster politischer Parteigebilde aufweisen kann, so gelang es doch in unserer Zeit noch niemals einer Partei, dauernd und im ganzen Vaterlande die Alleinherrschaft zu behaupten. Man mag wohl von vorherrschenden Parteistromungen sprechen, nicht aber von einer herrschenden geschlossenen Partei, und der objective Beobachter hat bis jetzt noch keinen Grund, über Partei-Despotismus zu klagen, wenn auch jede unterliegende Partei diese Klage erhebt bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder oben auf kommt. Weit mehr klagt man über die Zerfahrenheit und Ohnmacht der zahllosen sich gegenseitig aufhebenden Parteien.

Die Ursachen sind fast so vielgestaltig wie die Parteien selbst; ich will darum nur diejenigen erörtern, welche in der eigensten Natur unseres Parteiwesens liegen.

Vielleicht gibt es nirgend anderswo so viele Männer, die so selbständig oder so eigensinnig sind, daß sie nur in ihrem stillen Sinn Partei bekennen wollen, und wenn

man sie angeht, ihren Parteistandpunkt auszusprechen, sich in sich zusammenziehen, wie die Sinnpflanze, wenn eine Mücke naht. Der Deutsche empfindet vor allen das Despotische, die persönliche Freiheit Beschränkende in der Parteizucht, während der Franzose zunächst die Schlagkraft der Parteizucht würdigt und festhält. Das hängt mit einem Grundunterschied des germanischen und romanischen Freiheitsideals überhaupt zusammen; wir fühlen uns frei, wenn uns Andere ungeschoren lassen; der Franzose fühlt sich frei, wenn er Andere scheeren kann. Einflußlos, aber auch unbeeinflusst, ganz heimlich für uns selbst Partei zu bilden, schmeichelt darum unserm Stolz viel mehr als Macht zu üben, eingeschnürt in die Disciplin einer Partei. Wo Jeder ein Original sein will, da gibt es keine große geschlossene Gemeinschaft, und nur wenn von außen ein Donnerwetter dreinschlägt, daß die Einzelnen im Augenblick sich selbst vergessen, ist es dem Mann, der auch dann noch allein Geistesgegenwart bewahrt, möglich, die andern herumzureißen, auf daß sie, wenn sie wieder zu sich kommen, ihre Köpfe gleichheitlich nach einem neuen Ziel gekehrt haben, und in einer Front Partei machen, und wissen selbst nicht wie.

Wenn aber der persönliche Sondergeist die Gliederung des deutschen Volkes in wenige große Parteien schon schwer aufkommen läßt, so widerstrebt zugleich die deutsche Ehrlichkeit den Bündnissen im Herzen geschiedener Parteien, die man „Coalitionen,“ „Compromisse“ nennt; denn in diesen Dingen spricht man noch immer am verständlichsten, wenn man undeutsch spricht. Schon manche mächtige Partei ist zu Grunde gegangen durch widernatürliche Compromisse.

So schwebt es wie ein Verhängniß über der Großdeutschen Partei, daß sie sich des Bundes mit gewissen Particularisten nicht ent schlagen kann, welche weder groß noch deutsch denken, mit gewissen Ultramontanen, welche Alles nur nicht deutsch gesinnt sind.

Widernatürliche Compromisse tauchen am häufigsten in den parlamentarischen Kämpfen auf, wo ja überhaupt das Parteiwesen am besten geordnet und geschult erscheint. Die Rechte und die Linke streben ausnahmsweise einmal nach einem gemeinsamen Ziel, sie wollen etwa ein Ministerium stürzen. Die Gründe, aus welchen beide Parteien das Ministerium stürzen wollen, können so verschieden sein wie Tag und Nacht, und die Folgen, welche man von der Cabinetskrisis erwartet, nicht minder. Allein in der nächsten, äußeren That sache ist man doch einig; man will vor allen Dingen Beseitigung der alten Minister, das Weitere wird sich finden. Nun wird um Stimmen gemarktet, es werden Zugeständnisse herüber und hinüber gemacht — Zugeständnisse, die mit der schwebenden Cabinetsfrage oft nicht im mindesten Zusammenhang stehen. Der Bund ist geschlossen, und die also verdoppelte Partei wird in der einen Frage siegen. Die äußere Eintracht der Parteien ist dann aber allemal erkaufte durch einen innern Zwiespalt, durch einen Zwiespalt der Politik und der Moral, und nur in seltenen Fällen mag der Handel als ein letzter Act der Nothwehr seine Entschuldigung finden. Und auch dann noch wird hier, wie überall in Gottes Weltordnung, die Sühne der verletzten Moral nicht ausbleiben, und beide Parteien werden meist schon unmittelbar nach dem Siege sich getäuscht sehen und

sich nur um so gründlicher wieder entzweien. Beide spielten eben ein unredlich Spiel, indem Jeder meinte, er stecke zuletzt den verbündeten Gegner doch in den Sack, oder indem die Einzelnen den Kern ihres Ziels und ihrer Grundsätze für die bloße Thatsache des äußern Erfolgs opferten. Im erstern Fall betrügt man den befreundeten Feind und wird dem Compromiß innerlich untreu, den man im Wortlaute hält; im andern Fall betrügt man sich selbst, treulos der eigenen Ueberzeugung. Und zuletzt fragt es sich doch, ob es nicht besser sei, zu unterliegen, weil man gewissenhaft, als zu siegen, weil man gewissenlos ist.

Für den Argwohn, mit welchem das Volk die Compromisse gegnerischer Parteien auffaßt, legt der Sprachgebrauch ein sehr bestimmtes Zeugniß ab. Es gibt große politische Fragen, die für unser ganzes nationales Dasein entscheidend sind, und über welche jeder Patriot das ganze Volk einig wissen möchte wie einen Mann, so z. B. die Reformfrage der deutschen Gesamtverfassung, so namentlich im gegenwärtigen Augenblick (Januar 1864!) die schleswig-holsteinische Frage. Wir sagen darum: diese Angelegenheiten stehen außer und über den Parteien; angesichts derselben sind die Parteien verschwunden und nur das Volk ist noch sichtbar; wir sagen nicht: alle Parteien haben sich hier verbündet, Compromisse geschlossen. Es erscheinen uns solche Fragen zu heilig für den Compromiß, der doch zuletzt nur um so giftigere Fehde zur Folge hat; darum verzichten wir lieber auf die Macht der Parteien — denn gut disciplinirte Theilgruppen des Volks, Parteien, sind allerdings oft mächtiger, als die undisciplinirte Gesamtmasse — als daß wir

solche höchste Existenzfragen durch innerlich unwahre Bündnisse entweißen möchten. Hier gibt es nur zwei Wege: entweder allgemeine Uebereinstimmung über den Parteien oder offener Kampf in den Parteien. Freilich ist es dem Volk gerade so schwer, sich dauernd über den Parteien zu behaupten wie den Individuen. Im ersten Rausch der Gefühlspolitik sind alle eines Sinnes; geht es aber an's Handeln, dann kommen die Parteien ungerufen.

Für das bedenkliche der Parteicompromisse überhaupt habe ich zu dem bereits angeführten noch einen weiteren Grund zu fügen. Er wirft zugleich ein helles Streiflicht auf das innerste Wesen der politischen Partei. Die Gegner verbünden sich im Compromiß, nicht um ein gemeinsames Princip des öffentlichen Lebens zu verwirklichen, sondern um irgend eine äußere Thatsache durchzusetzen, die Beide sehr verschieden auffassen und auszubeuten gedenken, ja sie opfern gegenseitig einen Theil ihrer Principien und verläugnen dieselben auf eine Weile, indem sie sich Zugeständnisse machen.

Damit verläugnen sie aber zugleich das Wesen der Partei und sinken herab zur Faction. Denn der wahre Adel einer Partei beruht doch darin, daß sie gewisse Grundsätze in ehrlicher Ueberzeugung als die allein richtigen erkennt, nach welchen das öffentliche Leben bemessen und entwickelt werden müsse. Auch die unsinnigste und gemeinschädlichste Partei, wenn sie von solch einem ehrlichen Fanatismus des Princips beseelt ist, verdient wenigstens, daß man sie eine Partei nenne. Sowie sie aber ihre Grundsätze daran gibt, um eigennützig Vortheile vom Gegner zu erhandeln, verdient sie diesen Namen nicht mehr — sie wird Faction.

Aristoteles sagt: in der wahren Monarchie sei die Wohlfahrt des Ganzen für den Herrscher maßgebend, in der Despotie dagegen sein Eigennuß. Gerade so unterscheidet sich die wahre Partei von der entarteten, von der Faction. Durch den Compromiß mit den Gegnern werden aber die Parteien allezeit factiös, und also schrikt nicht blos unsere Ehrlichkeit, sondern auch unser politischer Sinn im Erfassen des Partei-Ideals vor dem Versuch zurück die äußere Macht der zersplitterten Parteien durch Compromisse zu steigern auf Kosten ihrer innern Reinheit.

Man kann mir aber einwerfen: ich habe bisher nur das Extreme eines Compromisses in's Auge gefaßt. Denken wir uns statt des widernatürlichen und innerlich unreblichen Bundes schroffer Gegner ein ehrliches Bündniß verwandter Parteien. Hier gibt es doch gemeinsame grundsätzliche Ziele des Strebens, denen man nur zufällige Meinungsunterschiede opfern müßte, hier wird kein Zwiespalt zwischen Politik und Moral stattfinden, und die Macht der vereinigten Partei kann dauernd eine zehnfache werden. Wenn nur jene politisch verwandten Parteien nicht den ganz besondern Haken hätten, daß sie in ihren confessionellen, socialen, national-ökonomischen und landsmannschaftlichen Localtönen häufig so unverwandt wären wie Feuer und Wasser! Und gerade diese unterscheidenden Localtöne sind uns Deutschen ganz besonders lieb und theuer!

VI.

Rein politische Parteien sind in aller Welt selten, aber nirgends vielleicht seltener, als in Deutschland. Das

nachte Staatsleben ist ja überhaupt nur eine Abstraction; in der Wirklichkeit erscheint es stets durchdrungen und mitbedingt von religiösen, socialen, wirthschaftlichen und vielen andern Culturelementen, die an sich gar nicht staatlich sind, die aber historisch wesentlich zusammenwirken, um der Verfassung und Regierung des Staats ihren eigenthümlichsten Charakter zu geben.

Diese unpolitischen Elemente überwuchern in unsern Parteien gar oft die politischen Grundsätze. Ein katholischer Conservativer und ein protestantischer Conservativer sind unter Umständen sehr geschiedene Leute; ein reactionärer Edelmann und ein reactionärer Bureaukrat nicht minder; ein Fabrikant, ein Gutsbesitzer und ein Arbeiter können alle drei liberal sein, aber ihr Liberalismus hat eine so ungleiche sociale und wirthschafts-politische Grundlage, daß in einem gegebenen Fall dem Arbeiter der Liberalismus des Grundbesitzers höchst reactionär, und dem Grundbesitzer der Liberalismus des Arbeiters höchst radical erscheint. Welche Rolle hat nicht schon die Gewerbefrage oder die Zollfrage in der Geschichte unserer politischen Parteien gespielt!

In alle Diefem kreuzen sich die maßgebenden Einflüsse derart von beiden Seiten, daß man oft gar nicht sagen kann, welches der ursprünglich bestimmende Einfluß sei. Fordert der Fabrikant die Gewerbefreiheit, weil er liberal ist, oder wurde er liberal, weil er die Gewerbefreiheit wünschte? Der religiöse Freidenker kann ebensogut durch demokratische Grundsätze zum Bruch mit dem Dogma wie durch den Bruch mit dem Dogma zur Demokratie gekommen sein.

So schattirt und erhöht denn auch die politische Parteiliebe unsere religiöse, sociale, ja künstlerische und literarische Gesinnung, und umgekehrt. Ja man wird diesen Einfluß selbst da argwöhnen, wo er sich gar nicht findet. Der ächte Radicale argwöhnt etwas Feudalismus selbst in den Liebesliedern eines hocharistokratischen Poeten. Außerliche Menschen mißtrauen der Person; tiefer blickende Köpfe untersuchen vielmehr die Sache mit Mißtrauen. Der correcte Parteimann verachtet das treffliche Buch eines politischen Gegners, auch wenn es gar keine Politik enthielte, aber er ahnt vielleicht gar nicht, daß in einer poetischen, musikalischen, künstlerischen Richtung, die er für ganz unschuldig hält, viel mehr politischer Gegenzug liege, als in jenem Buche. Wir treiben Gespensterseherei angesichts der äußerlichsten Thatfachen der Partei und sind oft genug blind gegen die tiefsten Wurzeln des Parteilebens.

Die Grundpfeiler der politischen Partei stehen vielmehr im Boden der Gesellschaft als des Staates. Dies begreift oder ahnt man allerdings. Die Wahlgesetze unserer Kammern, von Haus aus politischer Natur, sind überwiegend unter dem Einfluß socialer Parteitenenzen so geworden, wie sie sind. Fürchtete man sich nicht vor einer socialen Aristokratie, so würden sie politisch weit solgerechter angelegt sein.

Und welchen Einfluß übt nicht die örtliche Gliederung des Volksthum in den ober-, mittel- und niederdeutschen Gauen auf die vielfarbigste Zerspaltung unsers Parteiwesens! Durch eine Reihe der bittersten Enttäuschungen mußten wir erst lernen, daß Tendenz und Organismus der scheinbar

verwandtesten norddeutschen Parteien doch im Grunde ganz andere sind, als der süddeutschen, und umgekehrt. Dieser Individualismus der Parteien geht durchaus Hand in Hand mit unserm Stammes-, Landes- und Gesellschafts-Individualismus. Im Grunde ist der Eine zugleich Ursache und Wirkung des Andern.

Der sichtbare Kern der politischen Parteien zeigt sich in den Landtagen. Dort sammeln und schulen sich die Parteien, dort kann man sie schätzen und wägen, dort erhalten sie auch zumeist ihre Namen. Vor der Wahl schärft sich die Parteibildung um des Landtags willen, und nachher schärft und ordnet der Landtag die Parteien. Solange wir bloß Landtage der deutschen Einzelstaaten besitzen, zerbröckeln auch die deutschen Parteien, sie bleiben klein, kleinlich örtlich. Mit der ersehnten Wiederkehr eines deutschen Reichstags wird auch die politische Partei in Deutschland wieder in großartigeren Gruppen sich aufbauen, wie wir dies bereits zur Zeit des Frankfurter Parlamentes erlebt haben. Allein man täusche sich nicht: die politisch lokale Zersplitterung des Parteiwesens wird dann wohl in Parteien größeren Stils untergehen, aber das sociale und vorab das religiöse Parteiinteresse wird trotzdem mächtig bleiben und nach wie vor die politischen Gruppen mitbestimmen und wohl auch zerreißen. Die sociale und religiöse Eigenart nach jeglicher Richtung ist uns Deutschen zu tief in's Fleisch gewachsen, sie gehört zu unserm nationalen Wesen. Sie kreuzt und schwächt die Macht der Parteien, aber sie schwächt darum noch nicht die Nation. Unsere Untugend, das Politische immer wieder zugleich social und religiös zu erfassen, ist

zugleich ein Vorzug des deutschen Geistes, denn sie quillt aus unserm Tieffinn, der im Staat eine Blüthe des ganzen Volkslebens erblickt, und den geheimen Zusammenhang all unserer geistigen und materiellen Cultur mit dem Staate nicht bloß ahnt, sondern auch in den Farbenstufen der politischen Parteien deutlich ausgesprochen wissen will.

VII.

Wenn Dem aber so ist, wenn unsere politischen Parteien sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie nicht rein politisch sind, und wenn die bunte, fremdartige Mischung unsers Parteiwesens überall aus den eigensten und wahrlich nicht schlechtesten Zügen unsers Volksgeistes hervorstreicht, dann hat am Ende gar König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Recht gehabt, der in seiner berühmten Thronrede zur Eröffnung des Vereinigten Landtags 1847 sagte: Meinungen zu repräsentiren, Schul- und Zeitmeinungen — im Gegensatz zu den Interessen einzelner Stände — sei undeutsch. Das heißt doch mit andern Worten: undeutsch ist es, politische Parteien zu bilden. Denn der Lebensodem der Partei ist eben das Princip, geringschätziger gesprochen, die Schul- und Zeitmeinung. Prüfen wir den königlichen Ausspruch etwas genauer.

Zunächst scheint ihn die Terminologie unsers Parteiwesens zu bestätigen.

Wollen wir unsere Parteien charakterisiren und ordnen, so sprechen wir französisch oder auch ein bißchen englisch, oder lateinisch und griechisch; das Deutsche langt nicht. Da

gibt es liberale, conservative, radicale, revolutionäre, reactionäre, demokratische, aristokratische, legitimistische, absolutistische, oppositionelle und ministerielle Parteien, Whigs und Tories wohl gar auf deutschem Boden. Die Parteien spalten sich in Fractionen, entarten zu Factionen, verbünden sich durch Compromisse und Coalitionen, verschmelzen sich etwa auch in einer Fusion. Ja selbst wenn wir gut deutsch zu reden glauben und unsere Parteien im Großen als eine Rechte und eine Linke ordnen, haben wir das Bild von den Franzosen geborgt, von ihrer „gesetzgebenden Versammlung“ im Jahr 1791. Kurzum, das Parteiwörterbuch ist fast ein reines Fremdwörterbuch und weckt eben nicht das Vorurtheil, als ob unser Parteiwesen auf eigenem Boden gewachsen sei.

Ohne Zweifel haben die Engländer und Franzosen das neueste politische Parteiwesen früher und folgerechter durchgebildet, als wir, sie haben die Parteien vor uns gezählt, geordnet und bei Namen genannt, schon aus dem Grunde, weil sie die modern parlamentarischen Formen früher gewannen. Auch können wir nicht läugnen, daß seit der Revolution von 1789 der Anstoß zu den verschiedenen Hauptepochen des deutschen Parteiwesens jedesmal von Frankreich ausgegangen ist. Ohne die ewigen Unruhestifter, die Franzosen, hätten wir nicht die Hälfte unserer innern deutschen Parteikämpfe durchgemacht und wären unvergleichlich ärmer an Parteigruppen. Ebenso gewiß haben wir durch die politische Literatur der Engländer und Franzosen die Stufenreihe der Parteigebilde zuerst schulmäßig bestimmen gelernt, und noch vor zwanzig Jahren nahm man fast durchweg die Beispiele

von den Franzosen, wenn man zeigen wollte, was denn eigentlich ein Legitimist oder ein Radicaler, ein Conservativer oder ein Liberaler für ein Mensch sei. Durch die Schule sind uns jene Begriffe und Worte aus dem Ausland vermittelt worden und in's naivere Volk überhaupt noch äußerst sparsam eingebracht. Die meisten deutschen Bauern wissen bis zu dieser Stunde so wenig, was ein Legitimist und dergleichen, als was Transcendentalphilosophie ist, sie nehmen auch das eine Wort so wenig in den Mund wie das andere.

Allein wenn wir nun auch die Parteien nach rechts und links zuerst beim Ausland abstufen und bezeichnen lernten, so ist damit doch keineswegs behauptet, daß wir nicht unsere eigenen, unsere acht deutschen Parteien hätten, die, unabhängig von der Doctrin, aus der innersten Geschichte unsers Staats- und Volkslebens erwachsen sind. Man kann überhaupt nicht sagen: Parteien zu bilden ist undeutsch, oder deutsch oder französisch oder englisch; Parteibildung ist vielmehr die nothwendige Folge moderner politischer Cultur, und findet sich original bei jedem Volk, welches dieser Cultur in eigenthümlicher Weise theilhaftig geworden.

Wenn wir aber unsere neuere Schule der Parteidoctrin bei den Engländern und Franzosen machten, so hat andererseits das ganze Europa seine erste große Vorschule modernen Parteilebens bei der deutschen Nation gemacht. Und darum haben wir ein Recht, die Partei sogar etwas ganz besonders deutsches zu nennen. Jene erste Vorschule waren die Kämpfe der Reformation.

Im Mittelalter hatte es Parteizwiß zum Uebermaß gegeben, nicht aber Parteien, welche von einem Prinzip ausgehend, alle geistigen Lebenskreise durchdrangen und mit diesem Prinzip sättigten. Welfen und Ghibellinen, Patricier und Bünstler verfolgten freilich, aus der Vogelschau der Geschichte betrachtet, schon allerlei Parteipolitik, allein der ganze Zug des mittelalterlichen Geistes strebt doch vielmehr zum Kampfe einzelner Personen und Genossenschaften wider einander um vereinzelte Interessen und Einrichtungen, als zu einer Parteibildung, welche auf die bewegenden Grundgedanken des gesammten Volks- und Staatslebens zielte, und alle Volkskreise an sich heranzuziehen gesucht hätte. Jenes entsprach dem Sondergeist und der socialen und privatrechtlichen Staatskunst des Mittelalters.

Die moderne Partei höchsten Styles stellt einen allgemeinen Grundsatz, allgemeine Ziele voran. Sie will Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, Concentration der nationalen Macht, oder Pflege und Entwicklung des Bestehenden, Schutz des nationalen Individualismus und dergleichen mehr. Das sind also Prinzipien, in welchen sich die Partei einig weiß und die sie dann anwendet, um die einzelnen Thatfachen und Interessen darnach zu messen und zu modeln. Man kann sagen, die moderne Partei construirt philosophisch a priori, sie geht aus von der allgemeinen Idee, obgleich sich's die wenigsten Parteiführer träumen lassen, daß sie Philosophen wider Willen sind. Der Parteimann des Mittelalters dagegen begann bei der einzelnen Thatfache, er kämpfte gegen ein einzelnes Vorrecht, welches ihm lästig schien, gegen einen Stand, der ihn bedrückte, und kam dann bei-

läufig wohl auch zu Prinzipien. Schon die alten und neuen Parteinamen bezeugen diesen fundamentalen Unterschied mittelalterlicher und moderner Parteibildung. Denn die modernen Namen sind fast durchweg von allgemeinen Begriffen genommen, die alten von Ständen, Personen, Interessen, überhaupt von individuellen Thatfachen.

Der Umschlag erfolgte in der Reformation. Die Reformatoren forderten Freiheit, evangelische Freiheit; der „freie Christenmensch,“ den Luther suchte, bezeichnete keinen Stand mehr, sondern die Erfüllung eines Prinzips für die ganze Christenheit. Die Fehde wider allerlei Mißbräuche der Kirche war uralt, aber daß die Reformatoren von dieser längst begonnenen Fehde zum durchgreifend prinzipiellen Kampf gegen die Grundlagen des römischen Katholizismus überhaupt aufstiegen: dies eben charakterisirt ihre That als reformatorisch, als eine erste That im Sinne der ächt modernen Partei.

Sie fragten nach den letzten Gründen der Kirchenverfassung, des Cultus, des Dogma's bei den Segnern, und suchten auf den Gründen, die ihnen selbst als letzte galten, ein neues Bekenntniß prinzipiell aufzubauen. Sie zogen das ganze Volk mit seinem Gewissen und seinem Urtheil in diese Prinzipienkämpfe hinein und organisirten dergestalt ein neues und durchgreifendes religiöses Parteiwesen. Mag man das billigen oder verdammen: es war der erste ächt moderne Parteilampf.

Sie wollten freilich als letztes Resultat keine religiöse Partei schaffen, sondern eine Confession, ein Bekenntniß. Da man bei einer Gemeinde wissen muß, wer dazu gehört,

bei einem Bekenntnisse, wer es bekennt, so ging man über die flüssige Natur der Partei hinaus und beurfundete dies durch „Bekenntnißformeln;“ demungeachtet blieb es Sprachgebrauch, von den Confessionen als von „Religionsparteien“ zu sprechen.

Dieser falsche Sprachgebrauch war prophetisch, er wird immer richtiger in unsern Tagen — „leider Gottes!“ sagen die Einen, „Gottlob!“ die Andern. Denn gegenwärtig bekennen sich zahllose Gebildete zwar wohl noch zu einer religiösen Partei, aber der Gemeinde glauben sie entbehren zu können. Darum erzeugt unsere Zeit auch keine großen neuen Kirchengenossenschaften mehr: wer eine von seiner Kirche abweichende Ueberzeugung hegt, der mag sie als Partei-Ansicht aussprechen oder verschweigen, die flüssige Form des Partei-Bekenntnisses genügt ihm vollkommen. Wozu also aus der Kirche treten und eine neue Kirche gründen? Es gewährt ja unendlich größere Freiheit der Action, wenn man die religiösen Fragen als Parteifragen behandelt und Kirchen und Unkirchen als Parteien. So wäre es eine unverkennbare Tendenz unserer Zeit, die religiösen Bekenntnisse in Parteien umzubilden. Die Sache ahnt wohl Jeder, aber das Wort für die Sache ist noch selten ausgesprochen worden.

Ganz umgekehrt verfuhr die Reformationszeit. Damals begann man mit einer prinzipiellen Partei und aus der Partei wurde eine Kirche.

Ich sagte, durch die Reformation sei Deutschland den Franzosen lange vorangegangen im prinzipiellen Parteiwesen. Es ist bemerkenswerth, daß wir mit der Freiheit begannen,

und zwar mit der religiösen, während das neue Prinzip der französischen Revolution viel mehr ein sociales war — das Prinzip der Gleichheit — als ein politisches. In einer Revolution für die politische Freiheit hatten die Engländer schon hundert Jahre früher Bahn gebrochen, aber die Franzosen fügten die Gleichheit zur Freiheit. Sie kuppelten beide Prinzipien und gewannen solchergestalt ein neues, drittes.

Wie aber jede wahre Partei sofort das ganze Volksleben umfassen möchte, wie darum auch die politischen Parteien nur selten und auf kurze Frist rein politisch bleiben, so blieb auch unser frühester prinzipieller Parteikampf nicht rein kirchlich: mit der religiösen Parteiung verknüpfte sich alsbald die sociale, die nationale, die politische. Mochte Luther die Reiche dieser und jener Welt in der Partei trennen, während Calvin und Zwingli sie zu verbinden trachteten — gleichviel: der moderne Geist des Parteiwesens war in seiner universalistischen Tendenz erweckt, er mußte sich nothwendig aus dem religiösen auch auf das staatliche Volksleben fortpflanzen und die Kämpfe des Adels, die Münsterischen Unruhen und der Bauernkrieg gehören eben so gut zur Reformation und zur ersten deutschen Partei-schule, wie der Kirchenstreit.

Allein jede Parteimacht währt nur kurze Zeit; denn je breiter die Partei sich auswächst, um so üppiger wächst auch der Keim der innern Spaltung. Auch jede Revolution, getragen von den Parteien, ist nur kurzlebig. Die Revolution läuft rasch, darum geht ihr auch rasch der Athem aus; die Reaction geht langsam, darum bleibt sie auch so lange bei gutem Athem.

Durch lange Zeit gab es nach den Sturmtagen des sechzehnten Jahrhunderts keine Parteien mehr im öffentlichen Leben Deutschlands, sondern nur noch Parteigezänk an den Schreibtischen, auf den Kanzeln und Rathedern. Das Parteileben ward zurückgedrängt auf das gelehrte und literarische Gebiet, verkehmt, verdächtigt, fast aus dem Volksbewußtsein gerissen. Und so mußten wir im neunzehnten Jahrhundert unser ursprüngliches Eigenthum als etwas neues wieder aus der Fremde herübernehmen: die moderne Partei.

VIII.

Das Volk wird in seinen Parteien fortgerissen durch Charaktere, durch Männer, die ganze Männer sind; blos kluge, verschlagene, gebildete, gelehrte Leute können sein Herz nicht gewinnen. Ich sage sein Herz; denn die Gefühlspolitik ist des Volkes schwache Seite; der Verstandespolitik widersteht es. Die Gefühlspolitik ist aber verrufen bei unsern Doctrinären. Gut. Wer nur mit dem Verstande rechnet, der mag auf den Ruhm eines feinen Fechters im Parteikriege, wohl auch auf den Namen eines ganz correcten Parteigenossen Anspruch machen, aber nur nicht auf durchschlagende volkstümliche Macht. Wären — um noch einmal an das erste Jahrhundert deutscher Parteiſchule zu erinnern — wären der heiß leidenschaftliche Luther, der kalt leidenschaftliche Calvin nicht so untwiderstehliche Gefühlspolitiker gewesen, sie hätten niemals die Massen so zaubergewaltig mit sich fortgerissen. Der Kern unserer heutigen Gefühlspolitik liegt aber für das deutsche Volk nicht etwa,

wie bei den Franzosen, in den Ideen nationaler Ehrfucht, oder des Herrschgелüstens, oder einer abstracten Freiheit, sondern in der Moral und dem Recht. Parteien, denen der Zweck die Mittel heiligt, werden nimmermehr durchgreifenden Anklang finden in der gesunden Gefühlspolitik des deutschen Volks.

Hat deutscher Tiefsinn und deutsche Originalität unsere politischen Parteien so äußerst vielfarbig, so inhaltreich ausgebildet und denselben die Charakterzüge unseres ganzen — nicht bloß politischen — Culturlebens eingewoben, so soll jener Rechtsinn dieselben auch allezeit frei halten von dem größten Fluch, mit welchem das Parteiwesen beladen sein kann, von dem Fluche des Parteidespotismus.

Kraft jenes Rechtsinns, der das Maß und die in der Sache gegründete Schranke ehrt, müssen und werden wir erkennen, daß eine Partei niemals das Volksganze ist, daß sie sich also auch niemals herausnehmen darf, im Namen des Volks zu herrschen und Andersdenkende zu unterdrücken. Wir werden erkennen, daß ein Jagen nach äußerem Erfolg und eigennütigen Interessen auf Kosten der Parteigrundsätze die Partei in sich selbst vernichtet und zur Faction herabwürdigt, und daß der unredliche Compromiß mit gegnerischen Parteien vielleicht einen augenblicklichen Machtzuwachs, dann aber auch um so sicherer den raschen Verfall der Partei herbeiführt — einen Sieg, bei welchem der Sieger verloren ist. Die Selbsterkenntniß, welche eine Frucht jenes Rechtsinns, wird endlich allezeit die Parteien lehren, daß sie nur eine flüssige, rein subjective Verbindung Gleichgesinnter sind, die es unter sich zu dem Kern einer bestimmten Organisation

bringen können und sollen, die auch durch die Wucht moralischen Nachdrucks Einfluß üben sollen auf das öffentliche Leben, anregen und fördern, mahnen und warnen, denen es aber niemals zusteht, ihre ganz privatim eingesetzten Organe, ihre Führer und Ausschüsse so unter der Hand an die Stelle der verfassungsmäßigen Gewalten des Staats zu schieben. Das nennt man Parteidespotismus darum, weil in solchem Fall das Recht und die Freiheit Aller geopfert würde der Dictatur einer bloßen Theilgruppe des Volks, einer Partei.

Ich bezeichnete die Parteien als ein nothwendiges Gut des Verfassungsstaats, an welchem manches zufällige Uebel hängt. Der Rechtsinn des Volks, welcher die Parteien zur Selbsterkenntniß ihrer Natur und dadurch zu Maß und Schranke führt, kann auch dieses zufällige Uebel in Segen verwandeln.

Verfassungskunde im Volksskatechismus.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München;
gesprochen am 1. März 1865.)

I.

Der ganze Inhalt meines heutigen Vortrags bewegt sich um zwei Sätze. Sie lauten: „Jede lebensfähige Staatsverfassung erwächst aus dem Gesamtbewußtsein des Volks,“ und: „Heute (wie zu allen Zeiten) weiß ein großer Theil des Volks nur sehr wenig von seiner eigenen Staatsverfassung.“

Sind beide Sätze richtig (und ich gedenke ihre Richtigkeit darzuthun), so werden sie uns mit logischer Nothwendigkeit zu einem dritten Satze zwingen: „Folglich hat es niemals eine lebensfähige Staatsverfassung gegeben.“ Diesen dritten Satz aber wird mir kein Mensch zugestehen. Man wird mir die Thatfachen der Geschichte entgegenhalten und nachforschen, ob in meinen beiden Vorderätzen nicht etwa ein trügerischer Doppelsinn versteckt liege, der uns auf einem formell richtigen Weg dann doch zu einer materiell falschen Schlußfolgerung geführt hat.

So ist es in der That. Der Doppelsinn steckt in den beiden

Worten: „Gesamtbewußtsein des Volks“ und „das Volk weiß von seiner Staatsverfassung.“

Ich habe jene zwei Sätze aber nicht gegeneinander gestellt, um Sie, auf Grund eines Doppelsinns, mit sophistischem Scheingefecht zu unterhalten, sondern lediglich um einen sehr naheliegenden Zweifel anzuregen, dessen Lösung uns zu einem tieferen Blick in die Psychologie des Volksgeistes führen soll. Denn aus dem Zweifel keimt die Erkenntniß, wenn auch oft auf einem ganz andern Punkt, als wo wir's erwarteten: darum soll ein wissenschaftlicher Kopf immer zweifeln, und wenn er keine Zweifel hat, dann soll er sich welche machen.

II.

Kein Blatt der Geschichte nennt den Mann, der die constitutionelle Monarchie erfunden hat. Man hätte ihm sonst gewiß schon längst ein Denkmal gesetzt. Allein Staatsformen erfindet und schafft kein Einzelner, so wenig wie Sitten und Volkslieder; sie werden und erwachsen mit der Geschichte der Völker. Oder aus welches einzelnen Sterblichen Haupt wäre denn der Lebensstaat, oder die antike Republik, oder die orientalische Theokratie entsprungen? Verfassungsurkunden mag ein Einzelner schaffen — von Lykurg und Solon bis zu den Fürsten und Staatsmännern der Gegenwart. Verfassungsurkunden werden gegeben, die Verfassung wird. Die Verfassung als der ideelle Inhalt geht — speculativ betrachtet — der Verfassungsurkunde voran, in welcher sie nur Form gewinnt; juristisch wird

freilich die Verfassung erst vollendet, indem sie in der Urkunde gesetzkräftig wird, und historisch wird die Verfassung allem Volke oft erst dann bewußt, wann sie in der Verfassungsurkunde, nur von der höheren politischen Bildung erfaßt und formulirt, schon längst vorhanden war.

Der deutsche Sprachgebrauch nimmt drei Wörter häufig im Gleichsinn: Staatsform, Verfassung und Verfassungsurkunde.

Man redet und schreibt meist unterschiedlos von republikanischer, monarchischer Verfassung oder Staatsform. Allein man wird nicht von einer preussischen, bayerischen, belgischen „Staatsform“ sprechen, sondern gebraucht hier das Wort „Verfassung,“ um die eigenthümliche Art zu bezeichnen, in welcher sich der theoretische Gattungsbegriff der constitutionell-monarchischen Staatsform in den einzelnen Ländern praktisch verwirklicht hat.

Darum liegt das Studium der Staatsformen der Schule näher, das Studium der Verfassung der staatsmännischen Praxis.

Bedeutlicher als die Verwechslung von Staatsform und Verfassung ist der Gleichgebrauch von „Verfassung“ und „Verfassungsurkunde.“

Die gemeine Rede ist gar oft tiefsinnig, naiv, symbolisch — aber nicht immer logisch. Wenn Einer von dem Verleiher einer Verfassung spricht, von dem Eid auf die Verfassung u. dgl., so bedient er sich einer Redefigur; „Figuren“ aber gehören in die Poetik und nicht in die Staatslehre. Er setzt das Ganze figürlich für den Theil. Würde eine „Verfassung“ verlichen, so könnte man ja wohl

auch nach dem Erfinder der constitutionellen Monarchie forschen. Die Verfassung ist aber nichts anderes als die Summe aller Entwicklungen des öffentlichen Rechts, welche das unterscheidende Wesen eines Staats in einer gegebenen Zeit bilden. Jene Entwicklungen erhalten ihren bewußten und bestimmten Ausdruck in den Gesetzen; diese die öffentlichen Rechtsverhältnisse aussprechenden Gesetze, zu einem umfassenden Ganzen geordnet, bilden das Staatsgrundgesetz, die Verfassungsurkunde. Man kann sich eine Verfassung ohne Verfassungsurkunde denken, aber keine Verfassungsurkunde ohne Verfassung. Der mittelalterige Staat brachte es nur zu zerstückten Fragmenten von „Verfassungsurkunden,“ und letzteres ist in der That ein modernes Wort und ein moderner Begriff; denn obgleich uns Griechen und Römer bereits das klare Vorbild gaben, so haben wir doch die Verfassungsurkunde, als die zu einem umfassenden Ganzen geordnete Summe der Grundgesetze des Staats, zu einer politischen Bedeutung erhoben und in den Mittelpunkt des constitutionellen Systems gestellt, wie keine frühere Zeit.

Die Furcht vor dem „beschriebenen Blatt Papier,“ vor der in Gesetzesform gefesteten und fortzubildenden Verfassungsurkunde, ist darum nichts anderes, als die Furcht vor dem modernen Staat schlechthin.

Aber freilich soll der Inhalt dieses beschriebenen Blattes nicht dem persönlichen Geist eines Einzelnen entsprungen sein — das wäre Verfassungsmacherei, die so verwerflich ist, wie jede Gesetzmacherei überhaupt. — sondern geschöpft aus dem Geiste des Volks. Ein Gesetz ist vielleicht das

einziges wissenschaftlich-literarisches Produkt, bei welchem persönliche Originalität des Autors schlechthin ein Vorwurf wäre. Und doch soll auch der Gesetzgeber, wie jeder bedeutende Mann, ein schöpferischer Kopf sein; aber seine gute Eigenart ruht in der Forscherkraft, mit welcher er das eigenste Neue aus den historischen Entwicklungen des Volks an's Licht zu ziehen und dann mit dem größten Selbstverzicht auf eigene That objectiv getreu darzustellen weiß.

Die Urkunde wird, ich wiederhole es, gegeben wie jedes Gesetz; die Verfassung, als der Inhalt jener Urkunde, muß geworden und erwachsen sein, wie der Inhalt jedes ächten Gesetzes.

III.

Nur wer nichts ahnt von den Geheimnissen des Werdens und Wachsens im Volksleben, kann darum fragen: welches schlechthin die beste Verfassung sei, oder sich plagen mit dem Luftbild einer allgemeinen Normalverfassung.

Die „beste Verfassung“ ist der Stein der Weisen in der Politik, den hier wie andertwärts nur noch die Thoren suchen. Wenigstens hat es noch Zeit mit dieser absoluten Normalverfassung, bis einmal die ganze Erde ein Universalstaat geworden und das tausendjährige Reich gekommen ist.

Die Verfassung ist der Ausdruck der ganzen historisch-politischen Entwicklung eines Volks, der Spiegel seiner Persönlichkeit, die individuelle Aussprache seines geschichtlich vorbedingten Rechtsbewußtseins, und eben darum nach Volks- und Landesart verschieden. Die beste Verfassung ist alle-

zeit diejenige, welche der zeitlichen Gesittung eines Volks am tiefsten entspricht und von ihm selbst als das reinste Produkt seines Rechtsbewußtseins und als die sicherste Gewähr für seine politischen Bedürfnisse erkannt wird.

So war die absolute Monarchie der Renaissancezeit eine beste Verfassung gegenüber dem damals absterbenden Feudalismus des Mittelalters, und kommenden Jahrhunderten wird unsre verfassungsmäßige Monarchie oder Republik ebenso wenig mehr ein wünschenswerthes Staatsideal dünken, als uns die Verfassungen Roms und Griechenlands.

Der Kunstkennner lächelt, wenn Dilettanten darüber streiten, ob der hellenische Tempel schöner sei, als der gotische Dom, oder ob Goethe ein größerer Dichter als Homer? Dasselbe Lächeln ziemt dem Politiker, wenn er die Frage erörtern hört: ob der antike Staat oder der Lebensstaat oder der moderne der bessere sei? Die Blüthe einer jeden dieser Staatsformen war und ist für ihre Zeit und ihr Volk das Beste, und wenn sich Jedermann nur in seiner Haut wohl fühlt, so ist es ihm gerade wohl genug.

Allein gibt es denn nicht doch gewisse höchste Güter des öffentlichen Lebens, denen alle Völker und Zeiten zustreben, und die, zusammengefaßt, als der Idealgehalt der besten Verfassung überhaupt erscheinen müssen?

Ganz gewiß! Entkleidet man aber diese Ziele der besondern zeitlichen und nationalen Formen ihrer Verwirklichung, so bleibt nichts übrig, als der allgemeinste Staatszweck in einer ganz verflüchtigten Abstraktion. Denn gerade die hinweggenommenen Originalzüge, welche der einen Zeit und Nation vortrefflich, der andern verkehrt stünden, gaben

der allgemeinen Staatsidee jene persönlich leibhafte Gestalt, die man Verfassung nennt.

Dabei wird keineswegs geläugnet, daß vom weltgeschichtlichen Standpunkt die national-individuelle, in der Verfassung gegebene Verwirklichung der Staatsidee trotz aller Rückschläge sich rastlos höher entfaltet. Der Spruch: „Es kommt nichts besseres nach,“ ist für den Kulturhistoriker eine Reherei; andererseits ist ihm aber auch der Gedanke: es könne in menschlichen Dingen, und wenn auch nur auf dem geduldigen Papier, irgendwie das Beste concret ausgesprochen und vorgezeichnet werden, eine Chimäre.

IV.

Nach dem Vorgesagten sollte man meinen: nichts sei selbstverständlicher, als daß jeder Bürger, der dieses Namens werth, seines Landes Verfassung kenne und verstehe, ja wohl gar in der Verfassungsurkunde daheim sei, wie im Vaterunser und in den zehn Geboten.

Allein wenn es schon viele Christen gibt, denen die zehn Gebote bedenklich entfallen sind, so gibt es noch unendlich viel mehr Staatsbürger, die von der Verfassungsurkunde gar nichts wissen und von der Verfassung kaum „einen Schein haben,“ wie man von Blinden sagt.

Man halte doch einmal in den Kleinbürgerlichen und bauerlichen Kreisen und auch höher hinauf Umfrage und sehe zu, wie viele Leute sich das Wesen der constitutionellen Monarchie klar denken, und wie viele klar, wenn auch ganz ungelehrt volksthümlich, von dieser unserer Staats-

form Rechenschaft geben können? So mancher Candidat der Jurisprudenz vermag das ja nicht einmal im Examen, wie will man's von dem Bauern fordern! Wenn eine neue Landtagswahl ausgeschrieben wird, so müssen sich Tausende, darunter auch sonst sehr gebildete Männer, erst unter der Hand erkundigen, wie es mit dem Wahlverfahren gehalten wird; sie haben das Wahlgesetz keineswegs im Kopf, und wollte man sie über andere Haupttheile unserer Verfassung auch nur ganz mild examiniren, so würden sie ganz gewiß glänzend durchfallen.

Man frage aber gar einen Bauern oder Kleinbürger, was er von den Majestäts- und Souveränitätsrechten des Fürsten weiß, von der Ministerverantwortlichkeit, von der Vollmacht des Landtags? Die große Mehrzahl der deutschen Bauern nimmt das Wort „Staat“ gar nicht in den Mund, geschweige das Wort „Verfassung;“ dies sind Fremdwörter in der Volkssprache. Sie sind nicht in allen Gauen gleicherweise dem Volke fremd, aber doch in den meisten. Dagegen spricht jeder Bauer vom Könige, vom Amtmann, von der Regierung. Der Staat verkörpert sich ihm in Personen und löst sich ihm auf in Einzelthatfachen und Handlungen. Er sieht den Staat im Könige — das ist Renaissancestyl: wir sehen den König im Staate; er erkennt allerlei politische Privatrechte und Privatpflichten — das ist offenkundiges Mittelalter: die Erkenntniß des Staatsrechtes wäre modern.

Kann nun aber eine Verfassung, welche ein Theil des Volkes gar nicht kennt, ein anderer mißverstieht, eine Verfassung, deren technische Ausdrücke Fremdwörter in der Volkssprache sind und die nur von Wenigen gründlich ge-

kann und verstanden wird — kann eine solche Verfassung zugleich das Rechtsbewußtsein des ganzen Volks aussprechen? Kann überhaupt eine Sache, von welcher ich nichts weiß, eine Aussprache meines Bewußtseins genannt werden? Ganz gewiß nicht!

V.

Allein wenn auch sehr viele einzelne Staatsbürger nur eine höchst dunkle Anschauung von der Landesverfassung besitzen, so kann dieselbe doch ganz klar im Bewußtsein des Volkes stehn. Denn das Volk ist eben nicht die atomistische Summe von so und so viel Köpfen, sondern ein einiges Ganze, und hat seinen eigenen, ganz besonderen Kopf. Der Einzelne ist niemals das Volk; 41 Millionen Einzelner sind auch — beispielsweise — nicht das deutsche Volk, sondern im Gegentheil, 41 Millionen, welche nicht Einzelne, welche die organischen Glieder eines Ganzen sind.

Wie nun aber der Organismus unsers individuellen Geistes in verschiedene Kräfte und Fähigkeiten sich gliedert, so auch der Organismus des Volksgeistes.

Es gibt Schichten des Volks, welche bereits gelernt haben, politische Entwicklungen vorwiegend im Denken, Forsche und Erkennen zu erfassen, andere, welche sich politische Thatfachen mehr vorstellen, als denkend begreifen, noch andere, welche zumeist mit dem Gefühl Politik treiben. Alle zusammen aber, in einander und mit einander, nicht neben einander, bilden erst den Gesamtgeist, das Gesamtbewußtsein des Volks.

Auch das Individuum, wenn es sich einer geistigen

Thatsache bewußt wird, erfährt dieselbe meist erst ahnend und in der Vorstellung, um sie dann auch denkend klar zu begreifen. Was uns bedeutendes zum Bewußtsein kommt, das nehmen wir mit allen Organen unsers Geistes zumal an; wir denken, empfinden, ahnen es, wir stellen es uns vor und bilden es uns ein und werden in dieser Totalität des Erfassens des Gegenstandes erst recht gewiß.

Ganz ähnlich verfährt das Volk, wenn es sich der großen Thatsachen und Bedürfnisse seines eigenen öffentlichen Lebens bewußt wird, nur mit dem Unterschied, daß hier ein Theil des Volks bereits zum Begreifen, ja zum wissenschaftlichen Erkennen vorgeschritten ist, während ein anderer nur ahnt und empfindet, oder den äußern Nutzen und das Zusagende der Thatsachen mit gesundem Mutterwitz erfährt, ohne weiter nach dem Wie und Warum zu fragen.

Wie sich also das Individuum einer geistigen Thatsache mit den verschiedenen Organen seines Geistes verschiedenartig und doch einheitlich in seinem ganzen Geiste bewußt wird, so nimmt das Volk in seinen unterschiedenen Bildungsgruppen eine solche Thatsache sehr verschiedenartig auf. Wollte man warten, bis irgend eine Staatsinstitution von jeglichem Volkskreise klar begriffen und erkannt wäre, so käme man überhaupt zu gar keinem Staat. Denn bei jeder Staatsform und auf jeder weltgeschichtlichen Culturstufe sind es doch immer nur die Gebildeten, die Vordenker, welchen das Staatsleben in seiner innern Nothwendigkeit vernünftig aufgeht; die Andern denken bloß nach, oder sie denken überhaupt kaum und begnügen sich, das Rechte und Zweckmäßige

bebaglich zu empfinden und festzuhalten. Sagt man darum: eine Verfassung sei aus dem Bewußtsein des Volks erwachsen und im Bewußtsein des Volks anerkannt, so heißt dies nicht: ein jeder Staatsbürger kann ein Examen über die Verfassung bestehen, sondern: die schöpferischen Geister haben die historische Entwicklung des Staats mit so richtigem Blick erfaßt und fortgeführt, daß das ganze Volk diese Verfassung als das natürlichste und selbstverständlichste befriedigt hin- nimmt und ihr als seinem eigenen Werk zustimmt.

Ja, man möchte in diesem Sinn fast sagen: je weniger das naive Volk über eine Verfassung nachdenkt, desto gewisser ist sie dem allgemeinen Volksbewußtsein entsprungen. Denn der gemeine Mann pflegt sein politisches Nachdenken zunächst solchen Zuständen zuzuwenden, die ihn belästigen und schädigen, während er das Gute hinnimmt, als müsse es so sein. Kommt doch auch der Bauer in seiner Wirthschaft zuerst dadurch zu reiflicherem Nachdenken, daß er Schaden abzuwehren, und erst lange nachher, daß er die Produktivkraft seines Bodens positiv zu steigern sucht.

Nur ein kleiner Theil des Volks also erkennt und durchdenkt die Verfassung; aber das ganze Volk soll leben und sich daheim fühlen in der Verfassung, zufrieden mit ihren Früchten. Sie spricht das Bewußtsein Weniger aus, aber sie entspricht dem Bewußtsein des Ganzen. In diesem Sinne kann man dann auch sagen: das ganze Volk hat mitgearbeitet an der Verfassung; denn hätte sich der denkende und erkennende Theil des Volks nicht im Einklang gewußt mit den geahnten, empfundenen, vielleicht nur unklar ausgesprochenen Bedürfnissen aller Volkstheile, so würde er es

höchstens zu einer rasch wieder absterbenden Fehlgeburt, nicht aber zu einer lebensfähigen Verfassung gebracht haben.

Das Schwierige bei dieser Vergleichung des mannichfach gegliederten und doch einheitlichen Volksgeistes mit unserm individuellen Geist liegt nur darin, daß wir unsern individuellen Geist zunächst als ein Ganzes erkennen und erst durch Abstraction dazu kommen, ihn in seine verschiedene Kräfte zu zerlegen, während wir umgekehrt beim Volke zunächst die Mannichfaltigkeit der Fähigkeiten und Kräfte gewahren und uns erst in tieferm Nachdenken zu dem Gesamtbegriff des Volksgeistes aufzuschwingen vermögen.

Dies wird aber dadurch noch ganz besonders erschwert, daß jene Vergleichung nur bis zu einer bestimmten Linie paßt: denn alle jene Menschen, welche uns besondere Gliederungen im Volksorganismus darstellen, haben daneben doch auch eine persönliche Existenz als Einzelne für sich, während die einzelnen Kräfte unseres Geistes ja doch nicht für sich persönlich existiren.

Die Psychologie des Menschengeistes ist darum eine uralte Wissenschaft; die Psychologie des Volksgeistes liegt noch in den ersten Keimen ihrer Entwicklung.

Einem Menschen, dem über lauter Denken und Erkennen das Gemüth verschrumpft, die Einbildungskraft erschlahmt, die naive Unmittelbarkeit des Lebens und Handelns vertrocknet, nennen wir einen Pedanten, einen Schulfuchs. Ist aber ein solcher Mann, der kein ganzer Mann, schon widerwärtig genug, wie viel widerwärtiger müßte erst ein Volk sein, welches keine naiven Gruppen, keine Gesellschaftsricht der gebornen Gefühlspolitiker, keine Natur-

bursche des gesunden Mutterwiges mehr in sich schlosse, sondern lauter wohlgeschulte, „intelligente“ Staatsbürger, die ihren Verfassungskatechismus perfect im Kopf hätten! Wir haben schon an doctrinären Parteien genug; behüte uns Gott vor einem doctrinären Volke.

Darum wird man den Nutzen und das Auszeichnende einer thatsächlichen Kenntniß der wichtigsten Züge der Verfassung beim gemeinen Mann doch nicht bestreiten. Nur mit dem Unterschied, daß der Gebildete sich vielmehr hinein lesen und lernen kann, während der gemeine Mann sich überwiegend hinein leben muß.

VI.

Oder wäre es nicht etwa an der Zeit, Staatslehre und Verfassungskunde in den Volksschulen vorzutragen? Will man etwa einen Katechismus des Staatsbürgers für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren schreiben und nach Frage und Antwort auswendig lernen lassen?

Das Staatsleben ist die Sache mündiger Männer, nicht der Kinder, und wenn religiöses und künstlerisches Verständniß schon früh erwachen mag, so gehört das politische unter allen Umständen dem reifen Mann. Die Religionswahrheiten mögen tiefsinnigeren noch und dunkleren Inhalts sein, als die politischen; dennoch prägen wir sie bereits den Kindern, auch halbverstanden, ein, damit diese gläubig festhalten und liebend üben können, auch was sie vorderhand noch nicht begreifen. Das Dogma soll dem Gläubigen unwandelbar sein und stehen bleiben, darum

läßt er sein Glaubensbekenntniß auch von Kindern auswendig lernen, die es ganz gewiß noch nicht verstehen. Ein Gesetz aber ist kein Dogma. Im theokratischen Staat bringt man die Staatslehre in den Katechismus, im menschlich verfassungsmäßigen Staate soll man's nicht.

Das Studium der Verfassung hat nur dann einen Sinn, wenn es im Zusammenhang und mit eigener Kritik betrieben wird. Ein einziger Bibelspruch, noch unverstanden im treuen Kindesherzen bewahrt, kann Frucht tragen für's Leben; allein was thut man mit einem Satz aus der Verfassung? Darum läßt man die Kinder den religiösen Katechismus lernen, um sie von vornherein zu behüten vor unreifem Räsonniren über ihre Religion; würde man ihnen einen politischen Katechismus einprägen, so wäre das nur eine Anleitung zum unreifen Räsonniren. Ja, man erzöge sie nebenbei auch wohl gar zu Stillstand und Rückschritt. Denn Jugendlehren haften bekauntlich am festesten, und bis die Kinder gestandene Männer geworden, ist der politische Katechismus ihrer Jugend doch höchst wahrscheinlich durch einen vorgeschrittneren überwunden; sie aber bleiben am Ende stehen bei ihrem ABC. Das wäre ja sehr bedenklich!

Selbst wer sich Politik und Staatslehre zur Lebensaufgabe erwählt, geht erst auf der Hochschule an diese männlichen Wissenschaften. Und hier wird er bald inne werden, daß ein redliches Erforschen und gründliches Erkennen des Staatslebens zu den schwersten Aufgaben der Geistesarbeit zählt.

Nicht auf der Schulbank wird und kann das Volk seine eigenen Staatseinrichtungen kennen lernen.

Es lernt sie im und am Landtage, in der öffentlichen Rechtspflege, in der freien Presse, in unsern am hellen Tag organisirten Parteien und Vereinen. Hier ist auch dem unangelehrten Mann eine Schule eröffnet, durch welche er sich einleben kann in eine praktische Verfassungskunde, die zwar oft genug lückenhaft bleiben und nicht zu den letzten Gründen hinabsteigen wird, die aber fest sitzt und gesund ist und reif, weil nicht weiter hergeholt, als der Mann aus dem Volke mit seinen geistigen Fühlhörnern selber reichen kann. Daß in diesem Sinne die Mehrzahl des deutschen Volks noch Vieles sich zu erarbeiten hat, unterliegt keinem Zweifel.

Die Schweizer sagen, ihre Bauern hätten es in solch praktischem Verfassungsstudium schon viel weiter gebracht, als die „Dütschen.“ Das mag sein; denn erstlich ist in der Schweiz Alles viel kleiner beisammen als in Deutschland; zweitens aber: wenn die Schweiz ihre Republik nicht hätte, was wäre dann die Schweiz? Sie ist kein nothwendig abgeschlossenes Land und ist auch keine Nation, sie ist ein Staat. Der Schweizer muß seine drei Nationalitäten vergessen, um im Staate sich selber zu finden; der Deutsche muß dagegen leider Gottes nur allzuoft seine Staaten vergessen, um sich selber zu finden in der Nation. Und diese Nation ist so gar nicht umzubringen, daß sie zu Zeiten auch das unsinnigste Staatswesen ertragen konnte, welches man von Herzen gerne vergißt.

Uebrigens bedenke man auch, daß die Extreme — Demokratie und Absolutie — viel gemeinverständlicher sind, als die kunstreiche Staatsform des Maßes und der versöhnten Gegensätze, deren wir uns in unsern monarchischen Staaten er-

freuen. Nicht weil die constitutionelle Monarchie fremdländisch oder ein Schulprodukt wäre, sondern weil sie so reichen Inhalts und so gerecht im Maße, kommt sie den bildungsärmeren Volkskreisen nur langsam zum Verständniß. Mußten doch selbst die Gelehrten auf so manchem Holzweg sich verirren, bis sie den Ständestaat gründlich vom constitutionellen Staat unterscheiden lernten, und die Scheinconstitution nach oben und unten von der ächten Constitution; bis sie inne wurden, daß nicht in einem Schaukelsystem der Staatsgewalten noch in einer zusammenhangslosen Trennung derselben die Gewähr verfassungsmäßiger Freiheit liege!

Denn wie die Verfassung selber trotz aller beschworenen Staatsgrundgesetze fortlaufend sich ändert, so muß auch das wissenschaftliche Studium der Verfassung fortwährend nachlernen. Und nicht bloß das wissenschaftliche Studium, auch die volkstümlich erlebte Kenntniß.

Eine jede Staatsform trägt ihre besondere politische Schule fürs Volk in sich, ohne daß auch nur mit einer Sylbe von einer solchen geredet wird. Wie die constitutionelle Monarchie höher steht, als die Absolutie vergangener Jahrhunderte, so bietet sie auch in der Oeffentlichkeit der wichtigsten Institutionen dem Volk eine höhere Schule, in welcher nicht gelehrt wird, aber in welcher man lernen kann. Diese Schule wird später gewiß noch wachsen gleichen Schrittes mit jenen höheren Staatsformen, die dereinst noch kommen werden. Allein das ganze Volk wird nie und nirgends staatsgelehrt werden, Mann für Mann reif für ein Examen auch nur über die eigene Staatsform und Verfassung. Denn mit der Bildung der untern Volkskreise wächst ja doch

auch die Bildung der Gebildeten, wird der Staat selbst inhaltreicher, tiefer in seiner Idee und feiner in der Form. Das Ganze rückt gleichmäßig vor, und mannichfache politische Gesittungsschichten, mannichfache Stufen des politischen Bewußtseins werden allezeit bestehen.

Dazu kommt noch eins: zuletzt ist nämlich die „Verfassung“ doch erst dann fertig, wann sie abgelebt und historisch geworden, und die volle wissenschaftliche Erkenntniß erblüht erst, wann das rastlos weiter fluthende Volks- und Staatsleben bereits zu einer neuen Staatsform übergegangen, und die nun erst ganz erkannte und wissenschaftlich überwundene Verfassung auch thatsächlich überwunden ist.

Und dann fängt eben das neue Wettstreiten und Ringen in Erkennen, Vorstellen, Ahnen und Empfinden des neuen Staatsideals wieder von vorne an.

VII.

Jede neue Staatsform kommt auf einem mehr oder minder gewaltsamen Wege zum Durchbruch. Kriege und Revolutionen zerstören nicht bloß Staaten und zermalmen Nationen, daß aus ihren Trümmern neue Staats- und Volksgebilde aufwachsen, sondern auch die Staatsformen. Welche Kämpfe waren nöthig, damit aus den antiken Formen der mittelalttrigen Lebensstaat, aus diesen die moderne Absolutie und dann wieder unser Verfassungsstaat folgen konnte! Neue Staatsformen macht schon um deswillen kein Einzelner, weil sie eine völlig neue Epoche der gesammten Volkscultur in sich schließen und vorbereiten.

Ich betone übrigens die Worte „neue Staatsform“ und „zum Durchbruch,“ damit man mir nicht einen Widerspruch gegen meine eigene Behauptung vorwerfe, daß die Verfassung in der Volkscultur erwache, und zwar so stetig, daß man Niemand den Schöpfer einer Verfassung nennen könne. Denn wenn gleich Tod aus dem Leben und Leben aus dem Tod erwächst in geheimem und allmählichem Walten, so bezeichnen wir doch die Stunde des Durchbruchs, „da Tod und Leben rangen,“ als die Stunde der Geburt oder des Todes. Und so können wir auch von dem Geburtsjahrhundert einer Staatsform und vom Geburtstag einer Verfassung reden, als von dem Jahrhundert, in welchem jene zum Durchbruch, vom Tage, wo diese äußerlich in Kraft gekommen ist, obgleich beide in ihren Grundzügen längst dunkler oder klarer im Volksgeist lebten. Und wenn friedliche Männer des Denkens die Geburtsstunde vorbereiteten, so sind es doch meist Männer der Gewalt, oft Kriegshelden und Staatslenker in einer Person, die plötzlich dem Alten den Scheidebrief geben und den Rechtsbestand der neuen Formen verkünden.

Jede neue Staatsform hat ihre revolutionäre, vielbefehdete Jugendperiode. Denn gleichviel, ob die neuen Grundgesetze von den Fürsten einseitig auferlegt oder von einer constituirenden Versammlung nicht minder einseitig aufgestellt worden sind, so wird man den Ursprung doch immer revolutionär nennen, und die junge Form wird sich aus den Mängeln und Makeln dieses revolutionären Ursprungs herausringen müssen. Ueberdauert sie diesen Kampf, klärt und läutert sie sich und gewinnt friedlichen Bestand, so wird ihr weiterhin kein Vernünftiger den gewaltthätigen Ursprung nach-

tragen. Wer das wollte, der müßte alle Staatsformen verdammen.

Die Rechtfertigung findet sich nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Logik. Eine ausgebildete Verfassung ist zwar mit gesetzlichen Mitteln gerüstet sich selber fortzubilden, weshalb revolutionäre Neuerungen innerhalb derselben nackter und verdammlicher Verfassungsbruch sind. Sie bietet aber doch keine gesetzlichen Mittel und Organe, sich selber zu vernichten und etwas im Princip neues, eine ganz neue Gattung, an ihre Stelle zu setzen. Denn dieses Neue könnte ja nur durch neue verfassungsmäßige Organe geschaffen werden, die aber ihrerseits durch die gesuchte neue Verfassung schon gegeben sein müßten. Man drehte sich also in dem logischen Zirkel: das Werkzeug womit man das Werk schaffen will, in dem Werke selbst zu suchen.

Wenn also etwa die bayerische Verfassung von 1818 octroyirt wurde, unmittelbar nach einer Weltkatastrophe der alten Staaten und Staatsformen, und für einen Staat, der selber erst zu einem neuen territorialen Ganzen fest verbunden werden mußte, so wird heutzutage niemand mehr dieser Verfassung ihr erstes einseitiges Zustandekommen aufrechnen; denn ein gesetzgebender Körper im constitutionellen Sinn war ja damals überhaupt noch nicht vorhanden, und die alten zerfallenen Organe der Gesetzgebung taugten nicht zu dem neuen Werk.

Solch ein gewaltsamer Ursprung verliert dann auch im Volksbewußtsein gar rasch den Charakter einer aufgedrungenen Gabe, und das neue Gesetz wird, lediglich nach seinem Werth gewürdigt, die unangetastete Rechtsgrundlage, auf welcher sich der Staat ruhig fortentwickelt.

Alein nicht immer liegt die Sache so klar und schlicht. Es gibt Revolutionen mit schwachem und starkem Arm, nämlich solche, deren Recht die alten Gewalten nur so lange nothgedrungen anerkennen, als das Gewitter am Himmel steht, und andere deren innere Nothwendigkeit zuletzt von Freund und Feind zugestanden wird, und deren Resultate Wurzel fassen für eine ganze Epoche.

Jene schwachen, rasch wieder gebändigten Revolutionen schaffen zwar keine neuen Staatsformen, dennoch sind sie für das Verfassungsleben gefährlicher als die große gründlich aufräumende Revolution. Sie verwirren das Rechtsbewußtsein, und zumeist jenes dunklere der unteren Volkskreise, während eine durchgreifende Ummwälzung die alten Rechtsbegriffe auflöst, um für neue Raum zu schaffen.

Das Bestehende erschüttern ist für die Kraft der Völker oft weit unheilvoller, als das Bestehende vernichten. Die halb verhaltene, rasch wieder unterdrückte Revolution erzwingt sich vielleicht ganz zweckmäßige Verfassungsänderung, und beruft sich dabei auf das Nothrecht der allgemeinen Wohlfahrt und auf den Beifall der Volksstimme.

Nun kommen aber die alten Gewalten wieder obenauf, fegen jene Neuerungen hinweg und zwingen andere, vielleicht gleichfalls ganz zweckmäßige, an deren Stelle; sie berufen sich dabei nicht minder auf das Nothrecht der allgemeinen Wohlfahrt, auf den Beifall der Volksstimme, die sich mit der Macht gewendet hat, und auf ihr älteres, legitimes, nur durch das revolutionäre Zwischenspiel zeitweilig aufgehobenes Recht.

Dreht sich dann abermals der Wind, und zeigen die

Wettergläser wieder auf Gewitter und Erdbeben, so erklärt die Revolutionärsparthei: Nein! gerade jene Octroyirungen sind bloß ein Zwischenspiel der Reaction gewesen, die wahre Verfassung hat seit den Bewegungstagen nur geruht, und muß ganz von selber und von Rechtswegen jetzt wieder in Kraft treten, ja das ältere und legitimere Recht ist, gegenüber den Octroyirungen, nunmehr auf unserer Seite!

Und so geht der Streit weiter unter dem wechselnden Beifall der öffentlichen Meinung, das heißt diesmal der Meinung der jeweilig herrschenden Parteien. Ein Ausweg aus diesen kleinen Katastrophen ist dann nur möglich durch eine überwältigend große Katastrophe. Denn wo einmal der Boden der Gewalt betreten ist, da entscheidet zuletzt nur noch der Erfolg der größern Gewalt; und wer das Nothrecht der Revolution zugesteht, der darf auch das Nothrecht der Diktatur nicht bestreiten. Beides ist dieselbe That, nur von verschiedenen Händen vollführt, Beides ein Nothrecht mit Berufung auf die allgemeine Wohlfahrt und das Volk, Beides gleich weit entfernt von dem stätigen Gang gesetzmäßiger Entwicklung.

Das schlimmste aber bei dem geschilderten Wechselspiel zwischen revolutionär beschlossenen und diktatorisch befohlenem Recht und Gesetz bleibt die endliche Verwirrung aller Rechtsbegriffe im Volksbewußtsein. Bei großen Katastrophen gewinnt das Gefühl, dann die Leidenschaft die Oberhand über klare Gedanken und gerecht abwägendes Urtheil. Das sehen wir in den Völkerschicksalen wie im Schicksal der Individuen. Jene Bildungsaristokratie, welche in den Tagen friedlich vorschreitender Staatsentwid-

lung das gesammte politische Volksbewußtsein wesentlich beeinflusste, tritt dann zurück; in allen Revolutionen herrscht die Politik der Leidenschaft, herrschen jene Volksschichten, welche zuerst mit dem Herzen und mit der Faust, und dann erst mit dem Kopf Staatskunst treiben. Braust diese Politik der Leidenschaft rasch, wenn auch noch so gewaltsam, vorüber, so kann sie wie ein erfrischender Gewittersturm die verdorbene Luft reinigen; bleibt sie aber mit verhaltener Macht auf längere Dauer stille stehen, so verrückt sie den natürlichen Schwerpunkt der Kräfte des Volksgeistes und verblendet und verdummt das Volk.

Darum ist, wie gesagt, ein ganz revolutionärer Schlag lange nicht so schlimm als eine halb revolutionäre Epoche.

Auf dem Papier und aus der Rückschau der Geschichte ist übrigens leicht zu scheiden zwischen historisch nothwendigen, mit durchgreifendem Erfolg gekrönten Revolutionen und zwischen halbwüchsigen, halbnothwendigen und halbgelungenen. Mitten im wirbelnden Strom der Ereignisse besitz dagegen nur der seltenste hellsehende Genius und der große Charakter den Blick, das eine und andere mit Prophetengabe vorher zu erkennen.

Ich sagte oben: jede neue Staatsform komme auf einem gewaltsamen Weg zum Durchbruch. Hätte ich nicht auch sagen können: jede neue Verfassung? Das wäre handgreiflich falsch. Hier wird die Eingangs erwähnte Schattirung der so oft gleichbedeutend gebrauchten Wörter „Staatsform“ und „Verfassung“ praktisch. Staatsform ist die Gattung, Verfassung die Art. Aus der fundamental neuen Staatsform entwickeln sich fortschreitend Einzelverfassungen. Für ihre

Geburt bedarf es dann weiter nicht mehr des gewaltsamen Durchbruchs; Mittel und Wege sind im Staatsgrundgesetz nunmehr genau vorgezeichnet.

VIII.

Je reicher und harmonischer sich das Staatsleben gestaltete, um so vorforglicher wurden wir in den Vorschriften über die Abzweigung einer neuen Einzelverfassung aus dem Stamm einer gegebenen Staatsform. Es genügte uns nicht, daß beim Staatsgrundgesetz wie bei jedem Gesetz alle Faktoren der gesetzgebenden Gewalt, Fürst, Ministerium und Landtag, einmütig zusammenwirken müssen um irgend eine Neuerung aufzustellen. Man suchte auch noch andere Bürgschaften, allerlei besondere „Gewähr der Verfassung,“ die man bei keinem andern Gesetze nöthig fand.

Man läßt den Fürsten, die Prinzen des Hauses Treue dem Staatsgrundgesetz schwören, dann die Staatsdiener in ihrem Diensteid, ja die Staatsbürger überhaupt im Bürgereid. Das ganze System der Ministerverantwortlichkeit vor den Kammern zielt außerdem in seinem Hauptstück auf eine besondere Schutzwehr wider groben und feinen Bruch des Staatsgrundgesetzes. Und neben diesen Schutzmaßregeln im Innern entwickelt sich mehr und mehr der Gedanke einer völkerrechtlichen Gewähr der Einzelverfassungen. So haben die deutschen Bundesstaaten das Recht einen besondern Schutz ihrer Verfassung beim Bunde nachzusuchen, pflegen den Bundestag aber mit diesem Rechte nicht zu belästigen.

Je entschiedener sich die großen europäischen Cultur-

staaten als eine in Gesittung und Recht verbrüdernte Staatenfamilie auffassen, je klarer man einsieht, daß die revolutionäre Erschütterung eines Großstaats in allen andern Reichen verderblich nachdröhnt, um so lebendiger wird das Interesse Aller: Willkür und Verfassungsbruch im einzelnen Staat zunächst durch die Mittel der Ueberzeugung und des moralischen Drucks zu verhüten. Der Nachbar erkennt sich in gewissem Sinn mithaftbar für die Verfassungstreue des Nachbarn. Mag dieser Gedanke eigennützig ausgebeutet werden von einer Politik, welche das Schild der Nichtintervention aushängt, um desto schlauer für sich allein ihre lange Nase in alle fremden Händel zu stecken, im Grunde bleibt er doch berechtigt und zukunftreich, und deutet prophetisch auf ein europäisches Schiedsgericht als höchstes Forum für die innern und äußern Zwiste der Völker und Staaten.

Wir besitzen aber noch eine Gewähr der Verfassung über alle politischen Eide, die man im Sturm des Aufruhrs so leicht umschwört, und über allen moralischen Schutz der Nachbarn, welche doch zum öftern auch vor der eigenen Thür zu lehren haben. Diese Gewähr liegt in dem Zauber, welchen das Wort „Verfassungstreue“ zu unserer Zeit für alles Volk gewonnen hat. Ich meine „alles Volk“ wörtlich, vom Fürsten bis herab zum bildungslosen gemeinen Mann.

Kaum gibt es in unserer heutigen politischen Sprache ein mißtönenderes Wort als „Verfassungsbruch,“ kaum ein so allgemein wohlklingendes als „Verfassungstreue.“ Männer die den Inhalt der bestehenden Verfassung aus innerster Ueberzeugung befehlen, würden doch jeden Gedanken an Verfassungsbruch als eine sittliche Schmach zurückweisen. Mancher

Machthaber mag dem constitutionellen System im Herzen abhold sein, und zeichnet sich dennoch aus durch Verfassungstreue im Geist dieses Systems, nicht aus politischen, sondern aus sittlichen Beweggründen, um Mannesehre und Manneswortes willen. Mancher Minister, den ein kleines Loch in der Verfassung aus großer Noth erlösen würde, hütet sich wohl, dieses kleine Loch zu reißen, aus Gewissensscheu, das heißt gebannt vom Volksgewissen und von dem eigenen.

Tausende, die das Wesen der Verfassung nur dämmernd ahnen, ohne es zu kennen, und den Segen der Verfassung nur vermuthen, ohne ihn zu sehen, würden sich empören wider einen Verfassungsbruch. Sie würden sich für die Verfassung todt schlagen lassen, und wissen doch gar nicht genau was eigentlich die Verfassung ist. Das geheimnißvolle Wort „Verfassung“ ist ihnen wie ein Evangelium, an welches man glaubt, auf welches man schwört, auch ohne es zu verstehen.

Der Grundsatz, daß in der Politik der Zweck die Mittel heilige, hat neuerdings (1862!) so zahlreiche und beredte Bekenner gefunden und leider auch bei einem ansehnlichen Theil des deutschen Volks. Dennoch möchte man ihn nur nach Außen anwenden, nicht im innern Heiligtum des eigenen Staats. Nachbarliche Staatsgebilde mit gewaltthätiger Hand zertrümmern zu Gunsten der eigenen oder auch der gesammten nationalen Machtfülle, das dünkt Vielen wohl eine frische mannhaftige Politik. Aber denselben Grundsatz der Gewalt zum guten Zweck auf das eigene Haus, auf die eigene doch auch vielleicht etwas windschiefe Verfassung anwenden, das wäre ihnen Schmach und Frevel.

Nur ein äußerster Absolutismus und ein äußerster Radi-

calismus mag jetzt noch laut von Verfassungsbruch — natürlich auch zum besten Zwecke — reden. Wer sonst auch etwa auf Gewaltthat am Staatsgrundgesetze sinnt, der sagt es wenigstens nicht, und bricht, wenn es angeht, die Verfassung unter dem Dedmantel redlichster Verfassungstreue. Wenn irgendwo, so hat sich in der Ehre der Verfassungstreue und der Schmach des Verfassungsbruchs die öffentliche Meinung über sich selbst erhoben, das heißt, sie ist hier nicht blos die Meinung der herrschenden Parteien, sondern schlechthin die Volksstimme.

Es kreuzen sich verschiedene Gründe für diese Thatsache, entsprechend den vorhin besprochenen verschiedenen Kategorien des Volksgeistes und der Volksbildung.

Der gebildete Mann weiß, daß die Verfassung, ausgesprochen und gefestigt im Grundgesetz, zugleich die Aussprache unserer hart erkämpften nationalen Gesittung, unserer nationalen Ehre ist und eine Bürgschaft, daß wir nicht in alte Barbarei zurückfallen. Nicht unpassend nennt man darum die Verfassung ein Kleinod des Volks und die Verfassungsurkunde den Schrein, der dieses Kleinod sicher bewahrt.

Der Halbgebildete sieht dann in der Verfassung schlechthin blos den Hort der Freiheit und des Rechts, und glaubt oft sie berge noch viel mehr Freiheit als man eigentlich zu sehen bekomme. Ja es gibt einen Aberglauben an die Verfassung als sei sie ein Kleinod, welches alle Krankheiten heile, wie die mittelalterlichen Naturphilosophen den wirklichen Edelsteinen solche Heilkraft andichteten. Kein Wunder daß man den Schatz treu bewahren will.

Andere verkennen diesen geschichtlichen und praktischen

Werth der Verfassung gleichfalls nicht, sehen aber auch die Mängel des Menschenwerks ein, welches, trotz aller Dauer, die man ihm in rechtskräftig gefesteter und beschworener Form zu geben sucht, doch erst in stets lebendiger Fortbildung seine eigenste Aufgabe erfüllen kann. Allein sie wissen dann auch um so klarer welch ungeheures Gewicht auf der Art dieser Fortbildung ruht. Sie wissen, daß der kühnste Fortschritt im Staatsgrundgesetz, durch Gewaltthat und Gesetzesbruch erzwungen, zunächst aufs tiefste den Staat erschüttert und das Rechtsbewußtsein verwirrt; sie kennen jenen traurigen Ring von Revolutionen und Reactionen, der sich um den ersten Verfassungsbruch schlingt; sie wissen wie unendlich schwer ein sterbliches Auge von vornherein unterscheiden mag, welches ein unvermeidlich nothwendiger Bruch des Rechts sei und welches ein willkürlicher.

Darum soll die Verfassung, solange nicht alle Stride reißen, auf dem Wege, den sie selber vorgezeichnet und durch die ganze gesetzgebende Gewalt weiter gebildet werden, und nichts ist der Staatsklugheit solcher Männer verhaßter als ein ungetreues Verlassen dieses Wegs. Eine leidlich gute, thatsächlich gültige Verfassung dünkt ihnen besser als das glänzendste Ideal, welches wie ein Meteor leuchtend und zündend durch den Frieden unseres Staatslebens schießt.

Allen guten Bürgern aber, mögen sie gebildet sein oder bildungsarm, ist ein dritter Grund der Verfassungstreue gemeinsam, und er ist es auch der den gedachten schützenden Zauber, stärker als alle Eide, über unsere Grundgesetze breitet. Sie erkennen oder ahnen daß in der Verfassung gleichsam der Staat sich selber treu geworden ist, und halten es darum

schlechthin für eine Gewissens- und Ehrenpflicht, daß der Staatsbürger nun auch der Verfassung Treue halte. Das moralische Motiv ist auch hier das mächtigste, das mehr empfundene als gedachte, auch unser Cultus der Verfassungstreue ist ein Stück der vielgeschmähten Gefühlspolitik.

Die alte, deutsche, ritterliche Treue ist nicht verloren, sie hat nur diese neue Form angenommen und hat in dieser wahrlich so gut ihre Romantik wie in der alten. Nicht bloß um der verbrieften Rechte, sondern auch um der Pflichten und um des Dankes willen, ist das Volk verfassungstreu aus sittlichem Gefühl. Wie im Einzelleben unser Herz schmerzvoll leiden und vertrocknen würde, wenn wir nicht eine Menschenseele oder nicht mindestens einen Hund sänden, dem wir in uneigennütziger Treue zugethan, so bedarf auch das Herz des Volks eines Gegenstands für seine Treue. Es hat die alte Treue für seinen Fürsten nicht verloren, aber der wahre Volksfürst ist selber der verfassungstreue Fürst; die dritte Größe, welche Fürst und Volk verbindet, welche den Fürsten erst zum Fürsten und das Volk erst zum Volke macht, ist der Staat, und Fürst und Volk sind sich selbst und einander getreu in ihrer Treue am Staat, in ihrer Verfassungstreue. Nicht das eigennützige Hangen an Rechten und Freiheiten, noch die staatskluge Würdigung des gesetzmäßig stätigen Gangs des öffentlichen Lebens, ist es, was die Verfassungstreue so heilig werden ließ im Volksbewußtsein, sondern die ganz richtige Ahnung daß es sich hier um den festen Kern des sittlichen Geistes im Staat handle, daß das ganze Volk vom Fürsten bis zum Bettelmann ein Zeugniß seines politischen Gewissens und seiner politischen Ehre

ablegen müsse in der Treue für die Verfassung. Wie darum die Parteien sich auch kreuzen, in diesem einen Stück wenigstens will Jeder von Jedem die gleiche Farbe bekannt wissen.

IX.

Nun aber komme ich wieder auf meinen ersten Satz zurück und sage: „Jede lebensfähige Verfassung erwächst aus dem Gesamtbewußtsein des Volks,“ und füge dann hinzu: Das Wissen von der Verfassung ist freilich im Volke sehr verschieden abgestuft, nach Maßgabe der organischen Gliederung des Volksgeistes. Viele wissen von der Verfassung nur insofern sie ihre Segnungen empfinden und schätzen, Viele lernen die Verfassung nur kennen, indem sie sich in ihre Institutionen einleben, Viele sind der Verfassung treu nicht aus Staatsweisheit, oder weil ihnen die Lehren der Geschichte vor Augen stehen, sondern lediglich weil sie meinen, ein rechter Mann müsse doch im Gemeinleben eben so gut treu und redlich sein wie im Privatleben.

Ich gehe dann aber weiter und füge hinzu: Das Wissen von der Verfassung ist allerdings ein sehr verschiedenartiges; dennoch aber muß sich das Volk auch einheitlich und einheitlich seiner Verfassung bewußt werden.

Diese Einheit aber spricht sich nicht darin aus daß der gemeine Mann Staatswissenschaft lerne bei den Gebildeten, sondern umgekehrt, daß auch der Gebildete fortwährend jenes naive Heimathsgefühl in der Staatsverfassung und jene unreflectirte Staatsmoral lernen und in sich bewahren solle, die den gemeinen Mann auszeichnet.

Denn es mag Einer schlecht bestehen können in einem Examen über die Staatsverfassung und kann doch im eben bezeichneten Sinn ein vortrefflicher, verfassungstreuer Staatsbürger sein. Wer dagegen andererseits alle Staatsweisheit mit Löffeln gegessen hätte, und vermöchte sich nicht freudig und unmittelbar einzuleben in die Verfassung, und ihr schlechtweg um des reinen Gewissens willen Treue zu halten wie der gemeine Mann, der wäre doch ein schlechter Bürger bei all seinem Wissen.

Selig sind die da geistlich arm sind, heißt es im Evangelium. Das gilt auch von der Politik. Gerade die tiefste Staatsweisheit wird sich fortwährend erfrischen und verjüngen an der naiven Gefühlspolitik und der kindlichen Gewissenstreue des bildungsärmeren Volks, und indem sie diese erforscht und in sich aufnimmt, kommt sie zuletzt zu einem höchsten Ziel politischen Erkennens und politischer That, nämlich zu einer Verfassung und Regierung in welcher sich das gesammte Volksbewußtsein am treuesten spiegelt und wiedererkennt.

Der Dilettant auf dem Landtage.

(1864 und 1871.)

I.

Jede Zeit hat ihre besondere Gespensterfurcht. Bald witterte man überall Hexen, bald Demagogen, bald Jesuiten, bald Freimaurer; — heutzutage wittert man überall Dilettanten. Beim Handwerk sind die Zünfte aufgehoben, dafür zünfstelt es um so stärker in den geistigen Berufen, und wenn Einer forscht, schreibt, lehrt, dichtet, malt, musicirt, so fordert man ihm vor allen Dingen den Gewerbschein ab, fragt, wo er seine Sache schulgerecht erlernt habe und ob er nicht gar ein Autodidakt sei, ob er auch professionsmäßig Brod verdiene mit seinen Geistesgaben, ganz besonders jedoch, ob er nicht verschiedene Gebiete zugleich berühre und sich also des Gewerbsübergreifens schuldig mache?

Diese Gespensterfurcht vor dilettantischer Geistesarbeit hat nun freilich auch ihre Ausnahmen, und darunter eine sehr merkwürdige. In jeglicher Kunst und Wissenschaft läßt man bloß noch den strengen Fachmann und Spezialisten gelten, nur in einer der schwierigsten Künste, in der Staatskunst, mag Jedermann frischweg mitarbeiten, wofern er nur durch die gehörige Stimmenzahl zum Volksvertreter gewählt

worden ist. Ja man rühmt es sogar, wenn recht viele Leute, die durchaus keine gelernten Politiker sind, plötzlich auf ein paar Jahre Politik treiben. Macht ein Bierbrauer Verse, so rümpft alle Welt die Nase, findet es aber ganz vortrefflich, wenn er Gesetze machen hilft. Und doch hat der Bierbrauer die Gesezeskunst so wenig schulgerecht erlernt, wie die Verskunst.

Dies ist scheinbar ein seltsamer Widerspruch, der in zwiefacher Weise zu genauerer Untersuchung reizt. Man könnte ihn nämlich für ein allgemein culturgeschichtliches Kapitel verwerthen, welches den Titel bekäme: „Die Kunst in den geistigen Berufen,“ — oder aber für ein politisches Kapitel mit der Ueberschrift: „Die innere Berufung des Volksvertreters.“ Ich wähle hier das letztere. Legen wir einmal den Maßstab von Schule und Dilettantismus an die Arbeit unserer Abgeordneten. Vielleicht fällt dadurch einiges Licht auf ein Thema, welches Vielen sehr klar scheint und doch noch sehr dunkel ist, auf das Thema von Natur und Wesen des Volksvertreters überhaupt.

II.

Bei der Wahlcandidatur zum Landtage oder Reichstage fragen die tonangebenden Parteiführer, die Wahlherren, zunächst nicht sowohl nach den politischen Kenntnissen, als nach dem politischen Bekenntniß ihres Erlorenen. Und je schwankender die Erkenntniß, um so mauerfester ist häufig das Bekenntniß — hier wie anderswo.

Man stußt, wenn allzubiele politisch studirte Leute in

die Kammer kommen: man fürchtet da, französisch gesprochen, ein doctrinäres Parlament, auf deutsch eine Professorenkammer. Würden überwiegend praktische Fachmänner der Amtsstube gewählt, so gäbe es eine Beamten- und Advokatenkammer, und die wäre noch bedenklicher. Käme aber gar ein Duzend Journalisten aus der Urne, so drohte das aller schlimmste: eine Literatenkammer. Werden dagegen Deponen, Bauern, Gastwirth, Kaufleute, Krämer, Fabrikanten, Handwerker in rechter Uebersahl gewählt, so gilt dies als das gute Vorzeichen einer praktischen und unabhängigen Volksvertretung. Denn das gangbare Vorurtheil hält den Professor für unpraktisch, den Beamten für abhängig, den Literaten für einen zerfahrenen Menschen; sie müßten denn das Gegentheil erwiesen haben. „Wir sehen,“ so ruft man, „mehr auf Selbständigkeit des Urtheils, als auf reiches, gründliches Wissen!“ Allein wie kann ein Urtheil selbständig sein, welches nicht auf gründlichem Wissen ruht? Die äußere Freiheit von fremdem Einfluß mag sich ein eigensinniger Halbwisser wahren; die innere Unabhängigkeit, welche doch allein aus dem stäten, planmäßigen Erforschen der Dinge quillt, gebriecht ihm ganz bestimmt.

Diese Vordersätze klingen bedenklich, und sie ziehen uns auf schiefer Ebene in einen wahren Abgrund noch weit bedenklicherer Schlüsse. Fahren wir aber vorerst einmal unverzagt hinunter, vielleicht kommen wir dann doch hinterher lebendig wieder heraus.

Die ganze überreiche Welt des Staatslebens erfüllt den Wirkenskreis unserer Parlamente. Da regnet es Fragen des Staats-, Völker- und Kirchenrechts, Probleme der Volks-

wirthschaft, finanzpolitische Rüsse, Alternativen des Militärwesens, Räthsel der Culturpolizei und Gott weiß was sonst noch Alles. Einem rechten Kunstmanne der Geistesarbeit müssen doch — ganz heimlich — die Haare zu Berg stehen über die dilettantische Vielthuererei, wie sie jedem Abgeordneten nach dem bunten Wechsel der Tagesordnung zufällt, und im Grunde dem studierten kaum minder, als dem unstudierten; denn in allen den Dingen zugleich weiß am Ende kein Einziger fachmännisch Bescheid.

Gleicht unser Landtagswesen nicht aufs Haar dem Journalismus? Auch der Journalist hat, ähnlich dem Abgeordneten, seine Vollmacht von den Volkskreisen, die ihm anhängen, nicht von der Schule, wie die gelehrten Künstler, oder kraft eines Examens und laut Dekret, wie die bureaukratischen Kunstleute. Mitarbeitend, prüfend, anordnend greift er in alle möglichen Wissensgebiete, obgleich er doch so wenig überall Fachmann sein kann, wie der Abgeordnete in allen Kammerfragen. Der Gelehrte schlägt darum ein Kreuz vor dem Journalisten. Allein der Journalist schreibt doch bloß und regt günstigsten Falls entscheidende Dinge an; der Abgeordnete hingegen spricht und entscheidet. Also wäre er wegen dieser tiefer greifenden Befugniß wohl gar ein potenzirter Literat und schlimmer als ein Literat?

Und obendrein gewinnt er das Recht, in politischen Dingen als ein Meister mitzuthun, so ganz plötzlich! Ein guter Katholik glaubt, daß der Priester durch den Akt der Weihe zu einer inneren Erleuchtung komme, welche ihn zwar nicht stracks gelehrter macht, als er Tags vorher gewesen, dennoch aber das theologische Wissen des gelehrtesten Laien

aufwiege. So müßte am Ende gar auch der Abgeordnete durch den Wahlakt mit aller politischen Weisheit angehaucht werden, selbst wenn er vorher nur die Leitung des Pflugs statt der Staatsleitung studiert hätte.

Nun ließe sich's ertragen, daß unsere Abgeordneten in ihrer Mehrzahl Dilettanten der Staatskunst sind, wenn diese Thatsache bloß zufällig oder vorübergehend wäre. Aber das ist sie ganz und gar nicht. Sie wurzelt vielmehr unlösbar im constitutionellen Prinzip und wird immer schärfer zu Tage treten, je folgerechter sich dieses Prinzip verwirklicht. Also hätten wir die Aussicht auf immer mehr Landtags-Dilettanten? Ohne Zweifel, und zwar aus zweifachem Grunde. Die parlamentarische Aufgabe erweitert und vertieft sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Kammern, welche nach altem Schnitt bloß zum Steuerbewilligen oder als machtloser Beirath der Krone berufen wurden, hatten es leicht; ein modernes Parlament hingegen, als vollgültiger Faktor der gesetzgebenden Gewalt, greift immer selbständiger, schöpferischer in die schwierigsten Aufgaben des Staates. Je mächtiger die Volksvertretungen werden, um so sachmännischer wird ihre Aufgabe, um so bedenklicher wirkt folglich der Dilettantismus. Am ungefährlichsten sind die Dilettanten in den Einzel-Landtagen der deutschen Kleinstaaten, gefährlicher im neuen Reichstage, am gefährlichsten waren sie im deutschen Parlament von 1848, weil dasselbe die größte Vollmacht besaß. Denken wir uns aber das Ideal der Fortschrittsmänner in Zukunft verwirklicht, denken wir uns den vollendeten Parlamentarismus, welcher das letzte Wort nur noch formell der Krone ließe, um es thatsächlich den Volksvertretern zu

geben, dann würde die Dilettanten-Gefahr erst durchweg ihren Höhepunkt erreichen. Also bekenne man frei: mit der erweiterten Aufgabe und Vollmacht des Landtags bringt gleichmäßig verdoppelten Schrittes der Dilettantismus in den Ständesaal.

So spricht der Künstler, wenn er ehrlich und folgerecht zu sprechen wagt.

Zugleich aber steigert sich jener Dilettantismus mit der freieren Wahlform, welche doch nur dann ganz frei genannt werden kann, wenn sie Männern aus jeglicher Volksschicht den parlamentarischen Weg eröffnet. Je weiter man die Wählbarkeit ausdehnt, um so breiter werden die Dilettanten in die Kammer fluthen.

Bismarck setzte die Diätenlosigkeit als „Correctiv“ neben das allgemeine Wahlrecht, gewiß zumeist darum, weil der gewiegte Staatsmann ein Grauen empfand vor der dilettantischen Vielthuererei unberufener Abgeordneten. „Correctiv“ wäre demnach in diesem Sinne zu verdeutschen mit: Schutzwall gegen Dilettanten-Gefahr. Ob dasselbe aber auch den rechten Schutz gewährt? Bei der Diätenlosigkeit, diesem denkbar höchsten Censur, ist offenbar vorausgesetzt, daß Reichtum eine Bürgschaft für politische Bildung und Unabhängigkeit sei. Allein in Deutschland sind die reichen Leute durchaus nicht schlechthin die gebildetsten, und folglich kraft ihrer Sachkenntniß unabhängigsten. Es ist vielmehr ein auszeichnender und äußerst glücklicher Charakterzug der deutschen Gesellschaft, daß bei uns der höchste Bildungsreichtum überwiegend in einem Mittelstande zu suchen ist, der keineswegs durch höchsten Geldreichtum glänzt. Und so hat man in

der Absicht, die Unberufenen vom Reichstage durch Diäten-Entziehung fern zu halten, gerade eine Hauptgruppe der Berufensten ausgeschlossen.

Uebrigens sollte man meinen, schon der gesunde Menschenverstand des Volkes werde verhüten, daß ganz kenntnißlose Leute in den Landtag oder gar in den Reichstag kommen. Ausnahmen abgerechnet, geht es in Deutschland doch nicht zu, wie in der aristophanischen Komödie, wo Demostheues den Wursthändler als zu Staatsgeschäften besonders berufen preist, weil derselbe gar nichts gelernt hat, außer Wurstfüßel in Därme zu stopfen. Allein solche Wursthändler wären nicht einmal die schlimmsten Dilettanten: der studierte Halbwisser ist der schlimmste; denn er pfuscht weit ärger ins Zeug, als ein ganz ungebildeter Mann, welcher weiß, daß er nichts weiß. Und den Halbwisser vom wirklich Kenntnißreichen zu unterscheiden, das vermag der gesunde Menschenverstand des Volkes nur sehr selten.

Strömt aber nicht politisches Wissen immer reichlicher in alle Gesellschaftskreise, wird alles Volk im wachsenden Gemeinleben nicht täglich reifer für die Candidatenliste? Gewiß! Die politische Bildung verbreitet sich über alle Volksschichten, aber sie vertieft sich nur bei Einzelnen. Und hierin eben liegt die steigende Gefahr. Denn durch so allgemeine aber oberflächliche Kenntniß des politischen Lebens wächst der Trieb, in dieses Leben selbstthätig einzugreifen, ohne daß die Befähigung gleichmaßen zunähme. Man könnte vielleicht eine Art von malthusischem Gesetz aufstellen: der Reiz zur politischen That wächst in geometrischer Progression, die Fähigkeit nur in arithmetischer. Und da hätten

wir dann eine prächtige Formel, mit welcher sich das gesuchte X des Dilettantismus finden ließe, wie in einem Rechenexempel.

Ich meine, so muß abermals der Zünftler sprechen, wenn er ehrlich und folgerecht zu sprechen wagt.

Im Geiste dieses Zünftlers erschienen uns oben die meisten Abgeordneten wie potenzierte, d. h. verschlimmerte Literaten. Mag man nun aber auch dem Literaten vorwerfen, daß er lehren wolle, ohne recht ausgelernt zu haben, und in allerlei Kunst und Wissen herumtasten, ohne ein Ganzes voll zu erfassen, so macht er diese Thätigkeit doch wenigstens zu seinem Lebensberuf und bei gesunder Geistes-Constitution wird er lehrend lernen und zuletzt dennoch ein Stück festen Bodens finden, welches er sein eigen nennt. Das Gleiche kann man von den Dilettanten des Landtags keineswegs rühmen. Gibt es gleich Männer, die Jahrzehnte lang immer wieder gewählt werden und so die beste Zeit ihres Lebens dem parlamentarischen Berufe widmen, so bilden diese Stammgäste des Ständesaales doch nur eine kleine Minderzahl; die meisten ihrer Kollegen sind bloße Zug- und Strichvögel. Kein Mensch bezeichnet auch den Beruf eines Abgeordneten als Lebensberuf. Gerade darin liegt aber eines der schärfsten Kennzeichen des Dilettantismus; denn man braucht kein engbrüstiger Zünftler zu sein und nicht nach Lehrbrief und Broderwerb zu fragen und wird doch bekennen müssen, daß eben das Festhalten eines Berufs als Lebensaufgabe den Fachmann sehr bestimmt vom Liebhaber scheidet.

III.

Nun läßt Jemand alle diese Argumente des Zünftlers gelten, faßt aber die Frage von einer andern Seite und entgegnet: Nicht auf den einzelnen Abgeordneten kommt es an, sondern auf den Landtag als Ganzes! Einzelne Mitglieder mögen immerhin Dilettanten sein; allein der Landtag ist ein Mann von Fach. Er wird Sachkundige in die Ausschüsse wählen, damit sie den Unkundigen vordenken; was ein Mann nicht weiß, das weiß der andere, allerlei Kenntniß und Urtheil ergänzt sich, hundert einseitige Geister durchbringen sich zum vielseitigen Gesamtgeiste, und nicht auf das einzelne Wort muß man sehen, sondern auf die Debatte. Wie sich die Presse zum Zeitungsartikel verhält, so der Landtag zu dem Abgeordneten und seiner Rede. Derselbe Professor oder Beamte, welcher hinter jedem Zeitungsartikel dilettantisches Gerede wittert (ausgenommen er selber hätte ihn geschrieben), wagt doch nicht, die „Presse“ als solche des Dilettantismus zu bezüchtigen. Ebensowenig wagt man's, den Landtag einen Dilettanten zu nennen oder gar den ganzen Gedanken der Volksvertretung einen Herbergs-vater der Dilettantenwirthschaft.

Diese Rechtfertigung, welche den Abgeordneten preisgibt, um die Kammer zu retten, beseitigt zwar einen Theil des Bedenkens, keineswegs aber das ganze.

Der Zünftler kann mit Fug Folgendes entgegnen:

Die fachgerechte Vorarbeit im Ausschusse mag zu einem richtigen Beschluß der Kammer führen; allein auch der tüchtigste Ausschußbericht hindert keinen Abgeordneten, in der

öffentlichen Sitzung so dilettantisch wie möglich in's Zeug zu fahren. Er hat ein volles Recht dazu; denn er soll lediglich nach seinem Wissen und Gewissen sprechen, und man wird doch nicht statt der alten Ständebänke den Landtag nach Schulbänken gliedern wollen. „Laut Ausweis der stenographischen Protokolle“ wird dann auch das Recht kenntnißlos zu reden, fleißig genug geübt. Gar mancher Abgeordnete schwiege von Herzen gern, aber um seiner Wähler willen, die ihn eben nicht für's Schweigen gewählt haben, muß er zu Zeiten das Wort ergreifen, wo er oft die Sache noch keineswegs ergriffen hat.

Uebrigens sind die Kammerdebatten doch auch nicht bloß durch ihr Endresultat wichtig: sie sollen zugleich in ihrem ganzen Gang eine politische Schule des Volkes sein. Die Presse trägt das Wort des Abgeordneten in jedes Dorf, damit das Volk Staatsweisheit lerne und heimisch werde in allen Winkeln des Staatsgebäudes. Dieser pädagogische Nebenberuf der Parlamente wiegt schwer: indem der Landtag das politische Bewußtsein des Volkes darstellt, soll er zugleich ein höheres politisches Bewußtsein in allem Volke wecken. Volk und Landtag tragen einander wechselseitig, und der Einfluß, den das Wort der Rednerbühne auf den Volksgeist übt, ist oft wichtiger, als der Beschluß, welcher zuletzt zu Protokoll kommt. Der minder Gebildete aber, d. h. die ungeheure Mehrheit des Volkes, faßt nur selten die Debatte als Ganzes, er hört nur selten die Stimme der Kammer: er hört vereinzelte Redner und holt sich bei ihnen Lehre und Exempel. Und diese Einzelnen sind nun unglücklicherweise größtentheils Dilettanten, Männer, die oft gerade

um so feuriger und blendender reden, je weniger sie geschulte Politiker sind! Denn die erfahrungsgrauen Geheime-
rätthe und die kathedersfesten Staatsgelehrten führen selten das zündende Wort. Ist es nicht höchst bedenklich, daß das Volk so viel lieber den ledern Naturburschen der Redner-
bühne sein Ohr leiht, als den trockenen Fachmeistern? Zu-
dem beklagen sich die gründlichsten Redner, daß ihre Vor-
träge in den Kammerberichten der Localpresse, d. h. der
Presse des „eigentlichen Volkes,“ meist nur knapp und arm
wiedergegeben werden, während das leidenschaftliche Donner-
gepolter der Kreuz- und Strafprediger der Tribüne voll und
laut durch die kleinen Blätter dröhnt. Hat Einer mit dem
langen Athem biederer Ausführlichkeit den ganzen Ernst
der Lage und Frage erfaßt, dann ruhen sich die Reporter
aus und schreiben drei Zeilen gedrängter Inhaltsangabe;
erregt dagegen ein Anderer fortwährende „Heiterkeit,“ so
knarren alle Federn am Journalistentisch. Und doch kann
diese Heiterkeit ebensowohl durch objectiven Witz wie durch
subjective Dummheit erweckt werden. Die Dilettanten der
Presse scheinen da fast unter Einer Decke zu stecken mit den
Landtagsdilettanten, und zuletzt erhält das arme, nach
Staatsweisheit hungernde Volk überall nur eine dilettantische
Wassersuppe.

Uebrigens ist es auch nicht bloß das Volk, welches in den
Kammern auf den einzelnen Redner blickt: die Abgeordneten
selber würden sich dafür bedanken, wenn sie so ganz in der
„Kammer“ aufgehen und ihre Reden in der „Debatte“ ver-
sinken sollten.

Kurz und gut, hier zählt, wie überall wo etwas

Rechtes geschieht, vorab der Mann und durch den Mann erst die Körperschaft; diese Männer aber sind zum großen Theil politische Dilettanten.

IV.

Ich habe bisher den „Künstler in den geistigen Berufen“ sprechen und einen Dritten seine Einwürfe gegen dessen Gedanken erheben lassen. Man erwartet nun wohl noch ein Wort, welches diese einseitig gegnerischen Ansichten vermittelt und ausgleicht, man erwartet dasselbe vielleicht in der Aussprache meiner eigenen Ueberzeugung zu hören.

Ich schlage folgendes Thema zu einer Novelle vor:

Ein geistvoller Mann, hochgebildet, ja ein gelehrter Historiker obendrein, wird zum Abgeordneten gewählt. Voll heiligen Eifers betritt er den Ständesaal; die Parteigenossen ehren ihn, wie man den bedeutenden Mann ehren soll: sie wenden ihm gewichtige Arbeiten zu. Er forscht, prüft, entwirft seine Berichte, durchdenkt seinen Vortrag mit aller Macht eines rührigen, geschulten Geistes. Allein je gründlicher er sich vertieft in seine Aufgabe, um so tiefer wird er sich seiner ungenügenden Kenntnisse bewußt. Mit dem redlichen Fleiße wächst die Seelenpein des armen Mannes, und er verflucht die Stunde, wo er das Mandat angenommen. Mitten in der glänzendsten Rede, die er an einem parlamentarischen Haupt=Schlachttag über einen Posten des Militärbudgets hält, packt ihn plötzlich dieses Bewußtsein seines Ungenügens mit solcher Macht, daß er in dem Augenblicke stecken bleibt, wo alle Hörer an seinem Munde

hängen. Er sucht den Faden wieder zu finden, verwirrt sich nun aber vollständig und verläßt die Rednerbühne. Man glaubt, er sei unwohl geworden, man bringt Zuckerwasser, man umdrängt ihn theilnahmvoll; allein er erklärt, seine Nerven seien fest, sein Puls ruhig, ja er sei recht mit klarem Bewußtsein stecken geblieben; denn auf der Höhe seiner rednerischen Beweisführung habe er auf's schärfste erkannt, daß er zwar im alten Heerbann, im ritterlichen Lebensheere und bei den Landsknechten ziemlich guten Bescheid wisse, aber um so schlechteren im heutigen Soldatenwesen, daß er ein unfähiger Volksvertreter, daß sie Alle miteinander nicht viel besser seien, und ihre ganze Debatte eine große politische Pfuscherei. Darum lege er denn auch hiermit sein Mandat nieder.

Freunde und Gegner glauben nach diesem peinlichen Auftritt, der Mann habe den Verstand verloren. Und doch war gerade das Gegentheil der Fall: weil er so ganz klaren und ehrlichen Verstandes sich selbst erkannte, erschien er den Andern als ein Narr, die — seiner Meinung nach — allerdings insofern den Verstand nicht verloren hatten, als sie gar noch nicht zum rechten Verstande gekommen waren.

Vorher hatte der Mann seine fixe Idee; seit jener Katastrophe hatte die fixe Idee den Mann. Möglich aus dem ungründlichen, unbefriedigenden praktischen Wirken herausgetreten, versenkt er sich in gründliches Grübeln, welches aber noch unbefriedigender ist. Wohin er blickt, gewahrt er Dilettanten und wittert zuletzt sogar bei Perz und Böhmer einen Ausflug von Dilettantismus. Die ganze Welt wird ihm haltlos und ihm schwindelt darüber so sehr, daß er in

Tieffinn verfällt und seine arme Frau peinigt, weil sie ihm als eine Dilettantin des Hauses, der Ehe, der Liebe, der Treue erscheint, sein kleines Kind, weil es schon im Spielen, Essen und Trinken bedenklich zu dilettantischen Uebergriffen neigt.

In diesen schlimmen Tagen begegnet ihm ein alter Freund, der Arzt eines Irrenhauses, und lädt ihn ein, seine Anstalt doch einmal zu besuchen und genau zu betrachten, sie biete schätzbares Material zur Dilettantenfrage. Der selbstquälerische Mann entschließt sich schwer dazu; denn er hält gerade diesen Arzt für einen besonders argen Dilettanten, weil die Seelenheilkunde unter allen medizinischen Fächern doch ohne Zweifel das am meisten Dilettantische sei. Allein wer den Teufel bannen will, der muß ihm in's Gesicht sehen; also unternimmt er zuletzt mannhast den Besuch.

Der Arzt führt den Dilettantenjäger durch alle Räume seiner Anstalt. Da sieht sich derselbe von Leuten umringt, die allesamt die festesten, ausschließendsten Meister ihres Faches sind; der Eine ist König, zwar nur mit einer Krone von Goldpapier, aber er ist nichts als König, er herrscht und repräsentirt den ganzen Tag; der Andere ist Nothschild, und wenn er auch keinen Kreuzer in der Tasche hat, so fliegen ihm doch die Millionen durch den Kopf ohne Unterlaß, und wer allen Staaten Geld leihen muß, der hat nur Zeit und Athem für Finanzgeschäfte; der Dritte gründet und predigt die neue und letzte Weltreligion, er würde die beiden armen Tröpfe bemitleiden, welche mit Scepter und Börse regieren wollen, wenn er sie überhaupt sähe, allein er ist nur Prophet, nur Messias, er hat kein Auge für Anderes.

Und so geht es weiter durch die bunte Reihe: ein Jeglicher ist Spezialist und Virtuos in seiner besondern Narrheit. Hier zweifelt Niemand an sich selbst und seinem Beruf, und ob die Andern an ihm zweifeln, das ist ihnen Allen völlig einerlei.

Bei dem Ausblick dieser schlechthin in sich stehenden, schlechthin selbstgewissen Spezialisten wird es unserm Helden zu Muth, wie einem Seefahrer (oder richtiger einem Dilettanten des Seefahrens), der, von ruhelosem Wogengeschaukel umringt, endlich wieder einmal einen festen Punkt, ein Stück Land erspäht. Schon beim Ausruhen des Auges mildert sich die Seekrankheit.

Der Arzt aber erzählt ihm, daß jener Unglückliche, welcher sich jetzt einen König dünkt, in gesunden Tagen ein eifriger Dilettant des Violinspiels gewesen, obgleich er eigentlich Kaufmann sei. Jetzt rühre er keine Geige mehr an. „Könnte ich ihn nur dazu bringen, wieder einmal etliche Striche auf der Geige zu machen!“ fuhr der Arzt fort, „es wäre der erste Lichtstrahl beginnender Genesung, er würde sich den König aus dem Kopf geigen. Hundertmal habe ich's erlebt, daß die Rückkehr zu allerlei Liebhabereien und Nebengeschäften die glückliche Krisis verkündet. Denn der gesunde Mensch ist keine einseitige Arbeitsmaschine, er ist eine harmonische Totalität verschiedenartigster Kräfte, er muß sich in allerlei Übung versuchen, obgleich er nicht in jeglicher Meister werden kann. Aber schon der Versuch bezeugt die innere Gesundheit, das Streben nach der sich selbst ergänzenden Harmonie. Die Umkehr von der fixen Idee zur harmonischen Totalität kann in mannichfacher Weise ge-

schehn. Nehmen Sie diese drei Kranken: den König, den Nothschild und den Religionsgründer. Sie kommen täglich zusammen, aber Keiner tauscht sich aus mit dem Andern, Jeder spricht und denkt in sich hinein. Wenn sie eines Tages auf den Einfall kämen, parlamentarisch mit einander zu verhandeln, sich gegenseitig zu berathen, wenn der Nothschild die Dogmen des Messias prüfte und der König über die Finanzpläne, der Messias über die Politik seines Genossen redete: sie würden wohl anfangs wunderbar genug discutiren, aber sie wären auf dem Wege der Besserung.“

Man läßt sonst wiedergenesende Irre unter sich Theater spielen, um die Heilung zu fördern, sollte man sie nicht vielleicht auch ein bißchen Landtag spielen lassen? Die Frage lag dem ehemaligen Abgeordneten auf der Zunge; allein er sprach sie nicht aus; denn was er heute gesehen und gehört, riß ihn zu neuen, immer tieferen, ernsteren und doch erhebenden Gedanken fort; es war ihm, als begreife er jetzt erst die Natur des Menschen und des Volkes. Der Landtag kam ihm wie ein Bild des Lebens vor, und im Leben wie im Landtag ahnte er auf einmal die gesunde vermittelnde Kraft auch der Liebhaberarbeit; denn wenn derlei Arbeit auch halbe Arbeit ist: ein Jeder sollte sie dennoch üben; verbunden mit dem Fachberufe macht sie uns doch erst zu ganzen Menschen. Man fragt heutzutage so gar zu viel, was wir in einem Stücke können und so gar wenig, was wir in allen Stücken sind als Gesamtnatur, als harmonische Persönlichkeit!

Unser „freiresignirter“ Abgeordneter war seiner Zeit so gebiegen geschult worden, zuerst auf dem Gymnasium von

den Philologen, dann auf der Universität von den Historikern, daß er bisher geglaubt hatte, man könne Wissen nur erlernen, nun ahnte er zum erstenmale, daß man Wissen auch erleben kann, selbst wenn man's unter Narren erlebte!

Augenblicklich legte er den Maßstab seiner neuen Gedanken von der harmonischen Persönlichkeit und dem erlebten Wissen kritisch prüfend an seine fixe Idee vom Dilettantismus der Volksvertreter. Er hatte bisher immer nur gefragt, was ein Volksvertreter wissen solle, jetzt schien ihm die Frage viel wichtiger, was eigentlich ein Volksvertreter sei? Allein je gründlicher er nun das Wort, die Idee und die tatsächliche Verwirklichung der Volksvertretung untersuchte, um so wunderlicher schlug sein ganzer Standpunkt in's vollkommene Gegentheil um. Bis dahin hatte er sich selbst und seine sämtlichen Landtags-Collegen für Erz-Dilettanten gehalten: jetzt kam er sich uebst Jenen gar nicht mehr dilettantisch vor. Dagegen dünkten ihm all unsere Wahlgesetze, unsere sämtlichen für das Landtagswesen grundlegenden Verfassungsparagraphen wie ein ungeheurer Dilettantismus. Er war da wie eine geladene Mine, er mußte explodiren, er mußte sich im vollen Ergusse aussprechen, aber nicht gegen den Irrenarzt — beinahe wäre er rüdfällig geworden und hätte gedacht, was versteht so ein Doctor vom Staatsrecht! sondern gegen einen wirklichen Staatsmann.

Zum Glück war sein Oheim Minister außer Dienst, also erfahren in der Sache, als Minister; genügend objectiv in der Schweite seines Standpunktes, weil außer Dienst, und geneigt, ihn geduldig anzuhören, als zärtlicher Oheim.

Bei nächster Gelegenheit hielt ihm der Nefse folgenden

Vortrag, dem der alte Praktiker anfangs ohne jede Zwischenrede folgte, weil er in dem Gedankengang ein gutes Symptom fand von der zurückkehrenden Vernunft des Neffen.

V.

„Beim Volksvertreter soll man nicht fragen, was er weiß, sondern was er ist. Denn er soll keine Wissenschaft vertreten, sondern das Volk, auch soll er zunächst kein Staatsmann sein, sondern ein Volksmann. Abgeordnete können Staatsmänner werden, aber sie sind es nicht.

Nun ist aber das Wort „Volksmann“ jammervoll abgenützt, das heißt ein Wort, wobei man sich im Laufe der Zeit so vielerlei gedacht hat, daß man zuletzt gar nichts mehr dabei denkt oder im besten Falle etwas Verlehrtes. Abgenützte Worte muß man auf ihren ursprünglichen Begriff zurückführen, dann werden sie wieder neu. Ein Mann des Volkes wäre dann, wer des Volkes gute Art wie in einem verjüngenden Spiegelbilde darstellt, in einem Bilde, welches veredelt, indem es verkleinert und dabei doch getreu bleibt. Und wenn dann die Wähler sagten: dieser Mann sind wir, so wäre er der rechte Mann. Er wäre eben ein Meister der volkstümlichen Persönlichkeit und aus solchen Meistern entwickeln sich unter Umständen „öffentliche Charaktere.“

Allein der „Mann des Volkes“ bezeichnet dann doch eine große Gattung mit mannichfachen Arten, so mannichfach wie das Volk selbst in seinen großen Gruppen. Wir haben ein naives und ein gebildetes Volk im Volke. Setzen wir als äußerste Contraste einen ächten Kleinbauer und einen

Mann der höchsten Geistesarbeit: Beide können Volksmänner sein, aber wie verschieden sehen sie aus! Der Volksmann im Bauernkittel gibt nur den Charakter seines Standes in enger landschaftlicher Begrenzung und sein politisches Verständnis reicht wohl kaum über die Gemeinde und den Gau, welchem er entstammt. Umgekehrt wird der hochgebildete Mann weittragende Resultate der nationalen Bildung in sich verkörpern, ja er gibt wohl noch mehr: seine Persönlichkeit trägt zugleich ein internationales Gepräge, sie manifestiert die Ideen, Ideale und Formen der gebildeten Welt. Bei ihm steckt vielleicht obendrein der Staatsmann im Volksmanne, während jener andere, in seiner Art gleich ächte Volksmann, kaum ahnt, was der Staat eigentlich ist und will. Bei all diesem schroffen Gegensatz sind Beide als Volksmänner darin gleichartig, daß Jeglicher in seinem Wesen sein Stück Volk charaktervoll zur Aussprache bringt. Keiner aber kann naiv gesittet und bewußt gebildet zu gleicher Zeit sein. Da gibt es also doch auch einen Spezialismus des Seins und Lebens und der erlebten Gesittungsresultate, aber einen Spezialismus ganz anderer Art als bei den Wissenschaften.

Der bloße Charakter des Volksmannes genügt jedoch noch nicht für die innere Berufung zum Abgeordneten. Dieser muß auch ein erlebtes Wissen besitzen. Der Volksvertreter soll das Volk kennen, nicht aus Büchern und Akten, sondern aus dem Leben. Quellenforscher der Volkskunde braucht er nicht zu sein, sondern vielmehr selbst eine Quelle für den Forscher. Vor allem kenne er jene Geheimnisse des Volkes, welche nicht statistisch faßbar, welche gar nicht in die Akten zu bringen

sind. Wenn er einen Novellisten entzückt und einen Bureaukraten ärgert mit seiner erlebten Volkskunde, dann ist er der rechte Mann. Mancher Bauer thut's da dem Gelehrten zuvor; vielleicht kann er nur wenig bieten, aber dies Wenige ist ganz sein eigen. Die Bauern sind eben auch Spezialisten.

Uebrigens erwächst dem Abgeordneten durch seinen Eidschwur, stets das Wohl des ganzen Volkes im Auge zu halten, stillschweigend die Pflicht, daß er seine vielleicht nur ganz spezialistisch erlebte Volkskenntniß zur allgemeinen erweitern. Er soll fortan mit dem ganzen Volke leben. Das gilt dem naiven Volksmanne so gut wie dem gebildeten.

In Italien haben die Deputirten freie Fahrt auf allen Eisenbahnen. Einzelne Stimmen forderten dieses Vorrecht auch für die deutschen Reichstagsmänner als kleinen Ersatz der Diäten. Ich finde den Vorschlag vortrefflich, nicht vom Standpunkte der Diätenfrage, sondern weil man dem Volksvertreter alle Mittel bieten soll, auf's breitetste und freieste mit dem Volk zu leben und seine Zustände an Ort und Stelle zu beobachten. Kleinmeister werden einwenden, daß die Freikarte dann doch zu gar mancher lustigen und nützlichen Fahrt gebraucht werden dürfte, bei welcher der Inhaber an nichts weniger als an's Volksstudium denkt. Ganz gewiß! wir sind allzumal Menschen. Aber gerade deshalb wird selbst die freie Vergnügungsfahrt dem Volksvertreter die Frage in's Gedächtniß rufen, was ihn und die Kammer eigentlich vor dem Vorwurfe des Dilettantismus rette? Und auf seiner Freikarte wird er als ungebrückte Antwort lesen: die erlebte Volkskenntniß.

Der ganze Landtag wird mobil werden, an Ferientagen

wird man Abgeordneten in den hintersten Winkeln des Landes begegnen, wo man sonst kaum jemals einen gefunden hat. Und ich sehe im Geiste, wie man die Häupter des Parlaments, obgleich ihre Freikarte für alle Wagenklassen gilt, am sichersten in der dritten Klasse finden wird, weil sie da schon unterwegs das Volk am besten kennen lernen. In der ersten Klasse dagegen werden höchstens noch kranke und gebrechliche Volksvertreter Platz nehmen oder solche, die nach ihrer letzten Abstimmung nicht gerne von den Leuten gesehen sein wollen.

In einem Hauptstück blieben die meisten Abgeordneten übrigens doch immer Dilettanten. Sie sind (Fachmänner dieses Zeichens ausgenommen) keine gründlich vorgebildeten Juristen und Verwaltungsleute, sie kennen die Technik des Staates nur lüdenhaft oder obenhin. Da bleibt dann gar nichts übrig, als daß sich der Einzelne bemüht, im Gang der Verhandlungen so viel Staatskunst zu erlernen, als er kann. Kein Mensch kommt immer und überall über den Dilettanten hinaus und wenn er sich auch in den engsten Beruf einspinnen wollte.

Hierüber möge der unstudierte Abgeordnete nur gleich einmal bei den gründlichst studierten Beamten nachfragen. Auch diese sind Dilettanten, nur auf einer andern Seite. Der ungelehrte Volksvertreter ist zuerst ein Kenner des Volks und sucht sich nachträglich, so gut es eben gehen will, in die politische Fachkenntnis einzuschließen. Der Beamte ist zuerst theoretisch und technisch geschult und ringt hinterdrein nicht minder mühevoll nach erlebter Kenntniss der Volkszustände. Und ach! das wird ihm oft so schwer am Schreib-

tisch! Wo also der Eine Fachmann, da ist der Andere Dilettant und umgekehrt. Jener geht durch's Leben zur Schule und Dieser durch die Schule zum Leben.

Es war einmal ein König, der setzte aus seinem Privatsäckel einen Preis aus für denjenigen Beamten oder Candidaten des Staatsdienstes, der die Volkszustände irgend eines Bezirks am gründlichsten beschrieb. Einer seiner Minister fand diese Preisaufgabe sehr bedenklich und erklärte dem Könige, daß nur die schlechten Beamten (die Dilettanten) sich mit solchen Studien befaßten. Der König aber ließ sich nicht beirren, und der Erfolg gab ihm recht. Denn ein wenig bekaunter junger Mann gewann den Preis und that sich, einmal erkannt, binnem kurzem im Amte so hervor, daß er nach vierzehn Jahren selber schon um ein Haar Minister geworden wäre; der Minister aber war inzwischen längst gefallen, und zwar etwas unangenehm. Das ist eine lehrreiche und wahre Geschichte.“

VI.

So sprach der ehemalige Abgeordnete zu seinem staatsmännischen Oheim, und dieser hörte ihm mit Behagen zu. Schien es doch, daß die Gespensterseherei des Dilettantismus vollends von dem armen Neffen gewichen sei.

Um ihm aber noch ein wenig auf den Zahn zu fühlen, fragte er denselben, halb im Tone des Scherzes, halb des Ernstes, ob er nach dieser inneren Umkehr nun nicht wieder als Wahlcandidat auftreten wolle? „Der Zeitpunkt ist günstig,“ so meinte der Oheim. „Eine Neuwahl steht be-

vor. Die Freunde, welche bei deiner Flucht von der Tribüne anfangs glaubten, du habest den Verstand verloren, erkennen jetzt vielmehr, daß du einer Zeitidee, dem weltbewegenden Spezialismus, dein Mandat heroisch zum Opfer gebracht. So würde ein Pietist den Pietisten imponiren, wenn er sich, obgleich der bravste Mann, doch für die sündhafteste Creatur und darum für unwerth irgend welchen Amtes erklärte, welches sittliche Kraft und reinen Wandel voraus setzt. Man bewundert deine tolle Entsagung, wie man im Mittelalter die entsagenden Reclusen und Waldbrüder bewunderte. Da aber die moderne Gesellschaft ebenso gewiß aus Rand und Band ginge, wenn sie aus lauter reinen Spezialisten bestünde, wie die mittelalterliche, wenn sie aus lauter Waldbrüdern bestanden hätte, so wird man auch rühmen, daß du jetzt doch wieder einen gewissen Dilettantismus gelten lässest. Denn wer es in dieser argen Welt zu etwas bringen will, der muß zuerst engherzig im Glauben und hinterdrein weitherzig in den Werken sein.“

Der Neffe hat den Oheim, seinen Spott nicht zu weit zu treiben und erklärte dann: „Bei der Wahl entscheidet vor Allem die Partei. Ich habe mich als unzuverlässigen Parteigenossen gezeigt, da ich mich von meinen Scrupeln über die innere Berufung des Volksvertreters in einem Augenblicke überwältigen ließ, wo ich nur daran hätte denken sollen, das Gewicht meiner Gründe für die Partei geltend zu machen. Und also bin ich für immer unmöglich.“

Aber wäre dies auch nicht, so würde ich doch niemals wieder ein Mandat annehmen. Denn ist gleich meine Dilettantenfurcht in Betreff der Abgeordneten zerronnen, so er-

scheinen mir dafür nunmehr unsere sämtlichen Wahlgesetze desto dilettantischer. Dieselben Gründe, welche mir den Volksvertreter retten, sind vernichtend für die Form der Zusammensetzung unserer Kammern.

Das Volk sollte eigentlich in seiner Gesamtheit parlamentarisch mitwirken an der Uebung der gesetzgebenden Gewalt, die *universitas populi* an der Gewalt *circa universalia*, wie Grotius bedeutsam sagt. Da ein solches Parlament aber den Staatsbau zum babylonischen Thurmbau machen würde, so wählen wir eine Vertretung. Sie kann einzig und allein nur den Sinn haben, das Volk im getreu verkleinerten Auszuge darzustellen. Ich berufe mich auf Mirabeau. Er vergleicht die wahre Volksvertretung mit einer Landkarte, welche jede Hauptform der Bodenfläche in der entsprechend proportionirten Verkleinerung wiedergibt. So sollen im Landtage nicht bloß alle Elemente des Volkes überhaupt, sondern auch in einer dem Urbilde gleichen Proportion vorhanden sein. Vielleicht dürfte ein anderes Gleichniß noch anschaulicher sprechen als Mirabeau's Bild von der Landkarte. Ein Bildhauer, der eine verkleinerte Statuette der menschlichen Gestalt meißelt, hat nicht bloß Auge, Nase, Mund und Arme und Beine vollständig wiederzugeben, sondern auch im entsprechenden Ebenmaße, und wenn er die Arme doppelt so lang macht, wie die Beine und den Mund von einem Ohr zum andern, so repräsentirt das Bild eher einen Affen als einen Menschen. Hat eine Volksvertretung, in welcher auf je drei Bürger und Bauern ein Advokat kommt, nicht etwa auch ein Gesicht, dessen Mund von einem Ohr zum andern geht?

Nur wenn alle soziale Hauptgruppen des Volkes in richtig verkleinerter Proportion vertreten sind, ist das Volk vertreten, und nur dann auch ist die innere Berufung aller der so verschiedenartig gebildeten und befähigten Abgeordneten gerechtfertigt. Aber nach der sozialen Proportion der Kammer-Gruppen fragt heutzutage kein Mensch. Höchstens bemerkt man's als ein seltsames Resultat der Parteikämpfe, wenn etwa im bayrischen Landtag die Pfarrer derart vorherrschen, daß er fast wie ein halbes Concil aussieht, oder wenn in manchen kleinstaatlichen Landtagen die jugendlichen Accessisten und Referendare, welche man früher gar nicht auf den Abgeordnetenbänken gesehen, zeitweilig in einer Weise überwucherten, als ob das ganze Volk in den letzten Jahren das Staatsexamen bestanden hätte. Dagegen forscht Jedermann bei kaum halb bekannten Wahlen schon mit gieriger Hast nach einer Statistik der Parteien im künftigen Landtage. Und dabei begehrt Keiner, daß alle Parteien nach gerechter Proportion zur Geltung kommen, sondern ein Jeglicher wünscht, daß seine Partei ganz ausschließend das Feld beherrsche. Wer denkt noch daran, daß der Landtag eine „Volksvertretung“ sein solle? Er soll bloß ein Werkzeug sein, die Pläne der eigenen Partei verfassungsmäßig durchzusetzen.“

„Ist denn aber,“ fiel der Oheim ein, „die Aufgabe des Landtags nicht vorab eine politische? Und spricht sich die politische Ueberzeugung der Volksmehrheit nicht aus in dem Willen der herrschenden Partei?“

„Die politischen Parteien,“ entgegnete der Nefte, „sind flüchtig und wechselnd. Sie kommen und gehen, steigen und

fallen rasch mit den wechselnden Ereignissen; eine schwebende Parteifrage, welche heute die Wahl entschied, kann in einem halben Jahre bedeutungslos geworden, die Parteigruppierung bis dahin völlig verschoben sein. Das Wahlmandat aber dauert viel länger. Soll die Volksvertretung bloß die jeweilige Herrschaft der politischen Parteien darstellen, so müßte man die Wahlperioden ebenso wandelbar machen, wie die Parteien selbst sind, das heißt, nach jeder entscheidenden neuen Thatsache, welche die Partei-Combinationen ändert, müßten auch Neuwahlen eintreten. Dies führte jedoch nur zu Willkür und Verwirrung. Es gibt aber fundamentale Partei-Prinzipien, welche dauerhafter sind als die Einzelparteien. Diese Prinzipien, diese dauernden Wurzeln der Parteibildung ruhen in den sozialen Gruppen des Volkes, und so kann man von einer naiven und bewußten Macht des Beharren, der Bewegung, des reformatorischen und revolutionären Fortschrittes reden, von Urmächten der Partei-Prinzipien, welche sich dauernd in der Gesellschaft verkörpern. Diese Mächte, diese sozialen Gruppen aber lassen sich statistisch gar wohl erfassen und einem Wahlgesetz zu Grunde legen, denn sie sind Gruppen der Arbeit, des Berufes und Besitzes, womit sich dann die minder greifbaren Unterschiede der Gesittung und Bildung im Großen und Ganzen von selber verbinden.“

Der Oheim schlug ein Kreuz. „Da kämen wir ja zu ständischen Wahlen!“

„Dein Schrecken schreckt mich nicht!“ rief der Nefte. „Kein vernünftiger Mensch denkt daran, die alten politisch privilegierten Stände wiederherzustellen. Aber, wenn man

sich gleich fürchtet, auch nur das Wort „Stand“ auszusprechen, so gibt es doch nichtsdestoweniger moderne Stände, das heißt eben jene sozialen Gruppen des Volkes, welche durch die verschiedenen Stufen der Arbeit, des Besitzes und der Bildung bedingt sind. In diesen individualisirt sich das Volk, und wenn sie nach richtig verjüngtem Maßstabe im Landtage erscheinen, dann haben wir die wahre Vertretung des Volksganzen.“

Der alte Staatsmann bemerkte kopfschüttelnd: „Diese Proportion könnte doch nur nach der Kopfszahl der einzelnen Gruppen ausgerechnet werden. Da aber die Aermsten und Ungebildeteren thatsächlich in der Mehrzahl sind, so würden die politisch rathlosesten und unselbständigsten Leute im Landtag herrschen, und das wäre dann doch der allerschlimmste Dilettantismus.“

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!“ rief der Nefte. „So machten's die Römer mit den Centuriat-Comitien nach ihrer Art, so das Mittelalter mit seinen Ständen in seiner Weise. Für unsere neuen Arbeits- und Bildungsstände müssen auch wir einen neuen Modus suchen. Da eröffnet sich freilich noch eine ganze Welt von ungelösten Fragen. Aber die Wenigsten nur achten's der Mühe werth, ordentlich über dieses brennende Problem zu sinnen, und man zerhaut lieber den Knoten durch das allgemein gleichheitliche Stimmrecht.“

Der unermüdliche Opponent erwiderte: „Du opferst die praktische Politik einem Idol der abstracten Gerechtigkeit. Gibt es denn nicht auch leider recht starke Volksgruppen, die noch gar nicht reif sind für's Parlament? Sollen wir einer

unwissenden Bauernmasse, die sich von fanatischen Pfaffen gängeln läßt, einer verblendeten Arbeiterschaar, welche wählenden Demagogen folgt, sollen wir diesen Leuten bloß darum, mit Aufgebot alles Scharfsinnes, zahlreiche Plätze im Landtag sichern, weil sie wirklich ein charakteristisches Element des Volksganzen bilden?“

— „Ganz gewiß! sofern wir das Volk wirklich vertreten sehen wollen in der Volksvertretung. Dabei können freilich sehr unbequeme Elemente in den Landtag kommen; aber ganz unschätzbar wird es trotzdem sein, wenn die Regierung und die Parteiführer fortwährend gezwungen sind, das Volk zu fassen, wie es ist und nicht wie sie wünschen oder sich einbilden, daß es sein möchte. Und wären die Bauern so verstockt und die Arbeiter so durchwühlt, daß man sie im Landtage fürchten müßte, ja daß sie überhaupt noch nicht reif erschienen für die thätige Theilnahme an unserm hochfeinen Staatsleben, dann müßte eben die Regierung sammt den gebildeteren Parteien die energischsten Mittel ergreifen, um jene Volksgruppen so zu bilden, daß sie reif würden für den Staat und frei vom Einflusse nichtsnutziger Demagogen. Da hätten wir freilich zunächst viele Unterlassungssünden vergangener Zeiten gut zu machen, aber unsere Kinder würden's uns danken. Eine Parteivertretung, wie sie gegenwärtig herrscht, verlockt zur steten Selbsttäuschung über das Volk; eine vollständige und richtig proportionirte Volksvertretung dagegen zwingt zur Volkerkenntniß, und diese ist die Mutter einer wahrhaft praktischen Politik. Beide Theile werden dabei vom Dilettantismus errettet: die Abgeordneten, weil sie darstellen, was sie sind, und die Regieren-

den, weil sie neben dem erlernten Amtsberufe auch das Studium des Volkes erleben.“

Der Oheim fragte, bis wann sich etwa diese glückseligen Zustände erfüllen sollten? und der Nefse antwortete: „Bis Anno siebenzig!“ und setzte erläuternd hinzu: „Wenn wir in unserer Jugend etwas ganz Verschollenes bezeichnen wollten, sagten wir: das war Anno elf; und wenn wir etwas unabsehbar Künftiges voraussagten, so sagten wir: das wird geschehen Anno siebenzig — *ad calendas graecas*. Dieses volksthümliche Wort ist zur ächten Prophezeiung geworden. Eine ersehnte, aber in unabsehbare Ferne geschobene nationale Zukunft hat sich uns Deutschen urplötzlich erfüllt Anno siebenzig. So wird auch für jene sozial-politische Cardinalfrage einmal ein Anno siebenzig kommen.“

Der Oheim wünschte aber doch vor diesem etwas dunkeln Termin noch genauer zu hören, wie sich der Nefse die richtige Proportion der Volks-Elemente wenigstens in seinen Gedanken aufbaue?

Dieser aber entgegnete: „Wir leben seit der ersten französischen Revolution in einer neuen Welt, und Alles, was sich im modernen Staat und der modernen Gesellschaft seitdem auf den Trümmern des Mittelalters in wunderbar raschem Wachsthum neu erhoben hat, ist erst der Anfang eines Anfangs. Und inmitten dieser unreifen, gährenden Anfangs-Gebilde gilt es mir, der ich kein Staatenlenker bin, vor Allem, beobachtend die Diagnose zu stellen. Hier bin ich wieder Spezialist, ein Mann der getheilten Arbeit. Auf den großen Universitäten haben wir Aerzte — zumeist Anatomen — welche als bloße Diagnostiker practiciren.

Man ruft sie zum Consilium in schweren Fällen. Sie untersuchen bloß Natur und Sitz der Krankheit, aber sie verschreiben kein Recept. Und die tüchtigsten Heilkünstler andererseits wissen die Meisterschaft in der Beschränkung, wie sie jene Collegien gewinnen, gerade am höchsten zu schätzen und auszunützen. Leider folgt man bei unsern politischen und sozialen Krisen nur selten diesem Muster. Wer flugs Recepte schreibt, die der Schule oder Partei behagen, der gilt für einen eminenten Geist, aber wer seinen ganzen Scharfsinn auf die objective Diagnose beschränkt, den beachtet man selten und schätzt ihn noch seltener, weil er jeder Partei unangenehme Thatsachen enthüllt. Und um nun die Angst vor dem Dilettantismus zunächst bei mir selber dauernd zu bannen, werde ich nie wieder ein Landtags-Mandat suchen oder annehmen, sondern nach meinen bescheidenen Gaben lediglich in der Diagnose des Staates und der Gesellschaft Beiden zum Dienste beflissen sein."

Hier kam das Gespräch zu Ende, wenn auch nicht zum Schluß:

Im Stillen aber hatten die zwei Männer jetzt ihre Rollen getauscht. Der Landtagsdilettant hielt nun den praktischen Staatsmann für einen Dilettanten, und dieser den neugeborenen Spezialisten, der nur das allernächste Praktische wollte, für einen ganz unpraktischen Doctrinär.

Vielleicht hatten Beide gleicherweise recht und unrecht.

Die Leiden der kleinen Minister.

(1865 und 1872.)

I.

Vor hundert Jahren war der Fürst absolut; — heute ist seine Gewalt eine verfassungsmäßig beschränkte. Darum meinen Viele, der Fürst sei es, welcher im modernen Staat die schwerste Einbuße an Macht und Ansehen erlitten habe. Das ist aber nicht der Fall: die schwerste Einbuße traf den Minister. Die Fürsten regieren jetzt zwar etwas weniger als zu unserer Großväter Zeit; allein dafür ist es ihnen auch leichter gemacht, gut zu regieren; ein Minister aber ist selten mehr so mächtig, so einsam hochgestellt wie weiland seine Amtsvorgänger und demungeachtet ist es heutzutage viel schwerer Minister zu sein.

Ja ich glaube, wenn die constitutionelle Form dereinst einmal zerbröckelt, um nach ewigem Gesetz einer bessern Platz zu machen, so wird der Bruch beim Minister erfolgen. Man wird noch Fürsten finden, welche constitutionell regieren, Landtage, welche constitutionell verhandeln können, aber keinen rechten Minister dazu. Der Minister ist die schwache Stelle im Organismus, die *pars minoris resistentiae*, wie

die Aerzte jagen, und in dieser pars lauert der Tod bei den Menschen, wie bei den politischen Systemen.

Ist denn aber nicht gerade jetzt der mächtigste Mann in ganz Deutschland ein Minister? Hat nicht Fürst Bismarck, der Minister, den deutschen Bund über'n Haufen geworfen und das neue Reich geschaffen, ja eine neue Rangordnung für die Reiche Europas? lauscht man nicht seinen Worten in Beifall, Widerspruch, Freude, Jubel, Aerger, Zorn, Furcht und Hoffnung wie einem Orakel?

Gewiß! Allein kein Mensch wird eben auch Bismarck das schulgerechte Beispiel eines constitutionellen Ministers nennen. Er verfinnbildet uns keine Gattung, denn er ist eine Gattung für sich, — er ist vor allen Dingen Bismarck. Und damit er dies werden konnte, bedurfte es eines ganz außerordentlichen Zusammentreffens von Vorbedingungen, wie sie sich in hundert Jahren nicht wieder verketteten. So mag er wohl ein Mann seiner eigenen Kraft und seiner Zeit heißen, aber ein Mann seines Amtes ist er gewiß nicht. Ich meine, Bismarck hat sich den Minister gemacht, wie er ihn brauchte, aber der Minister hat nicht ihn gemacht. Er stieg empor und steht als Dictator des Portefeuilles. Wer das Königthum schildern will, der nimmt sich nicht Cäsar zum Muster, und wer von den „Leiden der kleinen Minister“ spricht, der denkt nicht an Bismarck, welcher seine besonderen Leiden für sich haben mag. *Suum cuique.*

Vor zwanzig Jahren hätte man einen solchen Minister, weder erwartet noch für möglich gehalten nach der constitutionellen Schablone. Ob und inwieweit der Reichskanzler diese Schablone zersprengen wird, das mag die Zukunft lehren:

ich sehe hier von allen persönlichen Ausnahmen und von allem Zukünftigen ab und halte mich nur an die Regel und an die Gegenwart, an solche Minister, welche man erwartet und für möglich hält, an die Minister vom Normalmaß. Ich blicke überhaupt zunächst nicht auf die Meister der äußeren Politik in den großen Reichen, sondern auf die Lenker der häuslichen Politik in den kleineren Staaten. Je mehr die Staaten das Mittelmaß haben, um so normaler sind zumeist die Minister.

Die Leiden dieser Normal-Minister aber laufen mir in zwei Thatfachen zusammen, die ich als Fragen formuliren will:

„Warum imponirt die Ministerwürde den Leuten heutzutage nicht mehr halb so stark, wie in der absoluten Zeit?“
— und —

„warum ist es so schwer als tadellos correcter und doch zugleich bedeutender, schöpferischer Minister zu walten?“

Die erste Frage streift scheinbar nur die Oberfläche und doch greift sie tief, denn sie greift in die dunkle Machtsphäre der öffentlichen Meinung. Die zweite klingt, nach dem strengen Wortsinne, fast wie ein logischer Widerspruch, und doch wurzeln gerade die ärgsten Leiden des Ministers darin, daß sie angesichts der Thatfachen nur allzu logisch ist.

II.

„Der kanu's noch zum Minister bringen“ — pflegte man sonst von einem gescheiterten Jungen zu sagen, welchem man das Höchste zutraute. Das Justinianus honores: jeder Student der Rechte trägt ein kleines Zukunfts-Portefeuille

in der Collegienmappe: „der Minister“ bezeichnete sprüchwörtlich das letzte Ziel des Ehrgeizes für Jeden, der nicht etwa als Prinz geboren war, oder unter die Soldaten ging um Feldmarschall zu werden.

Nun hat aber der Glanz der staatsdienstlichen Laufbahn überhaupt schon bedeutend abgenommen; wir sind viel staatlichere, staatsbegeistertere Leute als unsere Väter, Macht und Ansehen des Staates ist gewachsen, aber der Ehrgeiz nach Staatsämtern sank in gleichem Maße. Der Zauber des „Anstellungsdekretes“ und der „Beförderungen“ verblich gar bedeutend, und wenn sich Einer dann doch etwas Rechtes wünschen dürfte, so möchte er vielleicht lieber Rothschild oder Krupp, Humboldt oder Cornelius werden, als Minister. Selbst innerhalb des engeren Rings des bureaukratischen Ehrgeizes ist der Ministerposten nicht gar so verlockend mehr wie vordem. Einem jungen Rechtspraktikanten, der gestern sein zweites Examen ruhmvoll bestanden hat, erscheint eine gütige Fee im Traume und bietet ihm die Wahl zwischen sämtlichen höchsten Staatsämtern. Er ist ein kluger Junge, darum greift er nicht nach dem Minister-Portefeuille, sondern bittet vielmehr, als Präsident des obersten Gerichtshofes oder der Oberrechnungskammer morgen aufzuwachen und also fortan in „Ruße mit Würde“ leben zu dürfen. Wäre er von Adel, so hätte er sich vielleicht auch einen schönen Gesandtschaftsposten ausgesucht, die leider immer seltener werden.

Zur höchsten Würde eines Amtes gehört, daß es für die allermeisten Menschen schlechthin unerreichbar ist; so denkt, so empfindet das Volk. Der Philosoph freilich lacht über diesen Satz, aber die öffentliche Meinung philosophirt nicht.

Als neben dem einen Fürsten noch der eine Minister stand, da war der Minister selber noch hoch gefürstet, ein kleiner Erdengott neben dem größeren, der Mond neben der Sonne. Nur ein Cavalier aus gutem Hause konnte überhaupt daran denken, Minister zu werden, in tausend Fällen wurde er's aber doch nicht. Das war zu der Zeit, wo man noch wirkliche Böpse trug.

Wenn einer jener einsam hochgestellten alten Minister aus dem Grabe wieder erstünde, er würde staunen über die große Menge von Collegen, welche er bekommen hat! Die Zahl der Fürsten ist seit sechzig Jahren immer kleiner geworden, die Zahl der Minister immer größer. Kleine Länder, in welchen der Fürst unter Beihülfe etwa eines Regierungsdirectors sein eigener Minister war, haben jetzt einen, wohl gar mehrere ordentliche Minister. In den größeren Staaten vervielfältigte man die Zahl der Ministerien nach dem beliebten Grundsätze der Arbeitstheilung, und so gibt es jetzt Minister des Aeußern, des Innern, des Cultus, des Unterrichts, des Krieges, der Justiz, der Finanzen, des Handels, der Landwirthschaft, der öffentlichen Arbeiten, der Marine, der Colonien u. s. f. Die meisten dieser Aemter hatten vor hundert Jahren bescheidnere Titel, sofern sie überhaupt existirten. Es ist aber an sich kein Ministerluzus, wenn sich die Zahl der höchsten Behörden im größeren constitutionellen Staate gemehrt hat gegenüber dem absoluten Staate. (Obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Großstaatsucht manches Kleinstaates auch in Luzusministern Erhebliches leistete.) Seien wir gerecht. Die vertiefte und geregeltere Leitung des Staatsorganismus heischt mehr selbständig leitende Per-

fönlichkeiten, und je schärfer die Verantwortung des Ministers, um so weniger kann Ein Mann dieselbe für die verschiedensten Geschäftszweige so in Bausch und Bogen durchführen. Mit der Vielheit der Minister-Excellenzen verblich dann aber natürlich auch ein gut Theil jenes Nimbus, der früher das Haupt der einsam hoch oben thronenden einzelnen Excellenz umgab. Der Grund ist etwas gar zu menschlich; doch eben darum entspricht er so ganz der kindlichen Naivetät der öffentlichen Meinung. Vor Einem Gott und Einem Teufel hat man auch mehr Respect als vor vielen Göttern und Teufeln.

Es war vor vierzig Jahren. Der „dirigirende Haus- und Staatsminister,“ der einzige Minister meines Vaterländchens war gestorben: da mußte die ganze Staatsdienerschaft wochenlang einen Flor um den linken Arm tragen. Wie ein halbgefügelter Mann hatte der allmächtige Minister neben dem wirklichen Fürsten gestanden.

Der moderne Minister steigt geschwind und fällt oft noch geschwinder. Es gibt heutzutage mehr Minister als vor hundert Jahren, aber noch viel mehr gewesene Minister, — „Alt-Minister,“ würden die Schweizer sagen — lebendige Zeugen ministerieller Wandelbarkeit. Die lebenslänglichen Minister sind äußerst selten, und die Sterblichkeitsziffer der Minister ist vielleicht die günstigste unter allen Ständen, nicht weil die Constitution des Staates der Constitution der Minister so zuträglich wäre, sondern weil sie ihrer Amtsdauer so gefährlich ist. Wenn man vier Jahre für die Durchschnittsdauer eines modernen Ministerpostens setzt, so ist die Ziffer eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. In der vormärzlichen Zeit erzählte man von ein- bis zweitägigen österreichischen

Provinzial-Landtagen, als einem die Regierung des Kaisers Franz charakterisirenden Staatscuriosum; in der nachmärzlichen Zeit dagegen ging die Sage von einem einstündigen bayerischen Minister, und Ministerien, deren Lebensdauer nur nach Monaten zählte, gab es ja seit 1848 schon gar viele. Jedenfalls hat die stätig lange Dauer der Landtage in demselben Maße zugenommen, als die Stätigkeit der Portefeuilles abnahm. Dem ewigen Landtag entspricht der Eintagsminister. Es gibt Staaten, in welchen die „Ministerkrisis“ der regelmäßige Zustand ist, ein gesichertes Ministerium die Ausnahme.

Möglichst lange und ununterbrochen Minister zu sein, wohl gar durch ein ganzes Menschenalter wie Herzberg und Metternich, das gereichte früher zum besondern staatsmännischen Ruhme. Heutzutage wäre ein solcher Ruhm von vornherein etwas verdächtig. Denn da ein rechter constitutioneller Minister mit seinen Grundsätzen stehen und fallen soll, die leitenden politischen Grundsätze aber bei Fürst und Volk dormalen äußerst geschwind zu wechseln pflegen, so glaubt man von einem allzu langlebigen Minister gar leicht, daß sein einzig leitender Grundsatz nur der gewesen sei, um jeden Preis Minister zu bleiben.

Die kürzere Dauer der Ministerien zeigt also an, daß man dieses hohe Amt heute feiner, idéalischer und selbstloser auffaßt, und während es sonst ein leuchtendes Ziel des Ehrgeizes war, kann die Annahme desselben dem unabhängigen Manne jetzt oft genug als ein Opfer erscheinen, welches er dem Gemeinwohle bringt. Als das erste deutsche Reichsministerium von 1848 in Folge des Parlamentsbeschlusses

über den Malmöer Waffenstillstand abgetreten war, und keine neuen Minister zur Vollziehung jenes Beschlusses sich finden wollten, sprach der Abgeordnete Eisenmann die mannhaften Worte: „Es steht dem Reichsverweser frei, aus der Reihe der Mehrheit einen Jeden zum Minister zu nehmen, sei es auch nur auf sechs Stunden, um den Beschluß auszuführen; und ich erwarte es von der Vaterlandsliebe eines jeden Mitgliedes, daß er fern von aller persönlichen Eitelkeit sich dazu hergebe und sollte er auch nur als eine Schreibmaschine erscheinen. Ich wenigstens bin dazu bereit.“ Es erregte damals viele Heiterkeit, daß der treffliche Mann im Feueureifer sich selbst anbot als Schlachtopfer für ein sechsständiges Ministerium. Allein in dem komischen Extrem liegt hier doch eine ernste Wahrheit geborgen. Der Minister des constitutionellen Fürsten ist größer geworden als der Minister des absoluten in dem Opfer der Selbstentsagung und in den Pflichten und Lasten, die ihm auferlegt wurden, nicht in den Rechten und der Macht. Die Masse aber hat allezeit blinderen Respekt vor den Leuten, welchen große Rechte als vor jenen, welchen große Pflichten zugetheilt sind.

Der Minister ist der oberste Beamte; trotzdem sitzt er unsicherer auf seinem Sessel als die ihm untergebenen Staatsdiener; denn er kann von oben und unten her gestürzt werden, durch die Ungnade des Fürsten, wie durch die Opposition der Kammer. Den andern Beamten droht die Ungnade doch gewöhnlich nur von einer Seite. Ein Minister alten Stils kam wohl auch mitunter zu jähem Fall und es sind in der absoluten Periode verungnadete Minister geköpft worden, eingesperrt, in Schanden fortgejagt, was heutzutage in nor-

malen Friedenszeiten wohl kaum mehr zu befürchten steht. Dies war dann aber ein tragisches Geschick, dessen Knoten meist geheimnißvoll sich geschlungen hatte, dessen letzter Schlag oft ganz ungeahnt zermalmend über den Schuldigen oder Unschuldigen hereinbrach, und wenn der Minister auch ein Lente-schinder gewesen, und das Volk aufathmete, daß es ihn losgeworden, so kam es doch vor Staunen über den Sturz des mächtigen Mannes zunächst nicht zur kleinlichen Schadenfreude. Den constitutionellen Minister dagegen sieht man ganz allmählich schwanken und wackeln, berechnet öffentlich wie lange und wodurch er sich noch halten könne und macht ihm zum Voraus den Proceß in der Zeitung, schwarz auf weiß; man verfolgt die Sache wie einen spannenden Neuigkeitsstoff, nicht wie eine dämonisch aufwachsende Tragödie, und wenn der Mann zuletzt dann wirklich fällt, so wird er ja auch nicht geköpft, sondern er wird Gesandter oder Regierungspräsident, und das Publikum ist auch nicht erschüttert, sondern es räsonnirt, spottet, ärgert sich oder lacht schadensfroh, je nach Umständen. Der Fall eines Ministers hat das Impofante verloren, wie die Ministerwürde selbst.

Selten werden die Schwächen und Fehlgriße eines Beamten öffentlich gerügt; nur der oberste Beamte, der constitutionelle Minister sieht jede Blöße, die er sich gab, sofort vor die Oeffentlichkeit gezogen, und kein Mensch hat sich so ununterbrochen zu rechtfertigen und zu vertheidigen, wie ein Minister. Das ist nothwendig und soll so sein, aber angenehm ist es gerade nicht und ehrfurchtgebietend ebensowenig.

In der alten heimlichen Zeit faßte man den Minister zunächst unter dem Gesichtspunkte seiner Macht und seines

Glückes; in unsern öffentlichen Tagen dagegen unter dem Gesichtspunkte seines Talentcs und Charakters. Kein gebildeter Mann wird zweifeln, daß der letztere Gesichtspunkt der innerlich würdigere und höhere sei. Die stete kritische Beleuchtung macht hundert gewöhnliche Minister bei der Masse klein, um eine bedeutende Persönlichkeit auf diesem Posten dem bildungscharfen Auge desto größer erscheinen zu lassen. Der seltene ächte Minister gewinnt persönlich bei dieser Kritik, die Autorität der Ministergattung verliert. Und trotz aller demokratischen Ideen bleibt das Volk doch immer autoritäts-süchtig und autoritätsbedürftig und mißt, gleich den Frauen, den Mann vielmehr nach dem Amte als das Amt nach dem Manne.

„Minister“ ist ein demüthig stolzes Wort; es bedeutet einen Diener schlechtweg. Als die rechtsgelehrten Kanzler den absoluten Fürsten lästig wurden in ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit und Selbständigkeit und andererseits nicht mehr vornehm genug erschienen in ihrer meist bürgerlichen Herkunft, setzte man adelige Minister an ihre Stelle. Der Minister ward als Cavalier Staatsmann, wie der Kanzler als Gelehrter. Und wenn die Ministerialität — vornehmer Herrrendienst — im Mittelalter eine Quelle des niederen Adels gewesen war, dann brauchte sich der Edelmann, welcher großen Herrn im höchsten Amte diente, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch des Diener-Namens — Minister — nicht zu schämen.

Run diente aber dieser alte Minister einem Herrn, dem Fürsten, der moderne Minister dagegen soll zwei Herren dienen, dem Fürsten und dem Volke, und an diesen Doppeldienst erinnert ihn der neue Name „Staatsminister.“ Der

alte Minister warb um den Dank seines fürstlichen Gebieters, und Herrngunst zu gewinnen ist schwer; der moderne Minister wirbt aber auch um den Dank der öffentlichen Meinung, und Volksgunst zu gewinnen ist noch schwerer; beiderlei Gunst aber mit einander zu verbinden, das ist das allerschwerste. Und doch soll's jeder rechte „Staatsminister.“

Sind die Minister tüchtig, so rechnet man's dem Fürsten zu gut, daß er so treffliche Minister berufen hat und ertragen kann, sind sie schlecht, so rechnet man's ihnen selber an. Staatsrechtlich ist der constitutionelle Minister verantwortlich für den Fürsten, in der öffentlichen Meinung wird der Minister aber gar oft auch da zum Sündenbock für des Fürsten Thun und Lassen, wo es sich um gar keine staatsrechtliche Verantwortung handelt. Es ist unendlich leichter, ein populärer Fürst zu sein als ein populärer Minister.

Den Fürsten, auch wenn man ihn noch nicht gesehen hat, kennt man doch von Angesicht, weil man sein gut geschmeicheltes Bildniß an allen Wänden findet; dagegen erkennen wir wohl Minister, ohne ihnen persönlich vorgestellt zu sein, beim ersten Anblick, weil wir der ungeschmeichelten Karikatur ihres Gesichtes zum öftern schon im „Kladderadatsch“ begegnet sind.

Wenn ein Minister aus Ueberzeugungstreue zurücktritt, so ist dies gewiß höchst ehrenwerth. Es bleibt ihm alsdann nur zweierlei übrig: entweder er begibt sich in den Schmollwinkel des Privatlebens, oder er widmet dem Staate auch fortan seine Dienste, nun aber nicht mehr auf dem obersten Posten. Das Letztere ist gewiß das Bitterste und aber auch das Ehrenwertheste. Allein wie Viele begreifen den Ruhm,

der unter Umständen für einen Minister darin liegt, daß er es nicht verschmäht, rückwärts zu avanciren? Und wenn er nun vollends nebenbei auch um des Brodes willen zu einer geringeren Stelle zurückgehen, ja wohl gar unter einem Nachfolger dienen müßte, der sein Gegner gewesen, der ihn gestürzt hat? Das gereicht ihm nicht zur Schande, aber dem Ministeramte hilft es auch nicht zum besondern Glanze. Wird ein schlechter Pfarrer auf eine Straßpfarrei versetzt, so heißt es, der Maun hat nichts getaugt; kommt dagegen der beste gefallene Minister auf einen Strafgesandtschaftsposten, so spricht der Philister: da sieht man doch, wie lustig die Ministerlaufbahn ist.

Die Minister der absoluten Zeit waren Vertrauensmänner des Fürsten, häufig sogar dessen Günstlinge. Sie hatten, wie man anmuthig zu sagen pflegte: „das Ohr des gnädigen Herren,“ waren ganze oder halbe Hofleute, ritten mit dem Fürsten spazieren, gingen mit ihm auf die Jagd und saßen an der großen Tafel. Der Goldschein des Hofes, vor welchem der Unterthan damals noch so großen Respekt hatte, umleuchtete auch den Minister. Wenn ein Fürst den Minister persönlich nicht mehr leiden konnte, so verabschiedete er ihn; so lange also der Minister wirklich fest saß, konnte man doch wenigstens annehmen, daß er die Gnade des Fürsten mitgenieße und austheilen helfe.

Das ist jetzt häufig ganz anders. Nur wenige Minister sind noch rechte Hofleute, auch wenn sie von Adel wären; sie können oft nicht einmal ordentlich reiten und waidgerecht einen Rehbock schießen, genießen auch keineswegs überall den täglichen Umgang des Fürsten. Der constitutionelle Minister

hat Manieren und Ideen des Bureaus, wohl gar parlamentarische Manieren angenommen; und wäre er auch eines Obersthofmeisters Sohn und in der Pagerie erzogen, so paßte er doch nicht recht in die Hofluft. Minister, welche zugleich ächte Hofleute und vollends Günstlinge des Fürsten, sind heutzutage eine große Rarität. Statt den Minister in sein privates und persönliches Vertrauen zu ziehen, geht der Fürst demselben umgekehrt wohl gar aus dem Wege. Er schätzt ihn, ehrt ihn, hält ihn vielleicht für unentbehrlich, aber er liebt ihn nicht. Denn wenn der Fürst einen Mann ins Ministerium beruft, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß dieser nun gerade der Mann seiner freiesten Wahl, seines eigensten politischen und persönlichen Geschmacks sei. Durch eine Combination der Verhältnisse wurde es geboten, daß der Fürst aus sehr wenigen möglichen Candidaten eben diesen Mann wählte. Eine gebotene Wahl ist aber immer eine ärgerliche Wahl, vorab für einen regierenden Herren. Der bloße Anblick seines Ministers erinnert ihn daran, daß er den herrschenden Parteien, der politischen Lage, der öffentlichen Meinung oder wie man's sonst nennen will, Zugeständnisse habe machen müssen. Kein Wunder, wenn er diesen Anblick nicht öfter sucht, als es nothwendig ist. Der constitutionelle Minister ist nicht bloß verantwortlich, sondern auch unbequem nach oben und unten, der Sündenbock des Systems nach beiden Seiten: denn dem Fürsten sowohl wie dem Parlamente zeigt er die Schrauben ihrer Gewalt.

Hierzu kommt noch etwas Anderes, wodurch gar häufig der Minister dem Fürsten lästig wird. Je reifer und reicher sich das Staatsleben innerlich entwickelte, um so mehr ent-

sagungsvolle Arbeit wird von dem Regenten gefordert. Der constitutionelle Fürst muß weit fleißiger sein als sein absoluter Vorfahr. Ungeachtet dieser wie ein irdischer Herrgott über seinen Untertbanen waltete, so fand er doch für tausend persönliche Passionen breite Zeit; dem verfassungsmäßigen Fürsten ward sie sparsamer zugemessen, und die Ferien der Könige werden immer kürzer, gleich den Schulferien. Nun kommt der Minister als ein unangenehmer Mahner mit regelmäßigen, pedantischen, bureaukratischen Arbeiten und harrt und drängt auf Entscheid und Entschluß. Kein Wunder, daß der Fürst dem Minister aus dem Wege geht, nicht darum, weil er Arbeit bringt, sondern weil diese Arbeit gleichförmig zwingend, weil sie strenges Tagewerk ist und keine Neigungsarbeit. Die alten Fürsten, welche arbeiteten was sie wollten, nahmen ihre Minister mit, selbst wenn sie Vergnügungsreisen machten; die modernen Fürsten, welche daneben auch arbeiten, was sie müssen, machen manchmal Vergnügungsreisen, um ihre Minister los zu werden.

Ich sagte, gar selten ist ein Minister heutzutage Freund und Günstling des Fürsten; ich füge hinzu: wenn der Vertraute eines Fürsten Minister wird, so erkaltet höchst wahrscheinlich die Freundschaft. Zwar Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte kurze Zeit einen Minister, dessen Freund er gewesen und geblieben ist, den Herrn v.adowitz. Und unmittelbar nachdem er ihn als Minister hatte entlassen müssen, schrieb er ihm den berühmten Brief, welcher dem Freunde die unwandelbare ewige Treue des Freundes und den Schmerz über den nothwendigen Schritt des Königs in wärmsten Worten aussprach. Zu diesem rührenden Vorgange werden

sich aber wenige Seitenstücke in dem Leben moderner Staatslenker auffinden lassen. Und vielleicht konnte auch hier alles doch nur darum so geschehen, weil Friedrich Wilhelm zu vollen Herzens Mensch war, als daß er in voller Thatkraft König hätte sein können.

Wer persönlich den Fürsten beeinflussen will, der kann es heutzutage in der Regel weit besser, wenn er ein Hofcavalier ist, oder im Kabinette des Fürsten arbeitet, oder irgendwie in freiem persönlichem Verkehr mit demselben steht, als wenn er Minister wäre. Das war früher anders. Die Zeit der dienend herrschenden „Günstlinge“ ist vorüber, aber die Zeit der wechselnden „Einflüsse“ keineswegs. Mit dem Günstling des durchlauchtigen Herren konnte der Minister vielleicht sich verständigen, verbünden; er kannte und hatte hier seinen Mann; so gab es früher eine Kabinettsregierung durch den Minister; die kennt man im constitutionellen Staate nicht mehr oder sollte sie wenigstens laut der Verfassung nicht mehr kennen. Dafür gibt es jetzt Kabinetts-einflüsse neben und über den Ministern, persönliche Einflüsse, die kein Gesetz fassen und beschränken kann, die aber den Ministern ihr Amt oft saurer machen als der widerborstigste Landtag.

Der Minister des absoluten Staates konnte so übermächtig werden, daß er die Eifersucht seines fürstlichen Herrn erregte. Ludwig XIV. wollte keinen Premierminister, weil ihm die Herrschergewalt, welche Richelieu und Mazarin vor dem geübt hatten, zu deutlich vor Augen stand. Also selbst dieser unumschränkste Selbstherrscher fürchtete sich zunächst vor den Ministern. Und nicht mit Unrecht. Denn Richelieu

hatte Alles gegen sich gehabt; der König konnte ihn nicht leiden, der Hof wühlte gegen ihn, in den Parlamenten wie in der Bureaucratie sah er seine Feinde: dennoch stand er als ein Diktator über Allen, lediglich auf eigenen Füßen, der absolute Minister im absoluten Staate.

Es gibt auch heutzutage noch mächtige Minister, aber absolute Minister gibt es nicht mehr. So kann ein moderner Fürst wohl oft genug eifersüchtig werden auf die verfassungsmäßige Vollmacht, welche dem verantwortlichen Ministerium verliehen ist, aber selten auf die Person des Ministers. Diese Eifersucht gilt dann im letzten Grunde doch immer viel mehr jenem bureaukratischen Geschäftsgange, mit welchem der Minister dem Fürsten lästig fällt, und der Controle des Landtags, die der Minister respektiren und dem Fürsten oft zur unangenehmsten Stunde deutlich machen muß. Sie ist eine Eifersucht auf die Gliederung der Gewalten im constitutionellen Staate. Bei einem Minister wie Richelieu regierte der Diener den Herrn, und also wurde der Herr eifersüchtig auf den Diener; der constitutionelle Minister dagegen sagt dem Herren nur, wo seinem Regiment die negative Schranke des Gesetzes gesteckt ist, und also wird der Fürst bloß eifersüchtig darauf, daß sein Diener ihm derlei Meinung sagen kann und soll. Jene alte Eifersucht zeugte für die größere Macht des Ministers, jene moderne bekundet die schwierigere Pflicht desselben bei viel geringerer Macht.

III.

Indem ich nun bisher untersuchte, „warum ein Minister heutzutage den Leuten nicht halb so stark mehr imponirt als

in der absoluten Zeit," bin ich unvermerkt auch schon in die tiefere zweite Frage hinein gerathen, „warum es jetzt so viel schwerer geworden, als ein guter und vollends als ein bedeutender schöpferischer Minister zu walten?“ Meine Hauptgründe für den Erweis dieser größeren Schwierigkeit habe ich mir jedoch bis hierher aufgespart und will sie jetzt erwägen und vortragen.

Der Minister thut nichts Wichtiges für sich allein. Als Diener seines Herrn und in dessen Namen handelnd, bedarf er zunächst der Uebereinstimmung mit dem Fürsten. Da müssen also zwei Köpfe eines Sinnes werden, und das kann in zwiefacher Weise geschehen.

Entweder hat der Fürst die schöpferischen Ideen, und der Minister übernimmt dieselben bloß zur Durcharbeitung und Ausführung. Oder der Minister ist der eigentliche politische Kopf, er gibt den Ton an und entwirft die Pläne, welche er auch ausführt; der Fürst aber adoptirt dieselben und leiht ihnen den Nachdruck seiner Würde und Macht. Im einen Falle ist der Fürst sein eigener Minister, und der Minister ein bloßer Bureauchef, kein Staatsmann; im andern beherrscht der Minister den Fürsten, welcher dann ein bloßer Figurant wäre. Nur darf sich der Minister diese Herrschaft äußerlich nicht merken lassen. Beides aber kann recht und gut sein, je nach den Persönlichkeiten.

Nur ein dritter Fall, der jene zwei verbände, taugt nichts. Denn wollten Fürst und Minister gleicherweise aktiv, schöpferisch und original auftreten, so würden sie trotz aller Gefinnungsgemeinschaft alsbald hart aneinanderstoßen, und der Minister würde sich beugen oder abtreten müssen. Denn

er kann dem Fürsten nicht Concurrenz machen; er kann nur schlechtweg dienen oder dienend herrschen, darum heißt er eben Minister.

Daß der Minister vor allem die Stimme seines Herrn gewinnen muß, ist nun gerade nichts Besonderes und kommt auch nicht bloß im Verfassungsstaate vor, sondern in jeder Staatsform, wo es irgend eine Art von Ministern gibt.

Dagegen erwächst dem constitutionellen Minister eine neue und größere Schwierigkeit durch seine Stellung zum Landtage.

Hat er sich mit dem Fürsten zurechtgesetzt, so muß er sich auch mit dem Landtage zurechtsetzen und zwar in zweifacher Weise: er muß den Landtag mitarbeiten lassen an seinen Entwürfen, und er muß sich vor dem Landtage verantworten über seine Handlungen. Man spricht immer nur von dieser Controle, wenn man der Leiden des constitutionellen Ministers gedenkt. Einem schwachen Minister mag diese Controle lästiger sein als jene Mitarbeit; ein starker Minister dagegen, ich meine ein selbständiger und schöpferischer Geist, wird sich durch die Vorkritik, durch die Mitarbeit am Entwurfe, weit mehr eingeschnürt fühlen, als durch die Nachkritik der Verantwortung für das Geschehene.

Einsam, aus sich und mit sich allein, zeugt der Geist neue Gedanken und Thaten; Stoff sammeln, Gegebenes ordnen und anwenden, Begonnenes fortführen mag man leicht in ergänzender Mitarbeit. Der schaffende Mann geht verschlossene Pfade, der arbeitende sucht Arbeitsgenossen.

Man klagt über den Mangel an großen Staatsmännern. Unsere Zeit besitzt aber doch das Zeug zu denselben nicht

minder als eine andere und sie hat es bewiesen. Allein wir besitzen eine Staatsform, welche dem Einzelnen wehrt, eine große Schlechtigkeit auf eigene Faust am Staate zu begehen, und eben darum aber auch auf eigene Faust ein wahrhaftiger Held der guten Staatskunst zu werden.

Der ächte Staatsmann ist ein Mann der Idee und der That. Wer Gedanken im Kopfe hat und Nerv im Arme, der spricht wenig und handelt. Ganz besonders ungern aber wird er über das sprechen, was er thun will, und am allerungernsten gar verhandeln über sein Handeln. Ein constitutioneller Minister soll aber durchs Schreiben zum Reden, durchs Reden zum Thun, durchs Verhandeln zum Handeln kommen. Geduld ist das erste Erforderniß zum constitutionellen Minister, schlaghafte Energie zum großen Staatsmann. Eines schließt psychologisch das andere aus. In Zeiten der Noth, wo man dem Minister die Geduldsproben allseitiger Verhandlung gerne erläßt, wo man ihm von oben und unten williger ein Vertrauensvotum gibt, ist es darum am ersten möglich, daß auch ein Minister den Ruhm eines schöpferischen Genies gewinne. Der Freiherr v. Stein würde unter allen Umständen ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein, aber nur im Kampfe und Drange des nationalen Unglücks und der Erhebung ward er als Minister zugleich ein großer Staatsmann. Für einen Minister in Friedenszeiten war er viel zu hart und starr.

Zum berufenen Minister gehört eine so gar seltene Vereinigung von Eigenschaften! Man sollte also den seltenen Candidaten des Portefeuilles ohne weitere Rücksicht nehmen, wo man ihn findet. Hierzu hat der Fürst verfassungsmäßig

das Recht, er darf zum Minister machen, wen er will, und braucht durchaus nicht nach dessen bisherigem Beruf, nach Amts- und Altersrang zu fragen. Aber dieses Recht gilt meist nur auf dem Papier. Auf guten alten Adel sieht man zwar selten mehr, dagegen wird bureaukratisches Vollblut um so dringender gefordert. Nicht aber die „amtliche Laufbahn“ führt zum rechten Minister, sondern das persönliche Genie, welches sich neben und über der Laufbahn aufschwingt. Ein Künstler-Genie ohne Amt läßt man wohl allenfalls in seinem einsamen Fluge gelten, aber beileibe kein Staatskünstler-Genie mit dem höchsten Amte. Lesen wir doch in der Zeitung, daß man einem ergrauten Minister vorwarf, er habe seinerzeit das Gymnasium mit der dritten Note absolviert, wie könne er nun Minister sein wollen! Da wundert man sich dann noch, wenn manchmal monatelang im ganzen Lande Minister gesucht und keine gefunden werden. Sonst steigert die Seltenheit den Preis. Bei solch vergeblichem Suchen aber tritt das Gegentheil ein. Je länger man Minister sucht, um so wohlfeiler werden sie. Denn Jedermann weiß, daß man zunächst nur in den Kreisen sucht, wo nichts zu finden ist; aber wo etwas zu finden wäre — bei bedeutenden, unabhängigen Männern außer aller bureaukratischen und aristokratischen Linie, da wagt man nicht zu suchen.

Doch zurück zum Thema!

Analysiren wir die Arbeitsleiden eines schöpferischen constitutionellen Ministers noch etwas genauer. Er ist, wie jede auf Produktivität angelegte Natur, ein Stück von einem Künstler. Denken wir uns einen staatskünstlerischen Plan, der ihm eigen gehört, der seine ganze Seele erfüllt. Er hegt

ihn mit dem Feuer, mit der Liebe des Künstlers für sein Kunstwerk. Allein obgleich er ihn in stiller Seele empfangen und ausgetragen, wird er doch gerne ein fremdes sachkundiges Urtheil darüber hören, sei es von seinen nächsten Beamten, oder von berufenen Leuten, die nicht Beamte sind. Kein Mensch hat alle Weisheit für sich allein mit Löffeln gegessen, und auch der originellste, selbstgewisseste Kopf schärft seine Gedanken an fremdem Denken. Ein anderes aber ist es beim Schaffen Kritik aufsuchen, oder beim Schaffen Kritik auffuchen müssen.

Der Plan ist gereift. Er kommt nun vor den Fürsten, wohl auch vor den Staatsrath. Vielleicht setzt es jetzt bereits heftige Debatten. Allein mit Wenigen, bei denen doch meist vortweg ein verwandter Standpunkt vermutet werden darf, debattirt sich's leicht. Fällt die Sache gleich hier, so kann man ohnedies nicht sowohl von Arbeitsleiden reden, als von vereitelter Arbeit. Ein langes Hin- und Herzerren, Aendern und Ausfliden wird in diesem Stadium selten zu befürchten sein; viel eher ein rasches Todtstimmen und Todtschweigen, als ein schleichendes Todtreden. Gesezt auch, der Fürst oder sein Staatsrath erhöhe Widerspruch, so wird das doch nicht persönliche oder Parteiopposition sein, sondern ein sachliches Bedenken. Und dann hat es für den Vater einer neuen Idee immerhin großen Reiz, zum erstenmale und einmal alle Gründe für dieselbe ins Feld zu führen und die ganze Dialektik seiner Vertheidigung zu entwickeln. Aber mit dem einenmale ist's genug! Zweimal und sechsmal dieselben Gründe in eine andere Form zu gießen, ist trivialen Köpfen eine Lust, tieferen und thatkräftigen Denkern aber eine Last,

und je öfter sie ihre Gedanken wiederholt darlegen müssen, um so matter und trockener werden sie's thun. Denn der feurige Geist strebt inzwischen schon zu weiteren Folgegedanken.

Nehmen wir nun an, der Minister habe den Fürsten und den Staatsrath für seinen Entwurf gewonnen und bringe denselben vor den Landtag. Hiermit beginnt dann für ihn erst recht das eben bezeichnete Kreislaufen. Das bereits gründlich verfochtene Werk muß zunächst zweimal weiter verfochten werden, nämlich im Ausschusse und in der öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer, und dann vermuthlich noch zweimal in der ersten Kammer. Allein auch daran ist es nicht genug. Der Plan steht vor der Oeffentlichkeit, also gilt es auch die öffentliche Meinung für denselben zu gewinnen. Dazu bedarf man der Presse. Ein recht rühriger und geistvoller Minister aber schreibt seine wichtigsten Zeitartikel selbst, wenigstens in einer solchen politischen Herzenssache, wie wir sie hier voraussetzen, oder er inspirirt sie so genau und individuell, als ob er sie selbst geschrieben hätte. Also immer der nämliche Gedankenkreis in veränderter Form!

Welch eine Seelenpein sechsmal das gleiche Korn zu dreschen, welches doch nothwendig zuletzt Stroh wird! Ich könnte es dem Manne nicht verargen, wenn ihm schon bei der vierten oder fünften Apologie der Humor ankäme, sein Werk zur Abwechslung auch einmal mit recht wüthigen Gegenständen selber anzugreifen. Doch ein Minister darf kein Humorist sein.

Allein wird er denn nicht auch in der Debatte des Landtages und der Presse manches Neue lernen, neue Gesichtspunkte gewinnen, Selbstkritik finden in der mitarbeitenden

fremden Kritik? Ohne Zweifel wird ihm manche gute Lehre gegeben werden, nur ist leider der Augenblick, wo Jemand mit einem Plane vor die Oeffentlichkeit tritt, um denselben zur Annahme zu empfehlen, der ungünstigste für's Lernen. Auch pflegen Männer, die zu jeder Zeit bereit sind, Neues und Fremdes anzunehmen, zwar wohl große Gelehrte, aber selten große Staatskünstler zu sein. Das minder Vollkommene rasch und ganz durchzusehen, wird dem Manne der That besser dünken, als über den besten hinterdrein eingeflickten Zusätzen den einheitlichen Guß zu verlieren und den rechten Augenblick zu verpassen. Die parlamentarische Debatte bietet fast immer lehrreichen Stoff für die Abgeordneten, dann für die nachträglich ausführenden Beamten, für die Professoren des Staatsrechtes, für das Volk und für alle Welt; ob aber wohl gerade der Minister, welchen die Debatte trifft, jemals sonderlich viel davon gelernt hat — —?

Ich setze nun voraus, daß die Sache den besten Gang nimmt. Die Mehrheit für den Plan des Ministers scheint gesichert und es handelt sich nur um einzelne Abänderungen. Ja ich nehme den allergünstigsten Fall: die Haupteinwürfe kommen von wohlwollenden und ebenbürtigen Gegnern, von welchen sich auch ein Minister ohne Verdruß soll widerlegen und belehren lassen. Dazwischen kommen dann aber ohne Zweifel auch Redner, von denen kein Mensch etwas lernt, und die halten meist die längsten Reden. Solche unfähige Salbader widerlegen und immer widerlegen müssen, ist für einen feinen Kopf oft qualvoller, als von berufenen Gegnern widerlegt zu werden. Und wenn sie der Minister auch nicht widerlegte, so muß er sie doch hören, und hört

er das Gerede nicht, so muß er's wenigstens hinterdrein lesen; denn die stenographischen Protokolle sind unerbittlich. Wie viel glücklicher ist der Künstler und Schriftsteller, welcher gar keine Kritik zu lesen braucht, und also fröhlich immer weiter schaffen kann!

Dazu gesellt sich noch etwas Anderes.

Der Minister hat gerade so viel Redefreiheit wie der Abgeordnete, aber der Abgeordnete hat unendlich viel größere Freiheit der Redeform. Nicht kraft des Gesetzes, wohl aber kraft der Sitte. Der Abgeordnete darf den Minister mit allen Finten des Witzes, mit allen Seitensprüngen des Humors angreifen; die gleiche Waffe schickt sich nicht für den Minister, er soll nicht witzig sein, sondern allezeit voll Würde und Höflichkeit, und eine feine Ironie vom Ministertische gilt für anstößiger als ein grober Späß von den Abgeordneten-Bänken. Ein Minister, dem man scharfe Epigramme erlaubt, der die Waffe des Humors schwingen darf, ohne daß sie auf sein Haupt zurückfällt, ist von vornherein schon mehr als ein bloßer Minister.

Der Abgeordnete packt wohl auch einmal den Minister persönlich; doch wehe diesem, wenn er nun seinerseits auch mit Persönlichkeiten dienen wollte! Er soll sich streng an die Sache halten, er soll maßvoll, ruhig, syllos, objektiv reden, was doch häufig wirkungslos reden heißt; den Gegnern aber sind alle Tonarten subjektiver Stylistik bequem, ja man rühmt ihre Rednergabe, wenn sie die höchsten Intonationen und grellsten Modulationen anschlagen. Der Minister soll vornehm reden, wie eine Denkschrift, wie ein Protokoll, wie ein Buch; die Andern sprechen wie's ihnen aus dem Herzen

quilt, mitunter auch im Volkston, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: So hat der vielgequälte Mann überall verdrießliche Arbeit; wie sollte er also sein Werk mit jener hellen Freude durchführen können, die man sonst so gern jedem schaffenden Geiste gömmt? Es ergeht ihm wie den Baumeistern: indeß der Bau aufsteigt, noch ein räthselhafter Rumpf, trittelt jeder Vorübergehende daran und zeigt, wie er's besser gemacht haben würde; steht das Haus aber schön vollendet, sind alle Räthsel gelöst, dann schweigt auch die Kritik, wo sie doch eben erst anfangen sollte zu sprechen. Und doch hat's der Baumeister noch besser wie die Minister; denn die ihm so dreinreden, haben wenigstens kein Recht zu ändern und müssen's bei den Worten bewenden lassen, sie dürfen ihm wohl die Freude am Werk verderben, nicht aber das Werk selber.

Im constitutionellen System gibt es Sicherheitsventile an allen Ecken. Der Landtag schützt den Minister vor der Willkür des Fürsten, und der Fürst schützt den Minister vor der Willkür des Landtags; nur vor der lähmenden Wirkung, welche in der doppelten Mitarbeit von Fürst und Landtag auf jedem genialen Werke eines Ministers ruhet, schützt ihn kein Mensch. Darum sind eben auch die genialen Minister so selten: ein unabhängiger Mann voll eigener Ideen und energischen Charakters wird sich nicht zum Portefeuille drängen, und übernimmt er dasselbe aus opferfreudigem Pflichtbewußtsein, so wird er wahrscheinlich zu allernächst seine Genialität zum Opfer bringen, das heißt für sich behalten müssen.

Zwei Krankheitsformen zeigen sich nicht selten bei Ministern in Folge jenes ungelösten Gegensatzes von Schaffens-

drang und Schaffensfranke. Entweder der Mann wird entsetzt, verbittert, kleinmüthig und kleinmeisterlich und reißt seine Kräfte freudlos im gewöhnlichen Geschäftsbetriebe auf, welchen ein minder bedeutender Kopf viel besser besorgen könnte; — oder er wird ein Gewaltminister, der mit dem Landtage troßt, statt in Geduld mit ihm zu arbeiten, und wenn er die Opposition nicht mehr beugen kann, zuletzt wohl gar die Verfassung beugt, um schließlich in jenem Strome zu fahren und zu scheitern, der seiner gewalthätigen Natur das freieste Fahrwasser bietet, nämlich in dem Strome der Revolution.

Also sollte ein genialer und vom kräftigsten Selbstgeföhle erfüllter Mann wohl gar nicht Minister werden? Das behaupte ich nicht. Nur soll er als constitutioneller Minister in Friedenszeiten nicht genial sein wollen, und die Stärke seines Willens hauptsächlich dahin wenden, den Eigenthum zu beugen und persönlichem Ruhme stolz zu entsagen.

Am allerbequemsten sitzt ohne Zweifel die Mittelstellung eines Ministers der praktisch tüchtigen, ausdauernd geduldigen und ehrlichen Mittelmäßigkeit, die nichts Unrechtes und Verlehtes thut, aber auch nichts Großes und Eigenstes zu thun begehrt. Gar oft bezeichnet der allgemeine Ruf dieses oder jenes parlamentarische Licht als den Minister der Zukunft. Derlei vorbestimmte Kandidaten des Portefeuilles sind meist die gewandten Führer einer an sich unbedeutenden Mittelpartei. Eben weil sie keine durchschlagende und eigenartige Politik verfolgen, wie die Führer der Rechten und Linken, vermögen sie bald nach rechts, bald nach links den Ausschlag zu geben ohne Untreue gegen ihre Ueberzeugung. Sie sind

allezeit „möglich“, während es das Loos eines schöpferischen Kopfes ist, daß er zum öftern auch sehr „unmöglich“ wird. Sie haben die Geduld, duzendfache Mitarbeit zu ertragen, weil ihnen die Schaffensbegeisterung eigenster Ideen fehlt, ja ihre ganze Partei ist im Grunde nur ein Resultat der Mitarbeit der andern Parteien. Sie sammeln, vergleichen, wägen ab, vermitteln und machen im Landtag die gründlichsten Ausschußreferate, sie werden späterhin auch als Minister sehr gründliche Denkschriften ad majestatem schreiben. Sie können Meister in jener kleinen Politik werden, welche ein gut gehendes Staatswesen weiterhin tren und redlich im gleichen guten Gange hält. Aber Meister jener großen Politik, welche kühnen Muthes neue und bessere Wege sucht, werden sie gewiß nicht. Sie können ausgezeichnete Kammerpräsidenten abgeben, tüchtige Diplomaten, treffliche Verwaltungschefs, aber zu großen Staatsmännern, zu Ministern im stolzeren Sinn fehlt ihnen denn doch alles Zeug.

IV.

Der allgemeine Satz, daß die doppelte Mitarbeit des Fürsten und des Landtags lähmend auf dem schöpferischen Geiste eines Ministers lasten müsse, gewinnt jedoch nicht überall in gleichem Maße Geltung. Die verschiednen Stufen des Verfassungsstaates, die verschiednen ministeriellen Gebiete bedingen mancherlei Ausnahme und Unterschied.

Es gab eine Zeit, wo man den Giertanz der kleinen Minister als einen wahren Triumph modernen Staatswesens pries. Das war in den Jünglingstagen des deutschen Ver-

fassungsstaates, in jener vormärzlichen Epoche, als die südwestdeutschen Mittel- und Kleinstaaten versuchsweise constitutionell regiert wurden, dertweil die beiden deutschen Großmächte noch ablehnend und abwartend zur Seite standen. Wer damals Kammer-Neben bewundern wollte, die man Thaten nannte, und Minister beobachten, die so ganz correct, daß sie niemals recht zur That kamen, der ging nach Karlsruhe, Stuttgart oder München. Der Staat galt für musterhaft, welcher regiert wurde, ohne daß man sagen konnte, wer eigentlich regierte, der Minister für meisterhaft, welcher gleich verantwortlich nach oben wie nach unten, moralisch und politisch gleich abhängig nach beiden Seiten leitete und diente, hart und weich war, allein schuf und mit Andern arbeitete, den Ton angab und in fremden Ton einstimmte — Alles in einem Athem. Man sah darin das wahre Geheimniß des Constitutionalismus. Und wenn die guten neuen Minister auch nicht mehr von der alten Autorität des Amtes umstrahlt wurden, so genossen sie doch den Ruhm, durch so geheimnißvolle Kunst bald oben bald unten zu schweben und dennoch in der Verfassungstreue immer obenauf zu sein. Der Constitutionalismus jener Zeit bot den Reiz, in der Idee vollendet zu erscheinen und doch ewig unvollendet in der Praxis. Gerade dieser Widerspruch war fesselnd — wie jedes Schulideal im Kampfe mit dem Leben. Und wir machten Schule in jener Zeit: die Nation lernte das neue Verfassungsrecht. Aber solche Schule taugt nur für Friedenszeiten.

Die achtundvierziger Märzstürme kamen; sie brachten uns die Märzminister, neue Männer, aber keine neue Minister-

gattung. Man hielt an dem vormärzlichen Ideal des constitutionellen Ministers fest, nur sollte es vollendet werden, eine „Wahrheit“, wie weiland die Charte durch die Juli-revolution. Die Märzminister gingen an dieser Wahrheit zu Grunde. Damals ward viel von „edeln“ Ministern geredet und hinterher über diese „Edeln“ gespottet, welche nichts zu Stande gebracht und, wie die verbitterte Opposition meinte, die Volksache verlaßt und verrathen hätten. In der That stand damals mancher wahrhaft edle Mann an der Spitze und fiel, weil er als ganz correcter Minister nach allen Seiten zumal blickte und mit gebundenen Füßen laufen wollte.

Wir leben in einer neuen Zeit. Man schätzt die Staaten nicht mehr nach dem feingegliederten, folgerechten Aufbau ihrer Verfassung, man fragt kaum noch nach dem individuellen Glück und Behagen der Bürger: man wägt die Staaten nach ihrer Macht. Auch die Ministerien, auch die Minister werden nach ihrer Macht gewogen. Es gibt Staaten mit wirklichen und Staaten mit bloßen Titular-Ministern. Die erstgenannten, die großen, selbständigen Nationalstaaten entfalten ihre eigenste Macht in der äußeren Politik: Staat gegen Staat. Darum besitzen sie auch zwei Ministerien, welche noch ganze Minister ertragen können: des Krieges und des Aeußern. Wir leben in Militärstaaten, während der reine Constitutionalismus eigentlich den Civil- und Friedensstaat voraussetzt. Hierin liegt ein Widerspruch, der sich vielfach verfolgen ließe; er offenbart sich unter anderm auch darin, daß die Heerverwaltung sich möglichst auf eigene Füße stellt und von parlamentarischer „Mitarbeit“ wenig wissen

will. Die Civilisten, welche sonst alles kennen und können, verstehen vom Soldatenwesen ganz allein nichts, und die Disciplin des Heeres darf nicht parlamentarisch gelockert werden. Kraft dieser zwei Sprüche bleibt der großstaatliche Kriegsminister Herr im eigenen Hause.

Aehnlich der Vorstand des äußeren Amtes. Der Verkehr von Staat zu Staat, von Macht zu Macht setzt häufig das Geheimniß voraus, noch häufiger persönliche Schlagfertigkeit, augenblicklichen Entscheid. Da kann man nicht vorher zwei Kammern befragen. Also wird zuerst gehandelt und hinterdrein kommt die vollendete Thatsache vor den Landtag, welcher nach Umständen sogar „Indemnität“ erteilen wird. Indemnität ist ein wohlklingendes Wort für ministerielle Ohren; denn es spricht die persönliche Macht des Erfolges aus, welche auf dem Rechte des Erfolges gründet. Aber man hüte sich vor dem Irrthum, als ob der Erfolg allein Anspruch auf Indemnität verleihe. Erfolge, welche uns ein Anderer vortuegnimmt, während wir sie doch selber hätten gewinnen oder wenigstens mitgewinnen können, nehmen wir übel: wir verzeihen nur den Erfolg, welcher uns selbst nicht erreichbar gewesen wäre. Mit andern Worten: nur der unersetzliche Minister kann auf Indemnität kraft des Erfolges rechnen.

Das klingt fast wie Macchiavell. Allein wenn Macchiavell heute sein berühmtes Buch zu schreiben hätte, so würde er's überhaupt vielleicht nicht „vom Fürsten“, sondern „vom Minister“ betiteln. Mit den historischen Beispielen, die er so trefflich zu verwerthen weiß, könnte er dann gleich bei seinem Landsmanne Cavour anfangen.

Die unersetzlichen Minister, die Männer ihrer eigenen Thaten und der Indemnität des Erfolgs sind heute nur noch denkbar im Ministerium des Aeußern eines Großstaates. Sie können dort sogar nach Innen selbstschaffend eingreifen, sofern und solange ihre Drohung, das äußere Amt niederzulegen, wenn man ihnen nicht überall willfährt, unwiderstehliche Kraft besitzt. Doch dies gehört nicht in das Kapitel von den Leiden der kleinen, sondern von den Freuden der großen Minister.

Als die Unterordnung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter ein Gesamtreich noch nicht durch die unwiderstehliche Wucht der Ereignisse geboten war, sondern nur erst als wünschenswerth erörtert wurde, sagte man den Kleinen zum Troste, es handle sich dabei ja blos um das Aufgeben der diplomatischen und militärischen Selbständigkeit. Hiermit würden ja die selbständigen Fürsten nicht mediatifirt. Das ist ganz richtig. Aber die selbständigen Minister wurden mediatifirt.

Nun ist aber den Einzelstaaten im deutschen Reich eine herrliche Aufgabe näher gelegt als je zuvor, eine Aufgabe, welche die segensreichsten Ziele in sich schließt. Der Bürde der großen Politik und des autonomen Heerwesens ledig, können sie sich um so gründlicher in die Pflege der heimischen Volks- und Landescultur vertiefen, rastlos wetteifernd, wer in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Gewerbe, Verkehr und Landbau das Eigenste und Höchste leisten werde, je nach des Volkes und Landes Art und Bedürfnis.

Also wüchse dann den Ministerien der innern Verwaltung an Schaffenskraft und Ansehen gedoppelt wieder zu, was

die Ministerien des Aeußern und des Krieges verloren hätten?

Doch nicht ganz! Denn gerade auf dem Gebiete der Culturpflege erwartet den Minister des Innern die allergrößte Concurrenz. Die Culturpolitik ist durchaus nicht mehr Monopol der obersten Behörden wie in der bureaukratischen Zeit; je mehr die eigentlich politische Aufgabe der kleinen Landtage zusammengeschrumpft ist, um so thätiger werden auch diese hier eingreifen wollen. Der mächtigste Mitarbeiter des Ministers in solchen Dingen ist dann aber auch vorab der Fürst selber. So gut Karl August von Weimar in den schlechtesten Zeiten des alten römischen Reichs groß werden und zu einem nationalen Fürstencharakter emporwachsen konnte, ebenfogut und noch viel leichter vermögen dies auch die Einzelfürsten in den ruhmvollen Tagen des neuen deutschen Reiches. Freilich hat sich unsre gesammte Geistesarbeit seit hundert Jahren viel mehr auf eigene Füße gestellt und bedarf also des fürstlichen Patronates weniger; dafür hat sich aber auch das Gebiet solcher Culturpflege weit hinaus über die bloße Kunst und Wissenschaft ausgewachsen, es ragt zugleich in das neue Land unserer wirthschaftlichen und sozialen Interessen. Und jenes alte Mäcenatenthum, welches sehr bequemerweise die schaffenden Meister nur durch Geld, Ehren und Titel förderte, verfängt freilich heutzutage auch nicht mehr viel. Geld und persönliche Ehren sind zwar angenehme Dinge, aber der rechte Mann schlägt es höher an, wenn der Fürst zunächst nicht ihn selbst, sondern das Heiligthum seiner Arbeit ehrt — durch redliches Mitarbeiten. Also soll z. B. der fürstliche Kunst-Mäcen vorab des eifrigsten und

vielseitigsten Studiums der Kunst sich befleißigen, dann ehrt er die Künstler in der Kunst. Und ähnlich auf andern Gebieten. Das heißt: die hervorragendste Culturpflege setzt zugleich die hervorragendste Selbstthätigkeit des Fürsten voraus.

Da wird der Fürst aber auch — ohne allen Verstoß gegen die Verfassung — in diesen Dingen zuletzt sein eigener Minister. Was bleibt nun dann dem wirklichen Minister übrig, der hier jedoch genau genommen, gar nicht mehr der wirkliche Minister wäre? Auch auf diesem Gebiete, wo persönliche Liebhaberei und Neigung am liebsten sich geltend macht, verbleibt ihm zunächst das mitarbeitende Dienen, entsagungsvoller wohl gar noch als angesichts seiner Mitarbeit im Landtage und beim Reiche. Der kleine Minister muß der größte Meister im Dienen sein, der große Minister im Herrschen. Allein selbst der große Minister des Großstaates herrscht doch auch oft genug nur dienend, und auch der kleine behält, wenn er klug ist, immer noch etliche Fäden der Herrschaft in der Hand.

In vergangenen Zeiten machte das Amt den Mann; in unsern Tagen wird selbst ein kleiner Minister erst durch den Mann gemacht. Aber es dürfte noch schwerer sein, den Mann für den kleinen als für den großen Minister zu finden.

Dies lehrt ein Blick in die Leidensgeschichte der kleinen Minister.

SBN 649759









